
3 1761 04137 0651


G
K

F. E. Sillanpää

Henriette Herz

Ihr Leben und ihre Zeit

Herausgegeben
von
Hans Landsberg

Weimar, 1913
Gustav Kiepenheuer-Verlag



Inhaltsverzeichnis

Zwei Jahre nach dem Tode von Henriette Herz, im Jahre 1849, hat der Berliner Schriftsteller J. Fürst aus persönlichen Mitteilungen der Verstorbenen sowie aus ihren Aufzeichnungen vom Jahre 1823 und 1829 eine Reihe von Zeitungsfeuilletons verfaßt, die sich ebenso wie manches ungedruckte Schreiben der berühmten Schönheit des friederizianischen und nachfriederizianischen Berlins im Nachlasse Varnhagens auf der Königlichen Bibliothek in Berlin befinden. Aus diesen Aufsätzen entstand dann das bekannte Buch von J. Fürst: „Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen." (Berlin 1850.) Wie man aus dem Original der Erinnerungen, das, für einen beschränkten Kreis gedruckt, zuerst 1896 in den „Mitteilungen aus dem Literaturarchiv" in Berlin (Band I) erschien und hier erneut zum Abdruck gelangt, hinreichend ersehen kann, hat Fürst eine freie und oft recht willkürliche Bearbeitung des ihm vorliegenden, heute zum größten Teil verschwundenen Materials vorgenommen. Gleichwohl geht Varnhagen 1853 niedergeschriebenes Urteil zu weit, wenn er meint: „Das Buch von Herrn Fürst über Henriette Herz ist in dem Teile, den sie nicht selbst geschrieben, sondern den er nach ihren Gesprächen und Erzählungen verfaßt hat, durchaus unzuverlässig, oft ganz falsch und unwahr, woran sie selbst nicht ohne Schuld sein mag. Sie hatte in der spätern Zeit ihres Lebens vieles zu verschweigen, zurechtzustellen, hauptsächlich in betreff Schleiermachers, Friedrich Schlegels und seiner Frau (Dorothea), der Frau (Caroline) von Humboldt, der beiden Brüder von Humboldt, des Grafen zu Dohna usw. — Dies mein Urteil stand mir

längst fest, ich war aber sehr erstaunt, dasselbe von zwei Damen, die hier wohl eine Stimme haben, ganz bestätigen zu hören. Die Geheimrätin Steffens und Fräulein Wilhelmine Schede, beide mit der Hofrätin Herz eng befreundet, besonders aber die letztere durch volle vierzig Jahre hindurch, sprachen ganz von selber das nämliche Urteil aus, vieles sei offenbar falsch, andres verschoben, zurechtgemacht oder gräßlich verstümmelt, zum Beispiel über Dorothea Schlegel, Schleiermacher und seine Frau usw."

Fürst läßt in seinem Buche über Henriette Herz, nach einem Blick auf ihre Kinder- und Jugendjahre, ein wenig zusammenhanglos die Gestalten ihrer Jugendfreundin Dorothea Schlegel, von Karl Philipp Moritz, Friedrich von Gentz, Schleiermacher, Jean Paul, von Goethe und Schiller und Ernst Moritz Arndt, des Grafen Mirabeau und der Frau von Genlis, der Herzogin Dorothea von Kurland und ihrer Schwester Elisa von der Recke Revue passieren. Er läßt sie aus den Tagen der französischen Okkupation und aus dem römischen Künstlerkreise um Caroline von Humboldt erzählen.

Durch eine Fülle neuer Publikationen sind diese Darstellungen gründlich überholt worden. Ich erinnere nur daran, daß 1861 die „Briefe von Börne an Henriette Herz" erschienen, die jetzt, seit 1905, in einer durch Ludwig Geiger besorgten, um die Gegenbriefe der Henriette Herz vermehrten Ausgabe vorliegen. 1860 begann Dilthey und Jonas mit der vierbändigen Publikation der „Briefe von und an Schleiermacher" (Aus Schleiermachers Leben, 1860 ff.). Seither hat sich das Material, das zur näheren Illustration von Henriette Herz und ihrem Freundeskreise dient, noch erheblich vermehrt. 1851 hatte der Jungdeutsche Ferdinand Gustav Kühne in seinem Essaybande „Deutsche Männer und Frauen" ein lebensvolles Porträt von Henriette Herz entworfen. 1867 veröffentlichte die unermüdliche Ludmilla Assing, die Nichte Varnhagens, „Briefe von Wilhelm von Humboldt an Henriette Herz". (Aus dem Nachlasse Varnhagens, Band I.) Zu Beginn der achtziger Jahre gab Raich den Briefwechsel

Dorotheas von Schlegel heraus, Walzel schloß sich ihm an mit den „Briefen Friedrich Schlegels an seinen Bruder August Wilhelm“ (1890).

Die Reihe der Veröffentlichungen, die sich direkt oder mittelbar mit Henriette Herz beschäftigen, war damit noch längst nicht abgeschlossen. Wichtige Beiträge enthielten die „Erinnerungen“ der Malerin Louise Seidler (2. Aufl., Berlin, 1875), der vielbändige Briefwechsel von Wilhelm und Caroline von Humboldt (Berlin, 1906 ff.), den Leitzmanns Publikationen über Caroline und die Gentz-Briefe (1909 ff.) ergänzen.

Direkt aus dem Nachlasse von Henriette Herz konnte Heinrich Hahn für eine interessante Veröffentlichung in „Nord und Süd“ (Oktober 1892) schöpfen. Nach einer längeren Pause brachte dann ein Buch „Schleiermacher und seine Lieben“ (Magdeburg, Creutz, 1910) eine lange Reihe unbekannter Briefe der Herz, die wohl in der Hauptsache aus dem Besitz einer Urenkelin Schleiermachers, des Fräulein Helene Lommatzsch in Berlin, stammen.

Ich durfte endlich für das vorliegende Buch, das in dem Bestreben wurzelt, ein anschauliches Bild des Altberliner Gesellschaftslebens zu geben, dank dem Entgegenkommen der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen, die 1866 von Mynster herausgegebenen Breve til og fra F. C. Sibbern (Kopenhagen, 1866) benutzen.

Im übrigen mag das Buch für sich selbst sprechen.

Berlin, im August 1913.

Hans Landsberg.

I.

In seiner „Beschreibung der königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam", die im Jahre 1786 schon in dritter Auflage erschien, gibt der Verfasser und Verleger Friedrich Nicolai ein sachgemäßes Bild der materiellen Verhältnisse des spätfriederizianischen Berlins. Danach zählte die preußische Residenz nicht viel über 110 000 Einwohner. Nicht eingerechnet war die etwa 30 000 Mann starke Garnison. Die französische Kolonie, die nach der Widerrufung des Edikts von Nantes einen bedeutenden Zufluß bekam — fast genau hundert Jahre vor unserer Epoche —, war mit 5000 Mitgliedern, einem knappen Drittel sämtlicher Refugierter in Preußen, vertreten. Diese für die weitere Entwickelung Berlins so ungemein bedeutsamen Kolonisten, die sich apart trugen und bürgerlich wie nach der geistigen Seite hin ein aristokratisches Element repräsentierten, zählten erheblich mehr als die Judenschaft, als welche Nicolai für das Jahr 1784 auf 3372 angegeben hat. Zu Beginn des Jahrhunderts gab es in Berlin nur 112 Judenfamilien, bei denen wohl etwas mehr als die Durchschnittszahl von fünf Gliedern anzusetzen ist. Für sie war das neuste Generalprivilegium vom 17. April 1750 maßgebend. Danach durften die Berliner Israeliten in der eigentlichen Stadt nur siebzig Häuser besitzen. Die kurmärkische Kriegs- und Domänenkammer hat über ihre bürgerlichen Verhältnisse und Veränderungen

zu entscheiden, während das Kammergericht in allen Justizsachen zuständig war. Im Jahre 1775 hat der König die bisherigen Ältesten der berlinischen Judenschaft, Daniel Itzig und Jakob Moses, zu immerwährenden Oberältesten in sämtlichen königlichen Landen ernannt. „Diese müssen, wenn der König an sämtliche unter dessen Schutz stehende Juden etwas befiehlt, solchen den Befehl gehörigen Ort zuschicken und für dessen Befolgung sorgen. Auch müssen alle Aeltesten in den Provinzen sowohl was ihre Abgaben anbetrifft, als auch ihre übrigen gemeinschaftlichen Gesuche bey Hofe an diese Oberältesten gelangen lassen."

Die Juden, die freie Religionsübung genossen, lebten größtenteils von der Handlung. Das Handwerk war ihnen so gut untersagt wie der Handel mit Wolle, Häuten und Leder, mit Tabak, Wein und Holz. „Die freyen Künste sind ihnen erlaubt, und es gibt unter ihnen einige Maler, Stempelschneider und Petschierstecher. Man muß überhaupt von der berlinischen Judenschaft rühmen, daß unter derselben verschiedene Gelehrte, viele Leute vom Geschmacke, und Liebhaber der schönen Wissenschaften angetroffen werden."

Es ist nicht uninteressant, bei Nicolai die Liste der „jetztlebenden Gelehrten, Schriftsteller, Künstler und Musiker" durchzusehen, ein Vorstück zu Hitzigs „Gelehrtem Berlin" in den zwanziger Jahren, um damit ein ungefähres Bild des geistigen Berlins und eine Kenntnis der Beteiligung jüdischer und französischer Elemente zu gewinnen. Da begegnen wir Herrn Friedrich Ancillon, Prediger der französischen Kirche und Vater des späteren preußischen Ministers, Herrn Christian August Bertram, der im bürgerlichen Beruf Geheimsekretär ist und sich besonders durch die Literatur- und Theaterzeitung bekannt gemacht hat; dem Bibliothekar Johann Erich Biester, der zusammen mit

Friedrich Gedike die „Berlinische Monatsschrift" herausgab, ein Seitenstück zu Nicolais seit den sechziger Jahren erscheinender „Allgemeiner deutscher Bibliothek" und gleich ihr ein Hauptorgan der sogenannten Aufklärungsphilosophie. Christian Friedrich von Bonin ist Leutnant im Regiment Gensdarmes und Lustspieldichter. Herr Christian Wilhelm Dohm, Geheimrat im Auswärtigen Amte und wohnhaft in der Letzten Straße (der späteren Dorotheenstraße), war einer der wenigen höheren Beamten, die sich ein paar Jahre zuvor in einer epochemachenden Schrift „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden" (1781) sehr lebhaft für die Stammesgenossen Moses Mendelssohns eingesetzt hatten. Er nannte die den Juden gegenüber angewandten Ausnahmegesetze kulturwidrig und wollte ihnen den Zugang zu allen Berufen und sogar zu den Staatsstellungen erschließen. „Diese der Menschlichkeit und der Politik gleich widersprechenden Grundsätze, welche das Gepräge der früheren Jahrhunderte, in denen sie entstanden, noch so merklich bezeichnet, sind der Aufklärung unserer Zeiten unwürdig und verdienen schon längst nicht mehr befolgt zu werden." Infolge besserer Behandlung würden die Juden tüchtiger und besser werden.

Das Lehrerelement, bereits durch Gedike, den Direktor vom Friedrichswerder, vertreten, stellt sich uns noch mit dem berühmten Pädagogen Meierotto, dem Rektor des Joachimsthalschen Gymnasiums mit dem Aufklärungsphilosophen Johann Jacob Engel, dem Philosophen für die Welt, der ebenda lehrte und später die Oberleitung des Nationaltheaters übernahm, und vor allem mit dem geistvollen Karl Philipp Moritz, dem Verfasser des eben erschienenen „Anton Reiser", dar. Moritz, der sich ursprünglich dem Schauspielerberuf widmen wollte, war Professor am Köllnischen Gymnasium und Theaterkritiker an der Vossischen

Zeitung, die seine berühmte Verreißung von „Kabale und Liebe" gebracht hatte. Er erklärte das Stück für ein ganz abscheuliches Machwerk, um sich freilich später, nach der persönlichen Bekanntschaft mit Goethe und Schiller, zu einer besseren Einsicht zu bekehren. Moritz bildet bereits den Übergang zu den problematischen Naturen der Romantik. Seine Lebensauffassung und seine Führung widerspricht in jeder Linie dem Rationalismus seiner Zeitgenossen, die bestenfalls sich mit dem Gespensterglauben Nicolais mit den Dingen zwischen Himmel und Erde abfanden.

Fassen wir noch kurz ein paar weitere Geistesvertreter des damaligen Berlin zusammen. Da ist der Kapellmeister Johann Friedrich Reichardt, dem als Musikrezensent der Kriegsrat Friedrich Wilhelm Marpurg zur Seite steht: Marpurg hatte den „Kritischen Musikus an der Spree" herausgegeben und sich für den deutschen Gesang eingesetzt. Reichardt, ein ungleich bedeutenderer Kopf, war erst viel später, in den siebziger Jahren, als Kapellmeister Friedrichs des Großen nach Berlin gekommen. Seine Aufgabe, hier deutsches Musikleben zu erwecken, wird gegen Ende des Jahrhunderts durch Fasch, den Begründer der Singakademie, und seinen Nachfolger, Goethes Freund Zelter, fortgesetzt. Die Literatur spielt gar keine Rolle. „Herr Karl Wilhelm Ramler, Professor der schönen Wissenschaften beim Kadettenkorps, gehört zu den größten Dichtern unserer Nation." Er dichtete korrekt, zuweilen auch mit Schwung, aber er blieb ein Pedant. Neben ihm erfreut sich die sechzigjährige Karschin, die Goethe bei seinem ersten Berliner Aufenthalt besucht hatte, noch immer eines gewissen Ansehens als Naturdichterin und Gelegenheitspoet. Ihr Begrüßungsgedicht, an „Goethe zu Berlin, Montag, den 18. August 1778", ist jedenfalls launiger als die Ramlersche Odenpoesie:

„Schön gutten Morgen, Herr Doktor göth
Euch hab ich gestern grüßen wollen
s' ist wieders Weiber Etiket.
ich hätt's vonn Euch erwartten sollen,
Daß Ihr, wie sich's gebührt und ziemt
mich aufgesucht und mich gegrüßet.
Ihr aber seit gar Weltberühmt
s' war möglich, daß Ihrs bleiben ließet
Ihr seit des Herzogs Spiesgesell
Habt mehr zu Thun und mehr zu schaffen
Als mitt Euren auge groß und hell
Nach Einem altten Weib zu gaffen."

Mit den bildenden Künsten geht es ein wenig besser. Da ist vor allem der alte Chodowiecki, ein witziger Kopf, der etwa auf einer Radierung zeigt, wie Ramler den toten Kleist unter sein Rasiermesser nimmt. Dann der Stecher Daniel Berger, dem wir eine große Anzahl Mimenporträts verdanken; die Brüder Meil, der Historienmaler Christian Bernhard Rode, ein Schüler Pesnes und seit kurzem Direktor der Akademie der Künste. Unter den Bildhauern vor allem Tassaert, der Lehrer Schadows, als welcher mit seinen fünfundzwanzig Jahren bereits einen ziemlichen Ruf erlangt hat. Die beiden Rosenbergs, zwei Vettern, malen vor allem Deckenbilder und Theaterprospekte. Zu ihnen gesellen sich der berühmte Theatermaler Verona und der Medailleur Abramson, der beim Hamlet-Gastspiele Brockmanns die bekannte Denkmünze gefertigt hatte. Die Architektur Berlins ist durch Boumann den Jüngeren, den Schöpfer der Königlichen Bibliothek, und Karl von Gontard vertreten. Auch Georg Christian Unger, ein Schüler Gontards, der Erbauer des Schlosses Monbijou, hatte in dieser Stadt, die nach königlichem Willen eine sehr rege Bautätigkeit entfaltete, bereits starken Zuspruch.

Wer sind die Wissenschaftler, die in dem damaligen Berlin eine Rolle spielen? Neben Formey, dem Vielschreiber und Polyhistor, Ewald Friedrich von Herzberg, der Historiker und Minister. Dann der Mediziner und Enzyklopädist Krünitz, der Chemiker Klaproth, die Theologen Spalding, Propst an der Nikolaikirche, und Teller, die beide zu dem Freundeskreise Nicolais gehörten. An dieser Stelle findet auch Herr Marcus Herz Erwähnung, der seit ein paar Jahren mit Henriette de Lemos, einer portugiesischen Jüdin und Tochter des leitenden Arztes am Jüdischen Krankenhause, vermählt war. „Marcus Herz, Doctor der Arzneygelahrtheit, Hofrat und Leibarzt des Fürsten von Waldeck, er ist durch philosophische und medizinische Schriften berühmt und wohnt in der Spandauerstraße."

Ein eigentliches Ghetto gab es nicht in dem friederizianischen Berlin. „Die Judenschaft in Berlin ist ansehnlich," heißt es ein wenig vor unserer Zeit in den Anno 1779 erschienenen „Bemerkungen eines Reisenden durch die Königlich Preußischen Staaten". „Die Juden wohnen größten Teils in dem eigentlichen Berlin, besonders in der Jüden-, Königs-, Spandauer- und einigen andern Straßen. Unter den Linden hat der Banquier Ephraim (der Münzjude Friedrichs des Großen) ein prächtiges Haus. In der Friedrichstadt wohnt kein einziger. Es gibt sehr reiche Juden in Berlin: Moses, (Daniel) Itzig und die Ephraim werden für die reichsten gehalten. Einige haben Fabriken, die meisten ernähren sich jedoch durch den Handel. Ihr Benehmen, besonders derjenigen, welche eine gute Erziehung genossen haben, ist fein und artig; sie haben lange nicht das Steife, Niedrige und Grobe, was ihrer Nation eigen zu sein pflegt. Die Vornehmen oder überhaupt diejenigen, welche nach guten Grundsätzen erzogen sind, gehen viel mit Christen um,

nehmen gemeinschaftlich mit ihnen an unschuldigen Zerstreuungen teil, und oft sieht man es ihnen kaum an, daß sie Juden sind. Sehr viele tragen ihre Haare jetzt ebenso wie die Christen und unterscheiden sich auch in der Kleidung nicht von uns.

Es gibt verschiedene Gelehrte unter ihnen, denen man den Ruhm nicht absprechen kann, daß sie sich mit bemerkenswertem Eifer den Wissenschaften widmen. Wem ist Moses Mendelssohn nicht bekannt? Doctor Bloch ist ein großer Kenner der Naturgeschichte und Physik. Doctor Herz liest jetzt philosophische Collegia. Ueberhaupt lieben sie die Lektüre mehr als jemals. Schöngeisterei und Dichtkunst wechselt bei ihnen mit der Lektüre der Wochenschrift und dem Besuche des Schauspiels ab. Die Romansucht ist außerordentlich unter ihnen eingerissen, und besonders kranken die Frauenzimmer daran. Das schöne Geschlecht der Israeliten spielt in Berlin eine große Rolle. Es gibt wirklich Schönheiten im eigentlichsten Sinne unter ihnen. Hübsche Kleidung und leichter Anstand erhöhen ihre Reize. Sie sind äußerst empfindsam und treiben ihre ohne dies schon hohe Reizbarkeit oft zu weit.

Unter allen Vergnügungen lieben die Juden das Schauspiel am meisten. Am Sonnabend ist das Parterre großen Teils von ihnen besetzt. Bei gutem Wetter sieht man sie an diesem Tage in Schaaren im Tiergarten oder Unter den Linden spazieren gehen." So weit unser Gewährsmann vom Jahre 1779.

Die Emanzipation der Berliner Juden hatte sich vornehmlich dank der Lebensarbeit Moses Mendelssohns, der in den vierziger Jahren hier durch das Rosentaler Tor eingewandert war, um bei Rabbi Fränkel Talmud zu studieren, mit großer Schnelligkeit vollzogen. Das rasche Aufgreifen neuer Kulturmomente, die Kunst der Aneignung,

der Drang nach Bildung und nach Besitz in jedem Sinne sind charakteristische Kennzeichen des jüdischen Wesens. Die große Revolution, die sich in dem absolutistisch regierten Deutschland nur auf geistigem Gebiete beweisen konnte, hat hier im kleineren bereits vorausgewirkt. Der Boden war für die Emanzipation bereits gründlich bearbeitet. Schon in den fünfziger Jahren begann man sich für Rousseau zu interessieren, und von ihm hatte Lessing in einer frühen Kritik gesagt, man könne von diesen hohen Anschauungen und Gesinnungen nicht ohne Ehrfurcht reden. Ein Jahrzehnt später, rasch nach dem Original, erschien in Deutschland eine Übersetzung von Rousseaus „Neuer Heloise". „Man riß sich dieses Werk in Deutschland aus den Händen," sagt Moses Mendelssohn in den gemeinschaftlich mit Lessing und Nicolai herausgegebenen „Literaturbriefen". Dieselben Literaturbriefe haben dann auch Kant in Deutschland eingeführt, den Königsberger Philosophen, der bereits gegen die Auswüchse des Sturmes und Dranges, gegen die seelische Überspannung der Wertherperiode abzuwiegeln versucht und ganz unbewußt in den achtziger Jahren den Typus, der uns bald häufig begegnen wird, die romantischen Naturen, vorgezeichnet hat. „Leere Wünsche und Sehnsuchten nach unersteiglicher Vollkommenheit bringen nur Romanhelden hervor, die, indem sie sich auf ihr Gefühl für das überschwänglich Große viel zugute tun, sich dafür von der Beobachtung der gemeinen und dankbaren Schuldigkeit, die alsdann ihnen nur unbedeutend klein scheint, freisprechen." Ein Menschenalter später, um die Jahrhundertwende, ist der aus der Genieperiode hervortretende Klassizismus bereits von der Romantik überholt, als deren erste Aufgabe sich darstellt, Goethe, den „Statthalter der Poesie auf Erden", erst einmal durchzusetzen. Mit ihr beginnt eine wesentlich rezeptive Epoche, bei der Philosophie, Kunst, Literatur



Henriette Herz

ausschließlich zur Erhöhung und Individualisierung des Menschen bestimmt sind, aber zugleich die weiblichste, die die deutsche Literatur je gekannt hat. Die Tragik der Romantik und die Unzulänglichkeit ihrer literarischen Produktionen beruht letzten Endes wohl in der vollkommenen Entblößung und Preisgabe des Menschen, in der unerhörten Verpersönlichung des Kunstwerks. Man stellt jetzt kategorisch die Forderung künstlerischer Lebensführung auf; ja, in der romantischen Periode wird klar, daß die den höchsten ethischen Gesetzen zugewendete Erfüllung des Daseins wichtiger ist als das objektive Schaffen.

Diese Auseinandersetzung zwischen Rationalismus und Romantik spiegelt sich im Berliner Judentum des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts ungemein deutlich wider. Das liberalisierende, von Humanitätsgedanken beseelte Judentum, dessen eigentlicher Repräsentant Moses Mendelssohn (nach ihm David Friedländer) geworden ist, wurde mitbestimmend für jenen Geist der Aufklärung, den man mit dem Namen eines Nicolai, Johan Jacob Engel, Garve verbindet. Mindestens in Berlin, das aber im Auslande dank den Spottreden der Tafelrunde von Sanssouci für atheistisch galt, hat der Rationalismus eine Art mystischer Unterströmung. Man glaubt gerade hier sehr lebhaft an das Wunderbare und Übersinnliche, ohne doch, wie es die Romantik in Novalis, Schelling, Baader getan hat, sich in die Tiefen des eigentlichen Weltzusammenhanges zu wagen. Man geht dem Wunder mit dem platten Verstande zu Leibe, interessiert sich für Geister und Gespenster und verbindet sich in freimaurerischen Bestrebungen, denen sogar Fichte Folge leistet. Im letzten Jahre des abfließenden Jahrhunderts hatte Friedrich Nicolai, der eigentliche Schutzherr der Berliner Aufklärung, den Lesern der „Berlinischen Monatsschrift" erzählt, wie er vor wenigen Jahren durch

Halluzinationen, Spüke, Erscheinungen von Toten und Lebenden gequält worden sei und sich erst durch eine Blutegelkur geheilt habe. Er hat mit den Geistern regelrecht Konversation gehalten, und eben damals, im Jahre 1797, grassierte auf dem Gute der Humboldts in Tegel ein vielbesprochener Spuk. Darauf zielen die Worte des Proktophantasmisten in der Walpurgisnacht des „Faust“: „Wir sind so klug, und dennoch spukts in Tegel.“

Bei dem Freundeskreis, der sich um Nicolai versammelt, spricht sich die Phantasterei, die hier eine so merkwürdige Ehe mit der Aufklärung eingegangen ist, noch viel deutlicher aus. Biester und Gedike, die beiden Herausgeber der „Berlinischen Monatsschrift“, werden meist sehr zu Unrecht mit Nicolai auf eine Stufe gestellt. Denn Johann Erich Biester ist ein Altersgenosse Goethes und volle sechzehn Jahre jünger als jener Nickel=Nicolai, der zur Lessing-Generation gehörte. Biester hatte als Göttinger Student mit Gottfried Bürger Freundschaft geschlossen. Auch ihm war bereits Shakespeare der höchste Genius aller Zeiten und Völker. Als Klopstock-Schwärmer und Werther-Enthusiast ist er dann Ende der siebziger Jahre in die Berliner Gelehrtenwelt eingetreten. Sein Freund Friedrich Gedike ist ähnlich weit von einer nüchternen Verstandeskultur entfernt. Bereits mit fünfundzwanzig Jahren hat er die Leitung des Friedrich Werderschen Gymnasiums übernommen und als Pädagoge einen genialen Scharfblick bewiesen. Zu Gedike und Biester gesellt sich Karl Philipp Moritz, der Dichter des psychologisch so bedeutsamen „Anton Reiser“, ein Mensch, der in seinen näheren Lebensumständen bereits wie eine Figur von Hoffmann-Callot anmutet. In nahen Beziehungen zum Herzschen Hause, dessen Herr sein Arzt, Freund und sorgfältiger Beobachter war, ist Moritz, der Konrektor am Grauen Kloster, eine

nahezu pathologische Erscheinung. In ihr beweist es sich aufs neue, wie viel Genialitätssinn die Berliner Aufklärung vertrug, ohne sich aus ihren Geleisen bringen zu lassen. Moritz hat sogar den alten Fritz mit seinen Schriften zufriedengestellt. „Mahlten alle deutschen Dichter wie Ihr in Euren Mir zugefertigten Gedichten, mit soviel Geschmack und herrschte in ihren Schriften eben der Verstand und Geist, welcher aus den beigelegten zwey kleinen Briefsammlungen hervorblickt, so würde Ich bald Meine landesväterlichen Wünsche erfüllt und die deutschen Schriftsteller an Würde und Glanz den auswärtigen den Rang streitig machen sehen." Moritz hatte in den angezogenen Schriften freilich nur vom Unterschied des Akkusativ und Dativ oder des Mich, Mir, Sie und Ihnen gehandelt. Gerade bei ihm sehen wir, wie die neue Generation Typen hervorbringt, die innerlich dem romantischen Streben sehr verwandt sind.

Im letzten Lebensjahre des Königs kam der damals sechsunddreißigjährige Mirabeau nach Berlin mit der entschiedenen Absicht, sich durch besonders glückliche Informationen des französischen Gesandtschaftspostens zu bemächtigen. In seinem monumentalen Werk „Über die preußische Monarchie unter Friedrich dem Großen" (1788) erklärt Mirabeau ausdrücklich, es sei ein in Deutschland ziemlich verbreitetes Vorurteil, daß die preußischen Provinzen, besonders Berlin, nur von Atheisten bewohnt werden. „Weil Friedrich die Denkfreiheit ermuntert hat, weil er eine Anzahl Freigeister zu sich berief, weil unter seiner Regierung ein paar irreligiöse Bücher erschienen, hat man sich zu der übereilten und absurden Folgerung hinreißen lassen." Das wahre Berlin sei hingegen das, welches Friedrich Nicolai in seinem Roman „Sebaldus Nothanker" wiedergebe. Bei allem Anstrich von Freigeisterei sei das Volk schwärmerisch und oft pietistisch.

Mirabeau hat als erste Frucht seines mehrmonatlichen Berliner Aufenthalts bereits 1787 die kleine Schrift „Moses Mendelssohn und die politische Reform der Juden" veröffentlicht, die sich in ihren ethischen Forderungen stark an die etwas ältere Flugschrift Christian Wilhelm Dohms „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden" (1781) anlehnt. Mirabeau sucht nachzuweisen, daß die Juden als Staatsbürger und Menschen nur da schädlich waren, wo man ihnen die Rechte des einen und andern beschränkt hat. Einer von den lichten Sätzen des Grafen könnte heute geschrieben sein. Er spricht von dem bekannten Einwand des „fremden Volkes": „Wieviel Jahrhunderte müssen denn Menschen in einem Lande wohnen, um naturalisiert zu werden? Gibt es denn nicht natürliche Rechte, die der Konvention vorangehen und heiliger sind als sie. . . . Die Prinzipien der Humanität und die einer guten, gesunden Politik stimmen stets überein. Gebt den Juden ein Vaterland, und sie werden es lieben."

Es ist kein Zufall, wenn der Vater der französischen Revolution in seiner Kritik Preußens eben die Lage des Judentums und die merkwürdige Union von Aufklärung und Pietismus, also eine Art Nüchternheitsschwärmerei hervorhebt. Er hat in seinem größeren Werke über die preußische Monarchie die Tätigkeit Mendelssohns ausführlich gewürdigt. „Ihm verdanken es die Juden Berlins, wenn sie frei sind von Vorurteilen. Sie sind ausgesprochene Freunde der Bildung, und das Studium ist die Erholung der Wohlhabenden. Sie haben eine Reihe Wohltätigkeitseinrichtungen für ihre Stammesgenossen gegründet und eine öffentliche Schule für arme Kinder. Unter ihnen sind geschickte Ärzte, Mathematiker, Naturwissenschaftler (das sind die einzigen Wissenschaften, die sie ergreifen können). Kurz, es ist eine sehr beachtenswerte Kolonie.

Das hat nun aber ein einziger Mann ohne Beihilfe der Gesetzgebung bewerkstelligt. Man denke, was hier eine wohlwollende Regierung erreichen könnte!"

So bedeutend das Werk Mendelssohns ist, in seiner unmittelbaren Wirkung war es keineswegs glücklich, und die Vorgänge in seiner eigenen Familie beweisen, wie wenig das Judentum imstande war, die plötzlich einbrechenden Kultureinflüsse zu ertragen. Mendelssohn hatte stets nur an die Männer gedacht. An die Frau als geistige Führerin einer neuen Epoche, als Verehrerin des großen Goetheschen Geistes konnte er dank den im Judentum überlieferten Anschauungen nicht gut denken. Eine solche sprunghafte Entwickelung, wie sie uns in seiner eigenen Tochter Dorothea (geboren 1763), der späteren Frau Friedrich Schlegels, und in Rahel Levin entgegentritt, war etwas ganz Unerhörtes. Bisher kannte die deutsche Geistesgeschichte, sieht man von einer kurzen Periode des Mittelalters ab, die Frau nur im Gefolge einer männlichen Kultur. Jetzt treten Frauen auf, die man bezeichnenderweise nur mit dem Vornamen nennt: eine Caroline, die Frau des älteren Schlegel und hernach Schellings, die Rahel, bei der es ganz nebensächlich war, ob sie sich Levin, Robert oder Varnhagen unterschrieb, und dann eine Generation später Bettina, die Schwester von Clemens Brentano und Gattin Achims von Arnim.

Es scheint gewagt, die Geistesentwickelung Berlins seit dem Ausgang der friederizianischen Zeit bis in die Epoche der Befreiungskriege ganz unter die Führung des Judentums zu geben, aber tatsächlich sind diese Einflüsse, verbunden mit denen der französischen Kolonisten, damals beherrschend gewesen. Das wird selbst von den Gegnern, wie Friedrich Gentz, ärgerlich bestätigt.

Ich möchte sagen: in unserer Epoche zeigt das Judentum kraft seiner besonderen Rezeptivität und Reizsamkeit den

Barometerstand der damaligen Kultur an. Das Judentum hat selbst am stärksten unter der Mission, neue ethische und künstlerische Werte der Goethezeit und der Romantik zu vermitteln, gelitten. Es schien durchaus, als sollte es, bereits in voller Auflösung begriffen, daran zugrunde gehen.

* * *

Das Bürgertum ist im nachfriederizianischen Berlin aus sich heraus gar nicht in der Lage, den Anschluß an das in einzelnen Zentren großartig entwickelte deutsche Geistesleben zu finden. Nichts ist charakteristischer als die hervorragende Stellung, die ein Iffland, seit 1796 Leiter des Nationaltheaters in Berlin, und an seiner Seite der längere Zeit ebenfalls in der Residenz lebende Kotzebue in der deutschen Literatur einnimmt. Gegen dieses Philistertum des Geistes wird seitens der Romantiker, deren Stützpunkt gegenwärtig in Jena liegt, ein sinnreicher Feldzug eröffnet. Das Eindringen des romantischen Geistes, als dessen Vorkämpfer Friedrich Schlegel im Sommer 1797 in Berlin erscheint, bald genug abgelöst durch den gelehrteren, friedlicheren, aber auch weit weniger begabten August Wilhelm, wird mit heftigem Mißtrauen beobachtet. Man merkt sofort, wie der geniale romantische Kritiker sich mit dem Judentum verbindet, um seinen Ideen Eingang zu schaffen. Friedrich Schleiermacher, der einstige Herrnhuter Zögling, seit kurzem Prediger an der Berliner Charité und bald der intimste Freund dieses jüngeren Schlegel, mit dem er ganz zusammenlebt, macht darüber seiner Schwester Charlotte interessante Mitteilungen. Er erzählt von der Madame Unger, einer Generalstochter und Buchhändlersgattin, die sich auch auf literarischem Felde ein paar Jahre zuvor durch den Erziehungsroman „Julchen Grünthal“

einen Namen gemacht hatte. Friederike Helene Unger, die in regen Beziehungen zum literarischen Deutschland stand, hatte in Briefen über Berlin den jüdischen Frauen und ihren Salons ein paar recht unfreundliche Worte gesagt. „Warum", meint Schleiermacher, „sie so eine eigene Pique gegen die Juden hat, weiß ich nicht, sie soll aber in ihr schon sehr alt sein. Daß junge Gelehrte und Elegants die hiesigen großen jüdischen Häuser fleißig besuchen, ist sehr natürlich, denn es sind bei weitem die reichsten bürgerlichen Familien hier, fast die einzigen, die ein öffentliches Haus halten, und bei denen man wegen ihrer ausgebreiteten Verbindungen in allen Ländern Fremde von allen Ständen antrifft. Wer also auf eine recht ungenierte Art gute Gesellschaft sehen will, läßt sich in solchen Häusern einführen, wo natürlich jeder Mensch von Talenten, wenn es auch nur gesellige Talente sind, gern gesehen wird und sich auch gewiß amüsiert, weil die jüdischen Frauen — die Männer werden zu früh in den Handel gestürzt — sehr gebildet sind, von allem zu sprechen wissen und gewöhnlich eine oder die andere schöne Kunst in einem hohen Grade besitzen. Auch ich würde ein paar von diesen Häusern besuchen, wenn ich nicht den Zirkel meiner Bekanntschaften ein für allemal geschlossen hätte, und wenn mich nicht dieses Mißverhältnis zwischen beiden Geschlechtern abschreckte, bei dem es nur gar zu auffallend ist, daß man nur der Frauen wegen hingeht. Mit Herzens und Veits ist das eine ganz andere Sache. Die ersten (Marcus Herz) sehen zwar auch viele Fremde, und es kommt nicht leicht ein merkwürdiger Mensch nach Berlin, der sie nicht besuchte, und auch hier sind sie in den ausgebreitetsten Verbindungen, aber sie halten doch nicht, was man ein offenes Haus nennt, und ich besonders bin meistenteils en famille bei ihnen und vermeide es, große Gesellschaften dort zu sehen, weil mir

wirklich zu wenig daran liegt. Sie besonders, die Herz, schränkt ihre persönliche Bekanntschaft sehr ein, und wenn sie nicht des Mannes wegen müßte und weil sie einmal eine bekannte Frau ist, so würde sie gewiß nur mit ein paar Menschen leben. Veits aber sind gar nicht in diese Klasse zu setzen und leben sehr eingezogen."

Schleiermacher, dessen Verkehr in dieser Zeit hauptsächlich aus seinem Intimus Friedrich Schlegel, dem Bankier Veit und seiner Frau Dorothea (der späteren Gattin Friedrich Schlegels), aus Henriette Herz und jenen beiden Grafen Dohna besteht, die er auf ihrem Gute in Schlobitten unterrichtet hatte, verschweigt auch nicht, daß ihm der Oberkonsistorialrat Sack wegen seines starken jüdischen Umganges Vorhaltungen gemacht habe. Er, Sack, habe nichts gegen die Juden, und sein eigener Vater habe viel mit Moses Mendelssohn verkehrt. Mit diesen Bureaux d'esprit der emanzipierten jüdischen Frauen stehe es aber anders. Ganz entsprechend schreibt die vorerwähnte Unger an Schröders Biographen Meyer, den Freund Caroline Schlegels, daß Friedrich Schlegel, der „Chamfortierende", zwar gerne von ihr gesehen werde, sich aber leider ganz an die Töchter Israels halte.

Wir haben dann noch eine Reihe weiterer Zeugnisse dafür, daß man das Judentum verantwortlich macht für den Geist der Unruhe und der Zersetzung, der sich um die Jahrhundertwende so überaus charakteristisch in Leben und Literatur bewies. Zahlreiche Scheidungen und Eheirrungen, Übertritte und morganatische Verbindungen dokumentierten, daß sich diese Revolution nicht rein auf literarischem Gebiet vollzog. Vorläufig hat sich die Opposition aber nicht recht an die Öffentlichkeit gewagt. Erst Jahre hernach, etwa um 1811, ist es durch den Kreis um Arnim und Brentano, der durch-

aus auch noch auf den geistigen Umgang mit hervorragenden Jüdinnen angewiesen war, zu einer Art Gegenströmung gekommen. „Arnim“, so schreibt jetzt der berühmte Philologe Philipp August Böckh an den Buchhändler Zimmer in Heidelberg, „ist der Stifter einer Eßgesellschaft, welche sich die christlich-deutsche nennt und keine Juden, keine Franzosen und keine Philister duldet. Ich habe neulich auch darin gegessen, und es geht recht arnimisch darin zu.“

Unter ihren Teilnehmern — man fühlt sich an die einstige Rittertafel Goethes in Wetzlar erinnert — waren Brentano, Heinrich v. Kleist, sein Freund Adam Müller, Savigny, Fichte, der Musikus Zelter. Dagegen gehören die christlichen Salons, die ihre Berühmtheiten und seltenen Gäste übrigens durchaus mit den geistigen Zentren der andern Religion teilen müssen, erst dem neuen Jahrhundert an. Von dem Hause Georg Reimers, vom Staatsrat Friedrich Stägemann und seiner geistvollen Gattin Elisabeth, der Mutter Hedwigs von Olfers, von dem Helvigschen Hause u. a. wird in diesem Zusammenhange noch zu sprechen sein. Vorläufig bildet eine Ausnahme höchstens das Haus des Buchhändlers Sander, bei dessen Frau, einer ehemals sehr hübschen Person, sich die Koketterie bis in ziemlich vorgeschrittene Jahre fortpflanzte.

Entdecken wir somit in der Vorperiode der Befreiungskriege eine neuerliche Vermännlichung des Geisteslebens, wie wir sie auf rationalistischer Grundlage schon in den sechziger Jahren, der Epoche Mendelssohn-Nicolai, gewahren konnten, so ist in der Periode, die uns jetzt beschäftigt, in der Zeit etwa nach dem Tode des alten Fritz und bis über Jena hinaus, die intellektuelle Führerin die jüdische Frau, die bald durch Schönheit, bald durch Geist, halb für Personen, halb für die von ihnen vertretenen Geistesströmungen wirkt. Charakteristisch ist, daß wir in

diesen jüdischen Salons, wie die Schilderungen der Zeitgenossen Rahels, vor allem eines Friedrich von Gentz und des Schweden Brinckmann, beweisen, auffallend wenig — Juden finden. Der begreifliche Drang, im Mittelpunkt zu stehen, führte hier zur Isolierung, und die jüdischen Männer haben, wenn man etwa von Ludwig Robert, dem Bruder Rahels, absieht, als Literaten bis in die Tage des Dichters Michael Beer und des Musikus Meyerbeer, deren Elternhaus, das Heim von Herz und Amalie Beer in der Tiergartenstraße, dann gleichfalls ein berühmter Salon wurde, überhaupt keine Rolle gespielt.

Merkwürdig ist das Verhältnis, das sich eben in dem letzten Jahrzehnt des scheidenden Jahrhunderts zwischen der märkischen Aristokratie und dem Judentum herausbildet. Sie reichen sich die Hände. Medium und Anziehungspunkt ist die jüdische Frau. Man fand es bei dem Hofrat Herz in der Neuen Friedrichstraße (im Zentrum der Altstadt), wo der Geist echter Wissenschaftlichkeit und die schönste Schönheit zu Hause waren; man fand es in Rahels Mansarde in der Jägerstraße (der Seehandlung gegenüber), wo ein junges Mädchen sich so vorurteilslos und freimütig über alle Fragen aussprach, erheblich interessanter als bei Hofe. Das Familienleben des Adels strotzte vor Langweile, während das gedrückte Bürgertum, das an Intellekt und geistiger Regsamkeit weit hinter den französischen Kolonisten zurückstand — man denke an die wahrheitsgetreuen Schilderungen bei Alexis und Fontane, die beide Halbfranzosen sind —, für den Verkehr des Adels, des damals hervorragend gebildeten Militärs und der Diplomaten überhaupt nicht in Frage kam. Wer zweifelt daran, daß man in diesen Tagen einen stärkeren Unabhängigkeitssinn, einen viel lebendigeren Drang nach freier Menschlichkeit, kurz, eine geradere und aufrichtigere Ge-

sinnung besaß als hundert Jahre hernach im gelobten zwanzigsten Jahrhundert! „Riches et en possession de la culture intellectuelle du temps“, schreibt Karl Hillebrand, „les juifs de Berlin essayèrent de se rapprocher de la societé, et comme ils rencontraient encore dans la bourgeoisie des préjugés que ne partageait plus l'aristocratie, élevée dans les idées des encyclopédistes français et philosophant comme eux, c'est vers la haute noblesse qu'ils tournaient leurs regards. Elle ne se fit pas prier . . . .“

Lange vor ihrer gesetzlich normierten Emanzipation, der sogenannten, in Wahrheit freilich niemals durchgeführten, immer wieder auf Schleichwegen beseitigten bürgerlichen Gleichstellung von 1812 verbindet sich das Judentum mit der Aristokratie des Landes, die auf diese Weise Bedürfnisse erfüllt findet, ohne Verpflichtungen einzugehen. „Die jungen Leute, die zu Hause nur das Zeremoniell und eine schlecht übertünchte Langeweile fanden,“ erklärt Hillebrand, „suchten gern ihre Zuflucht bei den schönen und liebenswürdigen Jüdinnen. Sie fanden hier alles, was sie daheim schmerzlich entbehrten: einen Luxus, der dem protestantischen Hause fremd geblieben war und hier meist wirklich Geschmack verriet, Eleganz, natürlichen Esprit und eine große Freiheit der Umgangsformen. Die Aristokratie dieser Epoche war berauscht von den Freiheitsgedanken, die in der Luft lagen. Der Adel dachte nicht daran, den jüdischen Salon zu vermeiden, wo er junge, hübsche, modern gesinnte und vollkommen vorurteilslose Frauen antraf. Im übrigen fühlte sich der Adel, wenn er überhaupt an Reserve dachte, viel zu weit ab von dieser plötzlich auftauchenden Gesellschaft, um so wie bei dem Bürgertum vor einer Berührung zurückzuscheuen. Allmählich wird das ganze vornehme Berlin

in diesen Kreis hineingezogen. Die Diplomaten brachen das Eis, die märkischen Edelleute folgen, dann die königliche Familie mit zwei von ihren vorzüglichsten Mitgliedern." Es sind Prinz Louis Ferdinand und Prinz August.

Um einen kurzen Blick auf die wichtigsten Repräsentanten des Judentums in diesen Tagen zu werfen, so ist neben dem Hause Moses Mendelssohns vornehmlich das der Cohen und Ephraim, der Itzig und Meyer ins Auge zu fassen. Im engsten Zusammenhange mit der Romantik, die im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts ihre stark katholisierenden Tendenzen auch persönlich durch den Übertritt zur alten Kirche verwirklicht, steht Dorothea Veit, die älteste Tochter von Moses Mendelssohn, die Mutter der beiden Nazarener Jonas und Philipp Veit. Nur um ein knappes Jahr jünger als Henriette Herz, hat diese kluge, geistesklare Frau von großer Seelentiefe in Friedrich Schlegel, den sie nach der rein menschlichen Seite hin gewiß überschätzt hat, den Mann ihrer Ideale und die eigentliche Ergänzung ihres Wesens gefunden. Ein innerlich bedeutender Mensch, hat sie, die vordem eine von Henriette Herz angeregte Scheidung zurückwies, dem wesentlich jüngeren Schlegel zuliebe, der Mitte der neunziger Jahre in das Leben der dreißigjährigen Frau eintrat, all das Widrige und Gehässige, das sich besonders nach der Veröffentlichung von Schlegels „Lucinde", der eigentlichen Programmschrift der Romantik, aus der Verbindung mit einem Freigeist ergab, opfermutig ertragen. Sie hat dann schwer unter dem Hasse ihrer Schwägerin Caroline, der Gattin des älteren Schlegel, gelitten und ein Leben der Entsagung und Hingebung geführt, das erst zuletzt durch die künstlerischen Erfolge ihrer beiden Söhne freundlicher geworden ist.

Die Töchter des Hauses Daniel Itzig, der mit dem

Bankier Ephraim assoziiert war, haben in ganz anderer Weise Karriere gemacht als Dorothea Mendelssohn, die an der Seite eines stets mit Schulden geplagten Literaten mit steten Lebensnöten behaftet war. Zwei von ihnen finden wir als Fanny von Arnstein und Cäcilie von Eskeles in Wien wieder, die dritte, die früh verwitwete Sara Levy, setzt in Berlin die Traditionen des Herzschen Hauses fort und bildet, intim mit Henriette Herz befreundet, bis in die dreißiger Jahre in ihrem Heim, an der Stelle des heutigen Neuen Museums, einen Mittelpunkt des geselligen geistigen Berlins, der erst zuletzt durch den Salon des Theaterenthusiasten Herz Beer überflügelt wird.

Von Fanny von Arnstein und Cäcilie von Eskeles wird gleich noch zu sprechen sein. Das Meyersche Haus tritt erst mit seinen Töchtern, der Frau von Eybenberg und ihrer älteren Schwester, der Baronin Sara von Grotthus, hervor. Marianne von Eybenberg und Sara von Grotthus haben seit den neunziger Jahren, wo sie in Beziehungen zu Goethe traten, eine ungemein interessante Korrespondenz mit dem Dichter geführt, die durch häufige Begegnungen in den böhmischen Bädern unterbrochen wurde. Beide Frauen sind Schöngeister, die über eine gewisse ästhetische Bildung verfügten, die sich allerdings nicht auf ihre Orthographie erstreckt hat: „Seit 2 Tage", schreibt Marianne von Eybenberg, damals noch Marianne Meyer, im Jahre 1795 aus Berlin an Goethe, den sie eben in Karlsbad kennen gelernt hatte, „bin ich von meinen Wanderungen zurück und muß nun in den verhaßten Neblen des traurigen Norden existieren, wie viel lieber, guter Göthe, waren mir die Südlichen Flöhe! Aber ich will und werde mich durchdrängen, bis ich Sie wieder in dem lieben Carlsbaade begegne, ich hofe, es soll mir noch so manche frohe Stunde in Ihrer Gesellschaft werden, ich

genieße die verlebten noch so lebhaft in der Erinerung, und es wird mir so wohl, aus der Entfernung mit Ihnen sprechen zu dürfen. Daß Sie mir antworten werden, dafür bürgt mir Ihre Freundschaft, ihr gegebenes Wort, und so lieber Freund leben wir miteinander fort, ich schreibe Ihnen, wie es aus dem Herzen kömmt, durch den Sinn fährt, damit müssen Sie zufrieden sein, und das werden sie auch . . ." Wir können die Korrespondenz Goethes mit der bildschönen Frau von Eybenberg bis ins Jahr 1812, ihr Todesjahr, die mit Sara von Grotthus noch erheblich weiter verfolgen.

Sara Meyer, eine ungewöhnlich eitle, krankhaft erregbare, jedem Stimmungswechsel unterworfene Frau, machte noch als halbes Kind durch eine Liebesaffäre von sich reden. Sie wurde, der damaligen Sitte in jüdischen Häusern entsprechend, mit dem Kaufmann Lipmann-Wulff im Alter von 15 Jahren verheiratet. Bereits Christin geworden, soll sie damals zum Judentum zurückgekehrt sein. Nach einer kurzen Witwenschaft heiratete sie im Jahre 1797 den livländischen Baron von Grotthus, der im preußischen Heere Dienste nahm, dann Gutsherr wurde und schließlich als Postmeister in Oranienburg endete. Sara Meyer, die ihre jüngere und bedeutendere Schwester Marianne lange überlebte, ist erst 1828 als Postmeisterswitwe gestorben. Beim Tode Mariannes im Jahre 1812 schrieb der Dichter an Sara: „Sie kennen meine Liebe und Verehrung für Ihre unvergeßliche Schwester."

Marianne Meyer, die spätere Frau von Eybenberg, ist die bei weitem interessantere Erscheinung. Um leichteren Zugang in die aristokratischen Kreise zu finden, läßt sie sich noch als Kind heimlich taufen. Graf Geßler, der sächsische Gesandte am preußischen Hof, war leidenschaftlich verliebt in das schöne Mädchen, und man sprach in

Berlin ganz allgemein davon, daß er sie heiraten wolle. Ihn löste dann anfangs der neunziger Jahre der junge Graf Christian Bernstorff, dänischer Gesandter und Ministerssohn, ab. Beim Tode seines Vaters sendet er einen Werbebrief an Marianne Meyer, die sich aber inzwischen um noch höhere Beziehungen bemüht hatte. Der Brief traf ein am Tage der Verehelichung Mariannes mit dem Fürsten Reuß Heinrich XIV., dem österreichischen Gesandten in Berlin. Man glaubte allgemein nur an eine morganatische Verbindung. Als aber der Fürst Reuß zu Beginn des Jahres 1799 nach nur zweijähriger Ehe starb, stellte es sich heraus, daß Marianne den Namen einer Fürstin Reuß durchaus mit Recht führen durfte. Auf das Andringen ihrer neuen Verwandtschaft, die ihre Argumente wohl noch mit einer Pension unterstützten, begnügte sich Marianne Meyer — diesen Namen hatte sie bisher weitergeführt — mit dem Titel einer Frau von Eybenberg. Als sie 1797 in Weimar auftauchte, meldet dies Goethe an Schiller mit den Worten: „Auch ist die berühmte Marianne Meyer hier, es ist schade, daß sie nicht einige Tage früher kam, ich hätte doch gewünscht, daß Sie dies sonderbare Wesen hätten kennen lernen." „Après moi le deluge" war das Leitwort Mariannes, einer im genauesten Sinne geistvollen, gewandten und koketten Frau, die nach dem Tode ihres Gatten in Wien lebte, eine Italienfahrt unternahm, durch die Katastrophe von Austerlitz in schwierige Vermögensverhältnisse geriet und verhältnismäßig jung, 1812, in Berlin an der Wassersucht gestorben ist.

„Wissen Sie," schreibt Rahel im Mai 1800 an den Schweden Gustav von Brinckmann, der mit dem Grafen Karl von Finkenstein auf Madlitz, mit Wilhelm von Burgsdorff, dem merkwürdigen Major von Gualtieri, dem Grafen Tilly zu den Intimen ihres Salons gehörte, „wissen Sie,

daß ich jetzt sehr liiert mit der Gräfin Schlabrendorf bin, Graf Kalckreuths Schwester . . . . wissen Sie, wer jetzt noch meine Bekanntschaft gemacht hat? Prinz Louis. Den find' ich gründlich liebenswürdig. Er hat mich gefragt, ob er mich öfter besuchen dürfte, und ich nahm ihm das Versprechen ab. Solche Bekanntschaft soll er noch nicht genossen haben. Ordentliche Dachstubenwahrheit wird er hören. Bis jetzt kennt er nur Marianne [Meyer], aber die ist getauft, und Prinzeß, und Frau von Eybenberg; was will d a s sagen?! Noch kenn ich einen Mann, der mir sehr gefällt, einen Kousin von Christian [Graf Bernstorff], er ist bei unserm auswärtigen Departement und reist zu Christian, Sie werden ihn also sehen . . . ."

J e a n P a u l war damals gerade in Berlin und hat uns in seiner Sprache ein ungefähres Bild dieser Zustände gegeben. „Denke dir mich unter dem Bild des Hasen," erklärt er seinem Freunde Otto, „den der Jäger in immer engeren Kreisen umschließt, so hast du es!" Die Weiber rissen sich um ihn. Helmina von Chézy, Chamissos spätere Freundin, damals noch eine Frau von Klencke, die uns aus dieser Epoche in ihren Memoiren charakteristische Details überliefert hat, schwärmt für den berühmten Dichter des „Titan" gemeinsam mit ihrer Freundin Karoline von Berg, der Hofdame der Königin Luise, von der er jetzt in Sanssouci empfangen wurde. „Wir alle waren beseeligt," schreibt Helmina, „Jean Pauls Erscheinung hatte nichts Auffallendes; seine einfache Kleidung paßte zu seinem Gesicht und Wesen. Auf seiner Stirn trohnte Licht, auf seinen Lippen Anmut und Milde. Seine hellblauen Augen leuchteten in sanfter Glut. Vielleicht würde seine Erscheinung einem Unkundigen nichts von seinem Genius verraten haben. Ernst, Anstand, viel natürliche Anmut blicken daraus hervor, durch ihre Anspruchlosigkeit selbst war sie gewinnend. Neben Frau



Jean Paul

von Klencke, der Enkelin der Karschin, und Josephine von Sydow bemüht sich die Gräfin Schlabrendorf, die ähnlich wie Frau von Staël durch eine gesprächliche Zudringlichkeit den Männern stark auf die Nerven gefallen ist, . . . energisch um den Dichter, von dem wohl das Gerücht ging, er wolle sich in Berlin beweiben." Bei seiner Wiederkehr im Herbst ist Jean Paul auch Schleiermacher und Fichte nähergetreten. In Jena hatte er Friedrich Schlegel und Frau Dorothea, die nach der Scheidung von ihrem Manne in das Haus August Wilhelm Schlegels übersiedelt war, aufgesucht. „Seine Kebs-Hälfte, Madame Veit," schreibt Jean Paul, „gefällt mir durch Verstand, Bestimmtheit, Einfachheit und Originalität." Mit begreiflicher Neugier hatte Dorothea Veit von Jena aus, wohin sie eben mit Friedrich Schlegel übersiedelt war, bei Schleiermacher angefragt, ob Jean Paul bei seinem Berliner Besuche nicht bei der Herz gewesen sei. „Ueber diese Begebenheit müßte sie mir doch schreiben! Was hat er zu ihr gesagt? Was sagt sie von ihm — daß Sie glauben, er könne Sie nicht leiden, und daß Sie ihn sich abstemmen, das habe ich aus den Monologen [Schleiermachers] verstehen lernen. Seinen ‚Titan' habe ich lesen wollen, aber es geht nicht, man lernt nichts neues von ihm darin, es sind immer dieselben Narren mit anderen Kappen."

Jean Paul wiederum spricht 1800 in seinen flüchtigen Berliner Impressionen von der „witzigen, philosophischen Levi" (Rahel), setzt hinzu, daß die Berliner Jüdinnen überhaupt wenig vom Alten Testament haben und daher immer ins Neue heiraten! Ganz kurz erwähnt er seinen Besuch bei dem „berühmten Herz" und dessen „großen gelehrten Frau". Er hat später einmal seinen philosophischen Freund Jacobi ermahnt, Charlotte von Kalb, die ja auch einst in engen Beziehungen zu Jean Paul stand, nicht zurückzusetzen gegen

„die sehr schön hingezogene Mittel-Marks-Ebene, Madame Herz, diese kalte Musaik zufälliger Urteile".

Jean Pauls Wahl traf übrigens bei der Rückkehr nach Berlin auf keine der sich gewaltsam andrängenden Bewerberinnen, sondern auf Karoline Mayer, die Tochter eines literarisch interessierten Obertribunalrats in Berlin, von dem zwei andere Kinder an den Dichter Mahlmann und den Hofrat Spazier verheiratet waren.

Natürlich ist Jean Paul damals auch im Salon Rahels gewesen, die ihn nachdrücklich darauf aufmerksam macht, daß die Berliner Schauspielkunst sich nicht mit dem ihr gründlich verhaßten Iffland erschöpfe, sondern in Fleck einen weit genialeren Vertreter habe. „Fleck wollte Antwort haben, welchen Tag er [Jean Paul] Wallenstein sehen will; er hat Fleck noch nicht gesehen — pensez! Ich habe das Glück, die Glorie, für mich meinen Fleck Richtern zu zeigen: in meine Loge geht er. Iffland hat er gesehen; bei einem Haar hätte Deutschland den für den Ersten gelesen. Das durft' ich nicht zugeben. . . . . Nicht wahr, man muß nur in Berlin bleiben; hier kommt noch alles her, Bonaparte mit allen Franzosen, bin ich überzeugt: Pyramiden und Berge, wenn man nur bis darauf zu warten versteht. . . . ." (Juli 1800.)

* *
*

Rahels Prophezeiung, selbst Bonaparte werde noch nach Berlin kommen, ging bald hernach — in ganz anderer Weise freilich, als sie es erwartet hatte — in Erfüllung. Der junge Beyle-Stendhal, der als Volontär der Intendantur mit seinem Vetter Daru nach Berlin kam, hat den Einzug Napoleons am 27. Oktober 1806 mit angesehen. Unter den Fremden, die mit Neugier und Ehrfurcht den „Weltgeist zu Pferde" betrachteten, befand sich auch Zacharias

Werner, dessen Lutherstück, die „Weihe der Kraft", im Juni zuvor in Berlin mit Iffland in der Hauptrolle aufgeführt worden war und den Unwillen der übermütigen preußischen Offiziere so heftig erregt hatte, daß sie mitten im Hochsommer die vielbesprochene nächtliche Maskerade einer Schlittenfahrt von den Linden nach Charlottenburg in Szene setzten.

Die Gestalt eines Zacharias Werner ist ein erneuter Beweis dafür, daß das Berlin der Jahrhundertwende wirklich eine höchst merkwürdige Disposition aufwies und allen erdenklichen geistigen Einflüssen zugänglich war. Das Berlin Hoffmanns und Devrients, die Stadt von 1814 bis zu Ende der zwanziger Jahre, bietet nur noch ein Nachbild dieser Zeit, eine Art Capriccio, das mit der Wirklichkeit kaum noch etwas zu schaffen hatte. Die vorangehende Epoche ist an Originalen, die aus allen Teilen der Welt herbeiströmen, unendlich reicher. Zacharias Werner, der Professorssohn aus Königsberg und Schüler Kants, hatte schon in den neunziger Jahren Berlin mehrfach berührt und war mit „seiner langen schlotternden Gestalt, der höchst nachlässigen Toilette und der erloschenen grauen Augen" gebührend aufgefallen. Nun brachte ihn seine weitere Laufbahn nach Warschau, wo er, der sich zweimal weggeworfen, nun schon die dritte Ehe, mit einer blutjungen Polin, schloß und zugleich durch Eduard Itzig (den nachmaligen Buchhändler Hitzig) mit der jungen Generation der Musenalmanachmänner, von Chamisso bis Varnhagen, in Verbindung kam.

Im Herbst 1805 hat sich dann die sehnlichst erwartete Berufung nach Berlin verwirklicht. Der Geheimrat Kunth, der Jugenderzieher der Humboldts, war auf einer politischen Reise mit dem Freiherrn vom Stein nach Warschau ge-

kommen und hatte sich gründlich in Werners Frau, bereits seine dritte notabene, verliebt. Er verschafft ihm nun eine Sekretärstelle bei dem Minister von Schrötter und heiratet die heiß begehrte Schönheit. Werner, in dessen Persönlichkeit Mystik und Zynismus, kraftvolle Begabung und sittliche Verkommenheit so merkwürdig zusammentraf, hat dann bis zum Frühjahr 1807 in Berlin ausgehalten. Wir finden ihn weiter in Dresden und Wien, bei Frau von Staël in Coppet, bei Goethe in Weimar. Dann, 1810, bewerkstelligt er in Rom seinen Übertritt zur katholischen Kirche, und vier Jahre später wird er in Wien jener fratzenhafte Prediger und neue Abraham a Santa Clara, als den ihn die Nachwelt kennt. Goethe, der einst seinem Talent Anerkennung zollte, hat jetzt gegen ihn die scharfe Invektive losgelassen:

„Herr Werner, ein abstruser Dichter,
Dazu vom sinnlichsten Gelichter,
Verleugnete sein schändlich Leben,
Die Unzucht, die er stets getrieben;
Nun sucht er neue Lasterspur:
Ihn treibt die sündige Natur
Nach Rom zur babylon'schen Hur'.
Da laicht er denn mit Münch- und Nonnen
Und glaubt, er habe viel gewonnen,
Daß, was er fleischlich sonst vollführt,
Den Leichnam er geistlich nun branliert.
Nun will der Kerl sich mit den treuen
Keusch-siegesfrommen Deutschen freuen,
Da doch der Papst, der Antichrist,
Ärger als Türk' und Franzosen ist."

Eine nicht weniger problematische Erscheinung als Werner ist dann die um 1800 in Berlin auftauchende

Frau von Krüdener, nach Ernst Moritz Arndts Ausspruch „die weiland schönste und berühmteste Nachtigall diplomatischer Salons". Ihre späteren Beziehungen zu Alexander I., die ihr den Spitznamen einer „Feldmarschallin der Alexandrinischen Weisheit", eintrugen, kommen hier nicht in Betracht. Die erst so flotte, hernach so pietistische Dame hat im Pariser Revolutionsjahr ein höchst abenteuerliches Leben geführt und mit dem Naturprediger Bernardin de St. Pierre unter einem Dache gehaust, zugleich freilich eine Moderechnung von 20 000 Frcs. aufgemacht. Auch sie läßt sich überall blicken, wo in der Welt etwas los ist, in Berlin, in Karlsbad, in Teplitz, jenen eigentlichen Sammelplätzen der internationalen Welt.

Frau von Krüdener hatte eben durch ihren autobiographischen Roman „Valérie", die überdeutliche Selbstverherrlichung ihrer Person, erneut die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, als Frau von Staël in der preußischen Hauptstadt eintraf und in der Bemühung, das deutsche Wesen möglichst sorgfältig zu ergründen, die Berliner Geistesaristokratie doch noch in ganz anderer Weise brandschatzte als vordem ein Mirabeau. Hierzulande hat die Staël, im März 1804 in Berlin eintreffend, Fichte über sein philosophisches System ausgeholt, den biederen Nicolai besucht, Iffland und die Unzelmann bewundert und sogar für Kotzebue anerkennende Worte gefunden. Vor allem attachierte sie sich den älteren Schlegel, der später dazu verhalf, das schöne Coppet zu einer besondern Enklave des Geistes zu machen. Schiller, den sie zu Ende des Vorjahres in Weimar aufgesucht hatte, hinterläßt uns in einem Briefe an Goethe ein lebendiges Bild der redseligen, streitbaren und oft recht aggressiven Frau, die schon den Weimaranern nicht wenig zu schaffen machte. „Die französische Geistesbildung stellt sie rein und in einem höchst interessanten

Lichte dar. In allem, was wir Philosophie nennen, folglich in allen und letzten Instanzen ist man mit ihr im Streit und bleibt es trotz allen Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl ist besser als ihre Metaphysik, und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialischen Vermögen. Sie will alles erklären, einsehen, ausmessen, sie statuiert nichts Dunkles, Unzulängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden. Für das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr, sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen."

Auch Schiller vergißt nicht die ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge hervorzuheben. Man müsse sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können!

Unmittelbar nach ihrer Abreise, am 1. Mai 1804, ist Schiller zu einem siebzehntägigen Aufenthalt mit Frau und Söhnen in Berlin eingetroffen, wo man ernste Schritte unternommen, ihn dauernd zu fesseln. Wir finden den Dichter, der von Iffland durch Aufführung der „Räuber", der „Braut von Messina", der „Jungfrau von Orleans" (Henriette Hendel-Schütz) und von „Wallensteins Tod" geehrt wird, als Gast beim Prinzen Louis Ferdinand. Er kommt zweimal an den Hof nach Potsdam, verkehrt mit Hufeland, Fichte und Zelter und nimmt durch Brinckmann Fühlung mit dem Kreise um Rahel Varnhagen.

Er ist hier in Berlin auch Henriette Herz begegnet, die ihn nach dem Berichte Fürsts als einen sehr lebensklugen Mann bezeichnet, „der namentlich höchst vorsichtig in seinen Äußerungen über Personen war, wenn er durch sie irgend Anstoß zu erregen glauben durfte". Möglich, daß man damals in Berlin Schillers Theaterurteile, etwa über die Thekla der schönen Luise Fleck, durch seine Frau auszu-

horchen suchte. Die oft zitierte Meinung der Henriette Herz, Schillers Gattin habe im Gegensatz zu seiner Schwägerin Karoline von Wolzogen, die sie vorläufig nur brieflich als Vertraute des Tugendbundes kannte, auf sie nicht den Eindruck einer geistig bedeutenden Frau gemacht, ist wahrscheinlich apokryph, so sehr sie an sich zutreffend sein dürfte. Henriette Herz war nicht die Frau, mit ähnlich kritischer Schärfe wie eine Rahel oder Dorothea und Caroline Schlegel, die zwei feindlichen Schwägerinnen, Personen auf ihren Gehalt hin zu analysieren und auf eine Art Generalnenner zu bringen.

An sich ist es freilich eine ziemlich tolle Welt, die sich um die Jahrhundertwende, etwas zuvor und ein wenig später bis in die ernsten Tage von 1806, in Berlin ein Rendezvous gibt, und man würde das ohnehin verschwimmende Bild nur noch mehr verwirren, ginge man etwa den an sich interessanten Bestrebungen nach, die mit Fichte und Feßler, dem Begründer der Mittwochsgesellschaft, gerade in Berlin eine Reform und geistige Erneuerung des Freimaurertums versuchten.

Es gab Berufene, die insbesondere nach dem Erscheinen von Friedrich Schlegels verfänglicher und eigentlich wirklich sittenloser „Lucinde“, die die privaten Beziehungen des Verfassers zu der Tochter Moses Mendelssohns eindeutig darstellte, diesen Sansculottismus der Literatur und der Moral als das Ende aller Dinge ansahen. In einem sehr bezeichnenden Briefe Wilhelm von Humboldts aus dem Jahre 1803, an Friedrich von Gentz gerichtet, heißt es: „Mir kommt es gar nicht vor, als wäre die Veränderung, die Europa erlitten hat, so wunderbar und so schwer vorauszusehen gewesen. Fast die ganzen 100 Jahre vor der Revolution zeichneten sich schon, vorzüglich in den auf Europa im ganzen am meisten einwirkenden Ländern,

durch Leere und Kraftlosigkeit aus. Überall Formen ohne Gehalt, willkürlicher, aber in Systeme gebrachter Zwang; dabei recht eigentliche Zügellosigkeit in Ideen und Sitten, mutwilliges Hintansetzen aller gründlichen Forschung, mutwilliges Ersticken alles echten Gefühls, um überall nur die augenblickliche Begierde und die Laune herrschen zu lassen. Darauf konnte nur folgen, was jetzt gefolgt ist: Roheit. Denn alle tadelnswürdige Erscheinungen unserer Zeit lassen sich hierauf zurückbringen und tragen diesen Charakter an sich. Jeder fährt, sei es praktisch oder theoretisch, auf eine wahrhaft ungeschlachte Weise mit seiner Idee hervor, ohne sie mit andern zu vergleichen, danach zu modeln, einem Ganzen anzupassen, und so wie sie ist, sucht er ihr gewaltsam Platz zu machen. Auf den ersten Anblick scheint dabei nur die Milde, die Grazie, mit einem Worte jede liebliche Außenseite verloren; aber es geht ebenso gewiß, nur weniger merkbar auch die echte Wärme, die echte Begeisterung, die innere Wahrheit verloren. Daß dieser Krebsschaden die deutsche Literatur so ansteckt, ist mir ein ewiger Jammer."

Der eben erwähnte Brief Wilhelm von Humboldts fällt ins Jahr 1803. Kurz zuvor war die merkwürdige Union zwischen der Aristokratie und dem bildungsbeflissenen Judentum bereits vollzogen. Der Auflösungsprozeß im Judentum hält aber noch an. Sowohl in der Korrespondenz Rahel Varnhagens wie in den Berliner Briefen von Börne, der 1828 in die Stadt zurückkehrte, die den siebzehnjährigen Jüngling als Pensionär des Hofrats Herz und als glühenden Anbeter Henriettes gesehen hatte, ist viel von Marianne Saaling die Rede, die ebenso wie ihre jüngere Schwester Julie, die spätere Mutter Paul Heyses, in dem Hause von Abraham Mendelssohn-Bartholdy aus- und einging.

Marianne Saaling ist am 11. April 1786 in Berlin

als Tochter des Hofjuweliers Jakob Salomon und seiner Frau, einer geborenen Eger, geboren. Die älteste Tochter, Rebekka Salomon, heiratete in sehr jungen Jahren den Kaufmann Friedländer, ließ sich nach kurzer Ehe scheiden, trat zum Christentum über und machte sich in Wien unter dem Kriegsnamen Regina Frohberg einen Namen als Romanschriftstellerin. Wieder eine andere Tochter Salomons, mit Namen Klara, heiratete in Frankfurt den Bankier Herz und wurde die Schwiegermutter Karl Mayers von Rothschild, des vierten Sohnes von Meyer Amschel Rothschild. Das Fräulein Solmar, das bis in die fünfziger Jahre einen vielbesuchten Salon in der Charlottenstraße hält — sie spielt in den Erinnerungen Laubes eine bedeutende Rolle und zählt Varnhagen und Eduard Gans zu ihren Intimen —, ist ebenfalls eine Salomon, ohne daß ich sie mit Sicherheit als eine Schwester von Marianne und Julie Saaling reklamieren möchte.

Marianne Saaling ist die interessanteste Persönlichkeit aus dieser Familie. Das „Mädchen aus der Fremde", wie man sie in Wien nannte, wo sie im Hause Henriettes von Pereyra-Arnstein, der Tochter von Fanny Arnstein, lebte, zählte fünfundzwanzig Jahre und stand auf der Höhe ihrer Schönheit, als sie 1811 in Karlsbad Theodor Körner begegnete, der mehr als ein Liebesgedicht an sie gerichtet hat:

„Was ich in jenem Tal geträumt, gedichtet,
Wo dich zuerst mein fremdes Auge sah,
Der Kreis der Lieder sei an dich gerichtet!
Damals stand ich in fernem Schatten da.
Jetzt hat dein güt'ger Blick die Dämmerung gelichtet,
Es fühlt mein Lied sich deinen Träumen nah,
Und der Erinn'rung sanfte Schwingen tragen
Mein volles Herz zurück zu jenen Tagen."

Marianne Saaling hat vier Jahre nach den Huldigungen Goethes und Körners auf dem Wiener Kongresse die Triumphe ihrer Schönheit eingeheimst. Die Verlobung mit dem spanischen Gesandten in Wien, dem Grafen Marialva — bei Heyse ist es sogar ein portugiesischer Herzog — machte den Übertritt zum Katholizismus notwendig. Marialva starb unerwartet, und Marianne Saaling, deren Schönheit die Zeit nichts anzuhaben schien, übersiedelte in den zwanziger Jahren in das Heysesche Haus in Berlin. Kaum ein Jahr nach dem Tode Rahels (1833) trug Varnhagen der jetzt fast Fünfzigjährigen seine Hand an. Das ungewöhnliche Verlöbnis, dem Varnhagen ein allzu langes Kapitel seiner Denkwürdigkeiten gewidmet hat, wurde wieder gelöst, — ein Ereignis, das in dem vormärzlichen Berlin sehr stark besprochen worden ist. Fräulein Saaling, deren Bild uns Philipp Veit hinterlassen hat, ist erst 1868 gestorben. Die letzten Jahrzehnte ihres Lebens gehören der Wohltätigkeit. Sie gründet noch in den dreißiger Jahren ein katholisches Waisenhaus, dessen Leitung sie übernahm. Börne weiß in seinen Berliner Briefen an seine Freundin Jeannette Wohl von den Mondscheinaugen Mariannes zu erzählen, der Henriette Herz ihrerseits ein unvergleichliches tiefes Gemüt zuspricht. Nach ihm hatte die Saaling in ihrer Jugend eine unglückliche Liebe zu dem Arzte und Diplomaten David Koreff, der zu den glänzendsten Erscheinungen des napoleonischen Berlins gehörte.

Zwischen Berlin und Wien, wo das Judentum für die neue Kultur ähnlich propagandistisch wirkt, herrschen damals sehr rege Beziehungen. Friedrich von Gentz, der im Jahre 1802 den preußischen Dienst mit dem österreichischen, Berlin mit Wien vertauscht hatte, äußert sich in Briefen an den Schweden Gustav Brinckmann, der zum Kreise

Rahels gehörte und auch mit Schleiermacher befreundet war, sehr eingehend über das Arnsteinsche Haus, das in den Tagen des Wiener Kongresses Talleyrand, Wellington, Consalvi, Hardenberg bei sich sah. Franziska von Arnstein, kurzweg Fanny genannt, stammt, gleich ihren Schwestern Cäcilie von Eskeles, Sara Levy, den Frauen Oppenheim und Ephraim, aus dem Daniel Itzigschen Hause in Berlin, in dem Henriette Herz als Kind verkehrt hat. Nathan Adam von Arnstein und Bernhard von Eskeles sind die Inhaber des berühmten Bankhauses Arnstein und Eskeles. Zu ihnen stand Grillparzer in freundschaftlicher Verbindung. Fanny von Arnstein, im Jahre 1758 geboren und somit wesentlich älter als die meisten, erst in den sechziger Jahren geborenen Frauen unseres Kreises, starb im Jahre 1816. Ihre Tochter ist die Baronin Henriette von Pereyra-Arnstein (1780—1859), die Grillparzer mehrfach, einmal in einem Vielliebchengedicht, angesungen hat, ihre Enkelin eine Generalin Wimpffen. Die bildschöne und geistvolle Fanny wird als die „Staël Wiens" bezeichnet, ähnlich etwa, wie man die Rahel als die heimische Lespinasse, die unnahbare Henriette Herz als die deutsche Récamier bezeichnete. Friedrich von Gentz, der in Berlin wie in Wien viel in jüdischen Häusern verkehrt hat, war Diplomat genug, um seinen heimlichen Judenhaß hier geschickt zu verbergen. Gerade in der Zeit seiner Übersiedelung nach Wien hat sein Berliner Anwalt Karl Wilhelm Friedrich Grattenauer anonym eine äußerst gehässige Schrift „Wider die Juden" veröffentlicht, die ähnlich wie ein Jahr später Sessas berüchtigte Posse „Unser Verkehr" ein bemerkenswertes Spiegelbild der teutschtümelnden Bewegung in Berlin gibt. Gentz also schreibt unterm 11. August 1802 aus Wien: „Das Arnsteinersche Haus — denn in diesem, und nur in diesem konzentriert sich schlechthin alles, was für mich den Un-

annehmlichkeiten Wiens noch einigermaßen das Gegengewicht hält — das Arnsteinersche Haus ist die größte und gewissermaßen die einzige Ressource aller hier ankommenden Fremden, und eine unschätzbare für die, welche, wie ich, durch ältere Bekanntschaft Verbindungen mit Berlin und eben die Judenverhältnisse, die wir, mein lieber Brinckmann, so oft gering geschätzt haben, und die ich jetzt täglich im Staube verehre, einen näheren Anspruch auf Dienstleistungen und Freundschaftsbezeugungen erwerben. Wie wohl war mir, als ich hier, auf einem Punkte, außer ihrer liebenswürdigen Freundin Henriette (von Arnstein) und ihrer trefflichen Mutter, auch noch Madame Levi (Rahel), die ich immer liebte und schätzte, Madame Ephraim, die ich, zu meiner ewigen Schande gesagt — nie eines Blickes würdigte, und in der ich eine der interessantesten Frauen finde, die ich je gesehen habe, — Madame Eskeles, über welche ich Sie oft verspottete, und die ich jetzt zu schätzen weiß, — Frau von Eybenberg, die hier mein Trost, meine Freundin, meine Stütze ist, als ich neben allen diesen geistreichen, gutmütigen, in jeder Rücksicht preiswürdigen Weibern, noch alles, was nur Wien Lebendiges, Umgängliches und Erträgliches enthielt, vereinigt erblickte. Dies Haus ist in mehr als einem Sinne des Wortes eine kleine Welt. Ohne dasselbe wäre ich schon wieder weit von Wien, mit demselben kann man, wie fatal auch alles übrige sein mag, nicht leicht gänzlich verzagen oder zugrunde gehen."

Das Berlin zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts läßt sich nicht ohne weiteres mit dem weit glanzvolleren, mehr kulturellen, über die doppelte Einwohnerzahl verfügenden Wien (325 000 Einwohner) vergleichen. Die aus Berlin hier eingebürgerten Israeliten haben in Wien eine wesentlich andere, mehr gesellschaftliche, weniger intellektuelle Rolle gespielt. Sehr ins Gewicht fällt dafür der

Besuch, den Grillparzer, freilich erst ein Menschenalter später, im Sommer 1827, in Berlin abstattete. Er wohnte im „König von Portugal" und wurde von Fouqué, der sich damals noch eines großen literarischen Ansehens erfreute, mit dem künstlerischen Berlin bekannt gemacht.

„Ich glaube," so erzählt Grillparzer, „es war auch Fouqué, der mich in die literarische Mittwochsgesellschaft einführte. Die Versammlung war nicht zahlreich, da der schönen Jahreszeit wegen die meisten sich von Berlin abwesend befanden. Ich lernte da Varnhagen und Chamisso kennen, der mir, bis auf seine langen Haare, sehr wohl gefiel. Varnhagen ging mit mir nach Hause. Als wir an seiner Wohnung vorüberkamen, meinte er, er wolle seiner Frau — jener später bekannten Rahel, von der ich aber damals nichts wußte — meine Bekanntschaft verschaffen. Ich hatte mich den ganzen Tag herumgetrieben und fühlte mich müde bis zum Sterben, war dafür herzlich froh, daß man uns an der Haustüre sagte, die Frau Legationsrätin sei nicht daheim. Als wir aber die Treppe hinuntergingen, kam uns die Frau entgegen, und ich fügte mich in mein Schicksal. Nun fing aber die alternde, vielleicht nie hübsche, von Krankheit zusammengekrümmte, etwas einer Fee, um nicht zu sagen Hexe, ähnliche Frau zu sprechen an, und ich war bezaubert. Meine Müdigkeit verflog, oder machte vielmehr einer Art Trunkenheit Platz. Sie sprach und sprach bis gegen Mitternacht, und ich weiß nicht mehr: haben sie mich fortgetrieben, oder ging ich von selbst fort. Ich habe nie in meinem Leben interessanter und besser reden gehört. Leider war es gegen das Ende meines Aufenthaltes, und ich konnte daher den Besuch nicht wiederholen."

* *
*

Aus einer intimeren Kenntnis des Berliner Gesellschaftslebens zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts empfängt man den Eindruck, daß frühzeitig zwischen den jüdischen Spirituellen eine gewisse Rivalität herrschte. Der Kampf um die Anerkennung der Schönheit und des Geistes, der durch das beispiellose Aufstreben des deutschen Geisteslebens sich denn doch auf einem allzu engen Terrain abspielte, führt zu einer Expansion nach Frankfurt, Wien und anderen Zentren. In Berlin besteht noch geraume Zeit eine gewisse, in früheren Darstellungen freilich überschätzte Konkurrenz zwischen den Salons der blendend schönen Henriette Herz, die sich bald nach ihrer Verheiratung, schon zu Beginn der achtziger Jahre, eröffnen, und der mehr als geistvollen Rahel Levin, die nach dem Tode ihres Vaters im Elternhause in der Jägerstraße im Zeichen des Goetheschen Genius das gesamte geistige und diplomatische Berlin um sich schart. Die mehr auf gesellschaftlichen Glanz bedachten Frauen haben aber offenbar in Wien eine günstigere Wirkungsstätte gefunden. Fast um dieselbe Zeit wie die Meyerschen Töchter, die Baronin Sara von Grotthus und Frau von Eybenberg, waren ja auch zwei der Schwestern Itzig, die eben genannte Fanny von Arnstein und Cäcilie von Eskeles, nach der Donaustadt übersiedelt. Sie hatten die geheime Mission, den neuen Geist einer weiblichen Kultur und die eigentümliche Berliner Revolutionsstimmung in das trägere Wien zu übertragen. Berlin behielt, als der Wirkungskreis einer Henriette Herz durch den Tod ihres Gatten sehr wesentlich eingeschränkt wurde, neben dem Salon der Rahel hauptsächlich das gastfreie Haus der früh verwitweten Sara Levy, die ebenfalls eine Tochter des Bankiers Itzig ist. Im Levyschen Hause soll sich, einer Legende zufolge, Bettina Brentano, die einer wesentlich jüngeren Generation angehörte, mit Achim von Arnim ver-

lobt haben, — ein Ereignis, das die stets zu tollen Streichen aufgelegte Tochter der Maximiliane Brentano der Madame Levy, die gerade beim Frisieren war, mit den Worten anzeigte: „Hör' Er, Friseur! Bau' Er Madame Levy nur heute was Ordentliches auf, denn ich habe unten eben mit dem Arnim Verspruch gehalten." Man schreibt damals das Jahr 1810. Im Hause Levy hatte Graf Mirabeau einst verkehrt. Frau von Genlis, die in Berlin französischen Unterricht erteilte, und die Staël, die kurz vor Schiller, im Jahre 1804, nach Berlin kam und damals Deutschland für die Franzosen entdeckt hatte, fanden sich regelmäßig bei ihr ein. Unter dem Zustrom der französischen Emigranten hatte hier eine interessante Verschmelzung zwischen Franzosentum und israelitischem Geiste stattgefunden.

Das Levysche Haus, dem sich dann in den zwanziger Jahren das von Herz Beer zugesellt, bildet aber bereits den Ausgang einer Epoche, die wesentlich früher — noch in den Tagen von Moses Mendelssohn — einsetzte. Karl Hillebrand, der ausgezeichnete Essayist, hat die Eigenart des Berliner Gesellschaftslebens in einer unübertrefflichen Studie in der „Revue des Deux Mondes" aus dem Jahre 1870 eingehend dargestellt. Er schildert, wie die aufklärende Tätigkeit von Moses Mendelssohn auf die Erziehung der jüdischen Töchter erleichternd einwirkte und ihnen den Anschluß an deutsches Geistesleben gegeben hat. Unter den jüdischen Salons begegnen wir vor allem dem Hause Cohen, das sich durch seinen Luxus und seine Eleganz auszeichnete. Hier verkehrte Franz Michael Leuchsenring, einer der Empfindsamen von Darmstadt, dessen unsympathisches Porträt uns Goethe in seinem Peter Brey, späterhin Arnim in der Person des Predigers Frank (Gräfin Dolores) geliefert hat. Leuchsenring, ein ungefährer Altersgenosse Goethes und ein höchst unruhiger Geist, war zu Beginn

der achtziger Jahre in Berlin aufgetaucht. Er verkehrte hauptsächlich bei den gebildeten Juden, vornehmlich im Hause des Bankiers Cohen und beim Geheimrat Ephraim. Er verliebte sich in die Tochter Ephraims, die schöne Adele, wollte aber merkwürdigerweise von dem Übertritt des Mädchens nichts wissen. Die Heirat zerschlug sich hauptsächlich infolge des Einspruchs von Moses Mendelssohn, der die Pläne dieses sonderbaren Heiligen hinreichend durchschaute und jede Proselytenmacherei verabscheute. Leuchsenring, der kurze Zeit auf Bestimmung Friedrichs des Großen mit der Erziehung Friedrich Wilhelms (des nachmaligen Friedrich Wilhelm III.) betraut wurde, verläßt Berlin für kurze Zeit, erregt es aber im Sommer 1786 aufs äußerste durch einen in der „Berlinischen Monatsschrift" veröffentlichten Aufsatz über kryptokatholische Bemühungen innerhalb des Protestantismus. Leuchsenring, der schon in seiner Darmstädter Zeit als Erzieher des Erbprinzen allerlei Unzufriedenheit stiftete, so etwa, wenn er sich ernsthaft um Herders Braut, Karoline Flachsland, bemühte, empfand jetzt das Bedürfnis nach sensationellen Enthüllungen. Eine Cagliostronatur, in der doch auch edle Regungen und eine gewisse Charakterstärke nachzuweisen sind, versucht er jetzt, im Todesjahre des großen Königs, den Nachweis, daß die Jesuiten sich verräterischerweise in den Protestantismus eingeschlichen hätten. Der früheren Anhängerschaft Leuchsenrings war dies zu stark; dafür gewann er sich die Nicolai und Konsorten, die es auch sonst verstanden, den nüchternsten Aufklärungsglauben mit dem Gespenstersinn zu verbinden. Erst 1792 wurde Leuchsenring, trotz des Einflusses, den er als einer der eifrigsten Illuminaten besaß, von dem neuen König aus Preußen verwiesen. Dieses Illuminatentum war eine Ausartung der Freimaurerei und wirkte unter Anführung Wöllners und Bischoffswerders durch allerhand

spiritistische Sitzungen auf den leicht zu beeinflussenden König. Leuchsenring ging aber nicht allein aus Berlin. Er attachierte sich das Fräulein von Bielefeld, eine Hofdame aus dem bekannten Adelsgeschlecht, die erst in den zwanziger Jahren als katholische Konvertitin das Zeitliche gesegnet hat. Nach Paris übersiedelnd, hat der ideenreiche Mann, den tausend Projekte beschäftigten, eine Weltsprache, Wörterbücher, Literaturgeschichten, mit Friedrich Schlegel, Rahel Varnhagen, Wilhelm von Humboldt in Verbindung gestanden. Der merkwürdige Heilige ist 1827 in Armut gestorben.

Es ist nicht überflüssig, auf solche Existenzen hinzuweisen, weil sie uns den aufgeregten Zustand dieser Zeit ziemlich deutlich machen. Wohin man blickt, und keineswegs nur im Berliner Judentum dieser Tage, trifft man auf entwurzelte Existenzen, auf problematische Naturen, die sich in dieser gewitterschwülen Zeit einen neuen Lebensinhalt zu erkämpfen suchen. In diesem Zusammenhange ist noch von der Göttinger Professorstochter Therese Heyne (geb. 1764), die sich mit dem Weltreisenden und Revolutionär Georg Forster vermählte und schließlich die Frau Ferdinand Hubers geworden ist, ist von ihrer engeren Landsmännin Caroline Michaelis (geb. 1763) zu reden. Diese bedeutendste Frau der Romantik, von Schiller, ihrem Erbfeinde, als „Dame Lucifer" bezeichnet, wird die Frau des Bergmedikus Böhmer, heiratet nach stürmischen Erlebnissen den älteren Schlegel und findet schließlich in dem Philosophen Schelling den ihr eigentlich wahlverwandten Mann.

Kehren wir zurück in das Berlinische Gesellschaftsleben der nachfriederizianischen Zeit, in die Häuser der Cohen, Itzig, Fränkel und Ephraim. Der Bankier Benjamin Veitel Ephraim, den die preußische Regierung im Jahre 1790 als

ihren Agenten in Paris verwandte, hat später ein schlimmes Ende genommen. Er hat in dem kritischen Jahre 1806, nach erheblichen Unterschlagungen, Berlin heimlich verlassen.*) Gegenwärtig aber geben diese wohlhabenden und kunstliebenden Berliner Juden, die ein Haus auszumachen verstanden, der ganzen Stadt ein eigentümliches Relief. Die nervöse Glut nach Bildung und nach Teilnahme an den Weltbegebenheiten erschien notwendig, um in der preußischen Residenz das Fundament zu einer persönlichen Kultur zu legen. Hier hatte ein Lessing, trotz der Fürsprache von Quintus Icilius, die erhoffte Bibliothekarstellung nicht erhalten können, und er hatte Ende der sechziger Jahre Berlin für immer den Rücken gekehrt. Es war eine Stadt von Königs Gnaden. Der ältere Marwitz, Friedrich August Ludwig, der den großen König im Mai 1785 gesehen hat, gibt uns davon ein sehr lebendiges Bild. „Er kam geritten auf einem großen weißen Pferde, ohne Zweifel der alte Condé, der nachher noch zwanzig Jahre lang das Gnadenbrot auf der Ecole vétérinaire bekam. Sein Anzug war derselbe wie früher auf der Reise, nur daß der Hut ein wenig besser konditioniert, ordentlich aufgeschlagen und mit der Spitze nach vorne, echt militärisch aufgesetzt war. Hinter ihm waren eine Menge Generale, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte. Das ganze Rondel (jetzt Belle-Alliance-Platz) und die Wilhelmstraße waren gedrückt voll Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen, und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen, wie zu dem gerechten Lenker aller Schicksale. Der König ritt ganz allein vor und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine sehr merkwürdige Stufenfolge, je nachdem

*) Über meine Verhaftung, von B. V. Ephraim. 2. Aufl. Dessau 1808.

die aus den Fenstern sich verneigenden Zuschauer es zu verdienen schienen. Bald lüftete er den Hut nur ein wenig, bald nahm er ihn vom Haupte und hielt ihn eine Zeitlang neben demselben, bald senkte er ihn bis zur Höhe des Ellbogens herab. Aber diese Bewegung dauerte fortwährend, und sowie er sich bedeckt hatte, sah er schon wieder andere Leute und nahm den Hut wieder ab. Er hatte ihn vom Halleschen Tore bis zur Kochstraße zweihundertmal abgenommen."

Das Bürgertum spielt im damaligen Berlin überhaupt keine Rolle. Es gipfelt bestenfalls in Leuten wie Nicolai, die ein anständiges Mittelmaß repräsentieren, erhebt sich aber nirgends zu höheren Ansprüchen. Noch Frau von Staël, die im Frühjahr 1804 in Berlin weilt, gilt es für eine ganz moderne Stadt, die, so schön sie ist, keinen bedeutenden Eindruck mache: „Man spürt hier weder das Gepräge der Geschäfte des Landes- noch des Charakters der Einwohner, und diese prächtigen, neu errichteten Gebäude scheinen nur für bequeme Vereinigungen zum Zwecke des Vergnügens und der Arbeit bestimmt. Die schönsten Paläste der Berliner sind aus Backsteinen aufgeführt; kaum in den Triumphbögen dürfte man einen Quaderstein finden. Die Hauptstadt Preußens gleicht dem Staate selbst. Die Gebäude und die Institutionen sind erst ein Menschenalter alt und nicht mehr, weil ein einziger Mann Urheber derselben ist."

* * *

II.

Die Geselligkeit des Herzschen Hauses hat eine Art Vorstufe in den Häusern der sechziger und siebziger Jahre, die sich, mit Friedrich Nicolais Heim an der Spitze, den Fremden bereitwillig öffneten und regelmäßig ein paar gleichgesinnte Menschen bei sich sahen. In das Berlin der

achtziger Jahre kann man dann einen Blick tun durch die „Briefe einer Kurländerin", die Sophie Becker, die Freundin Elisas von der Recke, der Schwester der Herzogin von Kurland, über ihre Reisen in Deutschland veröffentlicht hat. Wie Preußen durch den Siebenjährigen Krieg mit einem Male ein Machtstaat ersten Ranges geworden war, so spricht man jetzt auch weit und breit von der großen, schönen „Königstadt" Berlin, die förmlich aus dem Nichts hervorgewachsen ist und noch hundert Jahre hernach den Geist der friederizianischen Epoche widerspiegeln sollte. Sophie Becker meint freilich bei ihrem ersten Berliner Besuche, der in den Herbst 1784 fällt: „Berlin ist mir zu groß. Man kann hier völlig isoliert leben, wenn man nicht einen sehr großen Kreis von Freunden und Bekannten hat. Um seine Freunde zu besuchen, die in der Stadt wohnen, muß man mehr reisen als spazierfahren. Darüber hörte ich heute auch Professor Ramler klagen, daß der Entfernung wegen nicht einmal die Gelehrten untereinander zusammenkämen. Der Konversationston ist übertrieben steif. Der Grafenstand will nicht einmal mit dem kleineren Adel zu tun haben. Der Kammerherr Lehndorf, welcher Elise am Hofe vorstellen soll, machte ihr heute den Besuch und sagte ihr über diese Materie ungefähr dieses: ‚Verlieren Sie, teuerste Gräfin, ja Ihre natürliche Naivität hier nicht, aber legen Sie dieselbe hier beiseite. Je weniger Sie Mensch sind, desto mehr Beifall werden Sie haben.'" Man besucht die deutsche Komödie Döbbelins, in der man Corneilles „Graf Esser" mit Fleck und der Demoiselle Döbbelin bewundern kann. Man trifft sich bei Nicolai oder im Palais der Herzogin von Kurland und begegnet stets so ziemlich denselben Menschen. Der alte Gleim, dessen literarische Verdienste um dreißig Jahre zurücklagen, weilte damals auch in Berlin. Als Sophie Becker ihn um

zehn Uhr in der Frühe in der „Traube“ aufsuchte, fand sie den lieben Mann noch im Schlafrocke und plauderte über alles, was in den drei Tagen, da sie sich nicht gesehen hatten, vorgefallen war. Die Leute, die uns sonst hier begegnen, der langweilige Odendichter Ramler, die Karschin, die Theologen Teller und Spalding, Karl Philipp Moritz, der Dichter Göckingk, der junge Laroche, sie alle treffen wir dann im Hause des Hofrats Herz wieder. Natürlich auch Moses Mendelssohn, dessen drei sehr artige Töchter, davon die mittelste (Henriette) ein recht schönes Mädchen ist, besonders gerühmt werden. Bei ihrem ersten Abschied von Berlin erklärt Sophie Becker gleichwohl: „Lebe denn wohl, Berlin, meinen Verstand hast du mehr gerührt als mein Herz.“

Eben damals aber, zu Beginn der achtziger Jahre, flutet die Welle der Empfindsamkeit, die seit den Werthertagen halb Europa ergriffen hatte, auch in die Mauern dieser Stadt. Das Judentum mit seiner ausgeprägten Reizsamkeit war besonders dazu angetan, hier die Führung zu übernehmen, und als zu Ende der neunziger Jahre Friedrich Schlegel es unternahm, Berlin für die Romantik zu erobern, fand er den Boden schon sorgfältig vorbereitet für tausend neue Regungen des Geistes, die vor allen Dingen einen Bruch mit den alten Lebensformen, eine Auflösung der erstarrten Gesellschaftsnormen nötig machten. Das Herzsche Haus bietet nun das interessante Bild, daß wir hier, wie bei einer Wasserscheide, die zwei völlig getrennten Strömungen des alten und neuen Berlin nebeneinander sehen. Während der Hofrat Herz in seiner kühlen Wissenschaftlichkeit noch durchaus als ein Kind der älteren Zeit zu bewerten ist, nur daß er durch den „alles zermalmenden Kant“ (ein Ausdruck Mendelssohns) den geistigen Horizont seiner Berliner Freunde bei weitem überschritt,

hat seine Gattin bereits den Anschluß an jene neue Epoche gefunden, die, vorläufig noch unklar und verwirrend, dann durch Rahel, die vom Geiste Goethes und Fichtes beseelt ist, eine festere Prägung erhielt.

Henriette Herz, die wir aus ihren eigenen Jugenderinnerungen jetzt treuer zu uns sprechen lassen als durch stark umgeformte autobiographische Notizen, die ein gewisser J. Fürst nach ihrem Tode zuerst als Zeitungsaufsätze, hernach in Buchform veröffentlichte, war eine Jüdin portugiesischer Herkunft. Ihr Vater, der Arzt de Lemos, war in Hamburg geboren, wo sich späterhin ein Sohn von ihm gleichfalls als Arzt niederließ, hat in Halle studiert und dann in Berlin, wo man ihn zum dirigierenden Arzte des jüdischen Krankenhauses machte, großes Ansehen gewonnen. Seine Frau war eine geborene de Charleville. Diese Mischung französischen und spanisch-portugiesischen Blutes ist für die Charakteristik von Henriette Herz keineswegs unerheblich. Die spanischen Juden nehmen innerhalb ihrer Rasse eine besondere Stellung ein. Im frühen Mittelalter und dann nochmals gegen Ausgang dieser Epoche hatten sie in diesem Lande besondere Achtung genossen. Noch zuletzt, in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, hatte Don Pedro von Spanien die kastilianischen Juden auffallend bevorzugt, und trotz eines gegenteiligen Cortesbeschlusses den Don Samuel Ben Meir Allavi zum Finanzminister gemacht. Der Sturz dieses Monarchen hatte eine furchtbare Judenverfolgung zur Folge. Gegen Ende des Jahrhunderts, seit jenem schwarzen Tage, dem 15. März 1391, wurden Tausende niedergemetzelt. Ein beträchtlicher Teil, die sogenannten Marranos (die Verdammten), bekannte sich unter dem Schwerte zum christlichen Glauben, behielt aber insgeheim die jüdischen Riten bei. Auch ein Zweig der de Lemos, der es nachher

in Spanien zu großem Ansehn gebracht hat, scheint diesen Marranen anzugehören. Unsere de Lemos aber sind wie so viele spanische Juden im fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert, ihrem Glauben treu bleibend, nach Deutschland eingewandert.

Henriette Herz, die schon als Kind wegen ihrer ungewöhnlichen Schönheit Aufsehen erregte, wird im Jahre 1777 im Alter von zwölfeinhalb Jahren, altjüdischer Sitte gemäß, mit Markus Herz, einem bekannten Arzt und Philosophen, verlobt und heiratet den unscheinbaren Gelehrten mit fünfzehn Jahren (sie ist am 5. September 1764 geboren) am 1. Dezember 1779.

„Wohlgeborener Herr Doctor, werthester Freund," beginnt einer der zahlreichen Briefe, die Kant in den siebziger Jahren an Markus Herz nach Berlin gerichtet hat, „ich bin sehr erfreut, durch Herrn (David) Friedländer von dem guten Fortgange Ihrer medicinischen Praxis Kenntnis zu erhalten. Das ist ein Feld, worin, außer dem Vortheil, den es schafft, der Verstand unaufhörlich Nahrung durch neue Einsichten empfängt, indem er in mäßiger Beschäftigung erhalten und nicht durch den Gebrauch abgenutzt wird, wie es unseren größten Analysten, einem Baumgarten, Mendelssohn, Garve, denen ich von weitem folge, widerfährt, die, indem sie ihre Gehirnnerven in die zartesten Fäden aufspinnen, sich für jeden Eindruck oder Anschauung desselben äußerst empfindlich machen. Bei Ihnen mag nun dieses Spiel der Gedanken zur Erholung, niemals aber eine mühsame Beschäftigung werden. Mit Vergnügen habe ich in Ihrer Schrift ‚Von der Verschiedenheit des Geschmacks' die Reinigkeit des Ausdrucks, die Gefälligkeit der Schreibart und die Feinheit der Bemerkungen wahrgenommen. Ich bin jetzt nicht imstande, einiges besondere Urtheil, was mir im Durchlesen beifiel,

hinzuzufügen, weil das Buch mir, ich weiß nicht von wem, abgeliehen worden."

Das Jahr darauf, 1777, spricht Kant, der mit Vergnügen von der steigenden Praxis seines Schülers Kenntnis genommen hat, von dem Besuche ihres gemeinsamen Freundes Moses Mendelssohn in Königsberg und dankt zugleich für die ihm übersandten „Briefe an Ärzte", die der dreißigjährige Markus Herz eben damals erscheinen ließ. „Ihr Buch an Aerzte", heißt es jetzt, August 1777, „hat mir überaus wohlgefallen und wahre Freude gemacht, ob ich gleich an der Ehre, welche es Ihnen erwerben muß, keinen, auch nicht entfernten Antheil haben kann. Der beobachtende und praktische Geist leuchtet darin, unter Ihrer mir schon bekannten Feinheit in allgemeineren Begriffen, so vortheilhaft hervor, daß, wenn Sie fortfahren, die Arzneikunst mit der Forschbegierde eines Experimentalphilosophen und zugleich mit der Gewissenhaftigkeit eines Menschenfreundes zu treiben und Ihr Geschäft zugleich als eine Unterhaltung für den Geist, nicht bloß als Brodkunst anzusehen, Sie in Kurzem sich unter den Aerzten einen ansehnlichen Rang erwerben müssen." In diesen wenigen Sätzen ist die Eigenart des Forschers und Gelehrten Markus Herz bereits deutlich umrissen.

Am 1. Januar 1747 als Sohn eines armen israelitischen Schreibers in Berlin geboren, wird Herz, der zum Rabbiner bestimmt ist, im Ephraimschen Stifte erzogen. Es scheint nun, daß sein Erkenntnistrieb schon frühzeitig in Konflikt mit seinen religiösen Studien geriet, genug, wir finden den Fünfzehnjährigen als Handlungsbeflissenen in Königsberg, wo ihm dann Wohltäter das Studium ermöglicht haben. Er hört Philosophie und Medizin, wird der Lieblingsschüler Kants und opponiert ihm Anno 1770 beim Antritt seines Ordinariats. Das Jahr darauf ver-

öffentlicht der junge Kantschüler „Betrachtungen aus der spekulativen Weltweisheit". Ihnen schloß sich eine Kritik der Briefe an eine deutsche Prinzessin von dem Mathematiker Leonhard Euler und die Gelegenheitsschrift „Freimüthige Kaffeegespräche zweier jüdischer Zuschauerinnen über den Juden Pinkus" (1772) an, deren Verfasser übrigens als Moses (?) Herz notiert ist. Kant gibt ihm für die Heimkehr nach Berlin Empfehlungen an Mendelssohn und den Ästhetiker Sulzer mit auf den Weg. Herz erhielt eine Vertrauensstellung bei dem Geheimrat Ephraim und damit Muße und Möglichkeit zu weiterem Studium. Er hat dann, von David Friedländer unterstützt, in Halle den medizinischen Doktor gemacht und sich in Berlin mit der zwölfjährigen Henriette de Lemos verlobt. In der Spandauerstraße als praktischer Arzt niedergelassen, hat er seit 1777 in seiner Wohnung philosophische Vorlesungen gehalten, hat als erster Kant den Berlinern nahegebracht und damit in der Stadt, die den Geist Nicolais atmete, die neue Weltanschauung des klassischen Zeitalters gepredigt. Bald nach seiner Verheiratung hielt er Vorlesungen über Experimentalphysik, denen der Kronprinz, nachmals Friedrich Wilhelm III., beiwohnte. Nach einer schweren Erkrankung, die ihn zu Beginn der achtziger Jahre befiel, ging er mit seiner jungen Frau zur Kur nach Pyrmont. Er erhält hier den Titel eines Fürstlich-Waldeckschen Leibarztes. Sein Ruhm als Mediziner und Philosoph hat sich dann rasch verbreitet. Friedrich Wilhelm II. ernennt ihn, der dem Judentum treu geblieben war, zum ordentlichen Professor der Philosophie mit einer Pension von 500 Talern. Zwei Menschenalter hernach, in den zwanziger Jahren, muß sich der berühmte Jurist Eduard Gans taufen lassen, weil er nur so den Anforderungen einer wohlweisen Staatsregierung genügte, und dieser etwas beschränkten Auffassung

ist man dann glücklich auch noch im zwanzigsten Jahrhundert treu geblieben. Herz, den die jüdische Gemeinde nach dem Tode seines Schwiegervaters de Lemos an die Spitze ihres Krankenhauses stellte, nimmt an der Seite eines Selle und Voitus den ersten Rang unter den Medizinern Berlins ein.

Mehr denn zwei Jahrzehnte hindurch, bis in sein Todesjahr 1803, hat sein Heim in der Neuen Friedrichstraße 22, wohin er bald nach seiner Eheschließung übersiedelte, den Mittelpunkt einer vornehmen Geselligkeit gebildet. Der Dichter Göckingk, der in den achtziger Jahren vorübergehend in Berlin weilte, hat sein liebenswürdiges und kluges Wesen in den Versen gefeiert:

„Welch ein liebender Kreis von weisen Freunden umgab ihn!
Jeder schätzte den Arzt, Denker und Spötter in ihm.
Gleich den Weisen Athens liebt er die fröhlichen Zirkel;
Seine Sorgen allein bleiben im Herzen versteckt;
Alles opfert er sonst auf dem Altare der Freundschaft,
Seinen Witz und den Wein, seine Erfahrungen gern."

Sicher zu Recht besteht das Wort der Henriette Herz: „Ich glaube nicht zuviel zu behaupten, wenn ich sage, daß es damals in Berlin keinen Mann und keine Frau gab, die sich später irgendwie auszeichneten, welche nicht längere oder kürzere Zeit, je nachdem es ihre Lebensstellung erlaubte, diesen Kreisen angehört hätten."

Es erscheint verkehrt und ungerecht, den Salon der Henriette Herz etwa mit dem Maßstabe des Hauses Récamier zu messen, wo Juliette, die bildschöne Bankiersgattin und Freundin der Staël, alle Herzen bezaubert, ohne auch nur einem ihrer Verehrer die letzte Gnade zu erweisen. Aus der Zeit des Konsulats besitzen wir von der

Engländerin Mary Edgeworth eine Schilderung dieses Salons und seiner fünfundzwanzigjährigen Herrin, die später durch Benjamin Constant und vor allem durch Lamartine unsterblich geworden ist. „Freitag", heißt es im Jahre 1802, „trafen wir bei Madame Récamier die Schönheit, den Reichtum, die Mode und den Luxus an. Sie selbst ist eine reizende Frau und lebt, von einer Menge Anbetern und Schmeichlern umgeben, in einem Milieu, das Reichtum und Geschmack, moderne und alte Kunst vereinigt. Die Gesellschaft besteht aus einem merkwürdigen Gemisch von Kaufleuten und Dichtern, Philosophen und Parvenüs, Engländern, Franzosen, Portugiesen und Brasilianern." Der Salon der Récamier, die bereits in dem England Georgs III. Triumphe gefeiert hatte, öffnete sich gewöhnlich erst am Spätabende. Als Johann Friedrich Reichardt, der ehemalige Hofkapellmeister Friedrich des Großen, eine auch als Politiker sehr interessante Persönlichkeit, eines Tages der schönen Hausherrin am Nachmittage seine Aufwartung machte, gab ihm der Concierge lächelnd den echt französischen Bescheid: „Bei Madame ist es noch nicht Tag." Die Dame des Hauses erschien bei ihren glänzenden Soireen im weißen, goldgestickten Atlaskleid. Man hatte sein eigenes Orchester und ergötzte sich an den Vorträgen berühmter Mimen und fabelhafter Sänger; Talma verkehrte hier und Vestris, der Gott des Tanzes, die Generäle Napoleons, von Malern Gérard, Schönheiten aus aller Herren Länder. Ganz wie in der Zeit des Rokoko singt die Récamier mit zierlicher Stimme niedliche kleine Romanzen und begleitet sich selbst auf der Harfe.

Eduard Gans, der berühmte Berliner Jurist, hat den Salon der schönen Juliette dann Mitte der zwanziger Jahre aufgesucht. Die Récamier, noch immer eine Schönheit ersten Ranges, stand bereits hoch in den Vierzigern.

Gans schildert uns, wie die Herrin des Hauses, die in ihrem Gesellschaftssaal am späten Nachmittage etwa zwanzig bis dreißig Menschen bei sich sieht, die seltene Fähigkeit besitzt, „nach allem, was um sie herum gesprochen wird, zu lauschen, die streitenden und bisweilen sich kreuzenden Meinungen in sich aufzunehmen und so zu erfahren, zu lernen und zu verarbeiten, was die tägliche Werkstatt ihrer Gesellschafter an geistigen Neuigkeiten, an Einfällen oder an tiefem und Erhabenem hervorbringt". Es werde z. B. von der Todesstrafe gehandelt, und ein juristischer Kopf beweise, daß, wenn man die Abschaffung zugeben wolle, man auch das Verschwinden des todeswürdigen Verbrechens verlangen müsse. Gegen diese strenge und philosophische Ansicht erhebe sich nun ein christliches Gemüt, ein moralischer Mann, es werde scharf hin und her geredet, und die Herrin des Hauses wisse den Disput mit Takt und Geschmack zu leiten. Gans traf hier Männer wie Constant, Chateaubriand, den Soziologen Pierre Ballanche, Herrn Victor Cousin und den Historiker der Revolution, Tocqueville.

Berlin war nicht Paris, und das Haus der „deutschen Récamier" hatte natürlich einen durchaus bürgerlich-soliden Anstrich. Marcus Herz liebte die Geselligkeit, aber er stand literarisch durchaus noch im Banne der alten Schule. Was hinausging über Lessing, mit dem er durch Moses Mendelssohn persönlich befreundet gewesen war, wies er zurück als unverständlich und verstiegen. Ein Mann der reinen Wissenschaft, behandelte er die Kunst als etwas durchaus Nebensächliches. Wie uns der junge Schadow erzählt, der bereits 1780 eine Büste der damals erst sechzehnjährigen Henriette Herz versucht hatte, die ihm dann drei Jahre später vollendet gelang, lebten in jener Zeit in Einverständnis Gedicke, Biester, Nicolai, Engel, Ramler, Moses Mendelssohn, Spalding, Teller. Man unterhielt sich in

der Hauptsache über Fragen der Wissenschaft. Durchreisende Ärzte und Gelehrte werden hier wie bei Friedrich Nicolai respektvoll aufgenommen. „Im Salon der Hausfrau daneben waren zugleich mehrere jüngere Männer, der deutschen Dichtkunst ergeben, das hierin Neuerscheinende beibringend, besprechend, rezitierend und kritisierend, und von den vielen Namen sind wenige in der Erinnerung geblieben. Der Schwede Brinckmann, von dem Verse in Druck erschienen, Woltmann, auch Geschichtsschreiber; einer namens Meyer, Almanach versifax; Meyrink, von Kleist und die Gebrüder Grafen Dohna; der ältere Graf wurde Staats-Minister, der jüngere bekleidete mehrere Gesandtschaften. Der berühmte Schleiermacher kam mehrere Jahre später erst hinzu. Einen Abend war unser Er (Schadow) mit beiden Eheleuten allein; der Wohnung gegenüber war ein Tanzboden, man hörte Musik, das Stampfen und Juchhe der Tänzer. Frau Herz sagte zu ihrem Manne: Was hilft uns die feine Bildung, zu diesem Grad von Fröhlichkeit bringen wir es nie. Ihr Mann sagte: Dagegen entbehren jene auch des stillen Genusses, den ein gutes Buch gewährt, und der Mitteilung von Entdeckungen im Bereiche der Naturkräfte zum Wohle der Menschheit."

Es herrschte also in diesem Hause ein ausgesprochener Dualismus. Der wissenschaftliche Charakter überwog. Das Haus Herz steht im Zeichen der Aufklärung und der Menschenliebe. In ästhetischer Hinsicht ist für Markus Herz die Poesie eines Lessing, dem er ja schon durch Mendelssohn nahestand, die einzig legitime, und es klingt so unwahrscheinlich nicht, wenn er zu David Friedländer, der ihn um die Erklärung einer dunklen Stelle bei Goethe angeht, gesagt haben soll: „Gehen Sie zu meiner Frau; die versteht die Kunst, Unsinn zu erklären!"

Arzt und Philosoph, läßt Markus Herz seine junge Frau gewähren, wenn sie sich mit der ihr eigenen kühlen Leidenschaftlichkeit den seltsamen Schwärmereien ihrer Zeit zuwendet. Hierher gehört vor allem der in den „Jugenderinnerungen" Henriettes und in den schwülen Briefen Wilhelms von Humboldt hinreichend charakterisierte „Tugendbund". Er ist im Grunde in seiner inneren Verlogenheit so harmlos nicht, und mit richtigem Instinkt und kritischer Überlegenheit hat sich die blutjunge Rahel, die Tochter des Juweliers Levin Markus, von diesem Treiben ferngehalten. Wir haben es hier in diesem an sich recht interessanten Kreise mit einer Abart des Pietismus zu tun, mit einem Freimaurertum des Herzens, das die Sinne entflammt, statt sich zu einer gesunden Verliebtheit zu bekennen. Wilhelm von Humboldt und sein jüngerer Bruder Alexander gehören zu ihm; dann Carl Laroche, ein Sohn der von Wieland angebeteten Sophie Laroche, Sara und Marianne Meyer, die späteren Frauen von Grotthus und von Eybenberg, Dorothea (Brendel) und Henriette Mendelssohn, die zweite Tochter des Philosophen, die später in Paris ein Erziehungsheim geleitet hat und ebenso wie Dorothea zum Katholizismus übergetreten ist. Dieser Kreis schwärmender Freunde, dessen Hauptperson der junge Humboldt gewesen ist, weist auch eine Reihe interessanter Gäste auf, die des einen und andern Lebenswege dann immer wieder durchkreuzt haben. Wilhelm von Humboldt verliebt sich zunächst gründlich in die kokette Therese Heyne, die Freundin Caroline Schlegels und wie sie eine Göttinger Professorstochter mit lebhaften Instinkten. Sie ist später als Gattin des Forschungsreisenden und Revolutionärs Georg Forster, den schließlich in dieser Epoche romantischer Eheirrungen der Literat Huber ablösen sollte, dem Göttinger Studenten Humboldt nochmals gefährlich

geworden. Auch Caroline von Humboldt, die spätere Gattin des Staatsmanns, gehört als Caroline von Dacheröden vorübergehend zu diesem Kreise der Erweckten, in den eigentlich am besten, halb Werther und halb Mephisto, der seltsame Heilige Franz Leuchsenring hineinpaßt. Auch Göckingk, der Dichter des „Liederbuches zweier Liebenden“, der intime Freund Bürgers, ist in dieser Gemeinde, in deren Mitte wir auch die Gestalt Sophie Schuberts finden, die bereits in die jüngere Romantik der Arnim und Brentano hinüberreicht. Sophie Schubert ist dann in Jena Frau Professor Mereau und verfaßt, von Clemens Brentano angeregt, recht talentvolle Verse. Sie hat sich, dem Zuge der Zeit folgend, scheiden lassen und ist die Frau von Clemens-demens geworden.

Das also war der „Tugendbund“, eine höchst stilwidrige Schäferei mit Pfänderspielen, heimlichen Küssen, chiffrierten Briefen, Brüderlein und Schwesterlein, dem Freimaurertum nachgeahmten Gesetzen der Seelenverwandtschaft. Der hier bewiesene Überschuß an Sentimentalität hat später gerade in Berlin wieder zu einer scharfen Reaktion der Verstandeskultur geführt.

Dann weniger geheimnisvoll die große Lesegesellschaft beim Hofrat und Schloßkastellan Bauer und ein Teekränzchen im kleineren Kreise, das nach einem Bericht von Gentz eine recht angenehme Gesellschaft jeden Dienstag und in dem Zeichen des Damentees zusammenruft. „Sie versammelt sich einmal bei der Demoiselle Hainchelin, einmal bei Madame Herz, einmal bei der Kriegsrätin Eichmann und einmal bei Mademoiselle Dietrich. Zu diesem Tee sind folgende junge Mannspersonen ein für allemal geladen: Spalding, Humboldt, ein sehr artiger und wohlunterrichteter Graf Dohna, der seit einiger Zeit hier ist, Ancillon und ich. Außer diesen bittet aber jede Dame, bei

welcher der Tee ist, noch wen sie will. Dieses Institut hat der jetzt nach Schweden zurückgekehrte Brinckmann kurz vor seiner Abreise zustande gebracht, und es ist wirklich ein recht schätzbares Vermächtnis, was er seinen Freunden hinterlassen hat."

Der hier rühmlich erwähnte schwedische Diplomat Brinckmann, ein Dichter nicht eben von Gottes Gnaden, aber ein um so enthusiastischerer Literaturfreund, war seit Beginn der neunziger Jahre Legationssekretär bei der schwedischen Gesandtschaft in Berlin. „Mein vertrautester Umgang beinahe hier", schreibt Wilhelm von Humboldt an seine Braut Caroline, „ist Brinckmann. Freilich schwatzt er entsetzlich viel, wiederholt sich manchmal unerträglich oft, und selbst Eigenliebe leuchtet oft durch. Aber wenn man ihn genauer kennt, so ist er doch ein trefflicher Mensch, so sorgsam achtend auf die innere moralische Bildung bei sich und bei anderen, so konsequent in seinem Denken und Handeln, seinen Wendungen, seinen Witzen. Dann besitzt er große Gabe des Ausdrucks, ein überaus glückliches Darstellungstalent."

Eine merkliche Wandlung in dem Getriebe der Korrespondenzen, Teekränzchen und Konventikel, ein deutliches Zurückführen auf sich selbst hat dann der Eintritt Friedrich Schleiermachers in diesen Kreis bewirkt. Bereits 1794 vorübergehend in Berlin bei Gedike, ist dieser Reformator des Christentums zwei Jahre später als Prediger an die Charité berufen worden. Friedrich Schleiermacher war einige Jahre zuvor Erzieher im Hause des Grafen Dohna im westpreußischen Schlobitten gewesen, hatte sich sterblich in die bildschöne Komtesse Friederike verliebt und im Umgange mit edlen Frauen jenes für ihn so eigentümliche Gefühl für weibliche, begehrungslose Freundschaft entwickelt, das sich hernach so stark in seiner Verteidigung der

Schlegelschen „Lucinde" ausprägen sollte. In Berlin fand er seinen Zögling Alexander von Dohna als Referendar am Kammergericht tätig. Friedrich Ferdinand Alexander von Dohna, der später als Minister des Innern mit Wilhelm von Humboldt in Konflikt geriet, gehörte zu den schwärmerischen Verehrern der Henriette Herz. Er hat ihr unmittelbar nach dem Tode des Gatten seine Hand angeboten, wurde aber von der damals vierzigjährigen Witwe abschlägig beschieden.

Zu Beginn des Jahres 1794 hat Graf Alexander den um weniges älteren Lehrer und Freund in das Herzsche Haus in der Neuen Friedrichstraße eingeführt. Damit wurde ein Freundschaftsbündnis geschaffen, das volle vierzig Jahre hindurch bis zum Tode Schleiermachers währte. Der Berliner Witz hat sich an dem höchst ungleichen Paar, der majestätischen Hofrätin und dem kleinen, verwachsenen Prediger, geübt. Man nannte Schleiermacher wohl den „Parasol der Madame Herz". Unter den Linden hing eine Karikatur aus, wo die große Herz mit dem kleinen Schleiermacher spazieren geht. Sie trug ihn im Strickbeutel mit sich, aus dem sein Kopf herauslugte. Darunter stand: „Die Hofrätin Herz hat sich einen Ridicule angeschafft." Wie stark verinnerlichend der Verkehr mit Schleiermacher auf die schöne und begreiflicherweise anfangs recht äußerliche Frau Hofrätin gewirkt hat, geht klar genug aus einem Briefe hervor, den Henriette im Jahre 1802 an den gemeinsamen Freund Ehrenfried von Willich, den sie in Prenzlau als glühenden Verehrer ihrer Schwester Johanna, ebenfalls an einen Arzt Simon Herz verheiratet, kennen gelernt hat, richtete.*) Henriette Herz stand jetzt

*) Henriette Herz, das älteste Kind, hatte zwei Brüder, der ältere, de Lemos, starb 1845 als Arzt in Hamburg, der jüngere,

vor der gleichzeitigen Trennung von Dohna und Schleiermacher, der einem Rufe nach Stolp folgte, in der Hoffnung, Eleonore Grunow, eine Berliner Predigersgattin, nach ihrer Trennung von dem ungeliebten Manne dorthin nachzuziehen. „Mein Schicksal", schreibt Henriette jetzt an Willich, dessen Witwe Schleiermacher wenige Jahre hernach heimführen sollte, „naht sich seiner Vollendung. Nur noch zwei Schläge, und es ist vollendet, ich bin dann tot, ohne gestorben zu sein. Sie werden mich nicht verstehen, mein Freund, und schlecht nur werde ich mich deutlich machen. Alexander Dohna ist nach Marienwerder versetzt und geht in der Mitte des April dahin. Nur einen Tag konnte ich mich nicht fassen, obschon ich auch diesen Schlag vorhersah, und zwar als nahe, jetzt aber bin ich gefaßt, obschon kein Tag mir ohne Tränen vergeht. Es ist eine sehr harte Prüfung für mich, Ehrenfried, denn was Alexander seit zehn Jahren ungeteilt mir war, wird kein Mensch mir wieder und ich keinem." Vielleicht ist Dohna der einzige gewesen, zu dem Henriette Herz eine ernste Zuneigung gehabt hat. Mit Wilhelm von Humboldt war es freilich auch zum Kuß und zum brüderlichen Du gekommen, und es hat ganz den Anschein, als sei der junge Humboldt, zu gleicher Zeit mit Dohna Referendar am Kammergericht, der eifersüchtige Rivale seines späteren Vorgesetzten gewesen. „Wie Alex durch Humboldts gelitten hat," schreibt Henriette Herz an den gleichen Kor-

---

Arzt in Warschau, starb 1805. Ihre Schwester Sara heiratete einen Herrn Nathan in Berlin. Ihr Sohn, der Referendar Natorff (sic), fiel 1833 im Duell. Die jüngste Schwester, Brenna de Lemos, starb unverheiratet 1815 in Berlin, wo sie als Pastellmalerin tätig war. Der Vater der Henriette Herz, der Arzt de Lemos, starb ca. 1785, die Mutter, seine zweite Gattin, erst 1817.

respondenten von Willich, „soll ich Ihnen sagen? Ach Gott, dazu müßte ich Ihnen eine förmliche Charakteristik von beiden aufstellen, und das kann ich jetzt nicht. Das nur müssen Sie wissen, daß beide gleich schlecht sind. Kalt sind sie gegen alles, nur für sich nicht; ihre Eitelkeit, ihre Ehr- und Ruhmsucht sind die herrschenden Züge ihrer Charaktere. Gemüt haben beide nicht."

Wir kehren zurück in die neunziger Jahre, in die Anfänge des treuen Zusammenseins zwischen Henriette Herz und Schleiermacher, der im Jahre 1796 für längere Zeit nach Berlin zurückkehrte. Im Juli 1797 ist Friedrich Schlegel, der jüngere und genialere Bruder August Wilhelms, auf zwei Jahre nach Berlin gekommen, um hier vom Jenaer Hauptquartier aus, dem eigentlichen Sitz der Romantik, den Hauptstützpunkt der Aufklärung für die neue Schule zu erobern. Er findet hier Tieck, den Wilhelm Schlegel gerade entdeckt hatte, findet Tiecks Schulfreund von Friedrichswerder, den so jung verstorbenen Klosterbruder Wilhelm Heinrich Wackenroder, und Tiecks Schwager Bernhardi, der zu Ifflands schärfsten Gegnern gehörte. Wichtiger aber als dieses Begegnen mit gleichgesinnten literarischen Freunden ist für Friedrich Schlegel das Zusammentreffen mit Friedrich Schleiermacher geworden, der sich hier von neuem einem so schwer zu nehmenden Menschen gegenüber als „Virtuos in der Freundschaft" bewies. Der kritische Führer der Romantik und Schleiermacher lernen sich in der von Feßler begründeten Mittwoch-Gesellschaft kennen. „Da sah ich ihn öfters", wie Schleiermacher an Schwester Charlotte schreibt, „bei Herz und Brinckmann, der seine Bekanntschaft schon vor einigen Jahren gemacht hatte, und das brachte uns mehr zusammen. Er ist ein junger Mann von 25 Jahren, von so ausgebreiteten Kenntnissen, daß man nicht begreifen kann, wie es möglich ist,

bei solcher Jugend so viel zu wissen, von einem originellen Geist, der hier, wo es doch viel Geist und Talente gibt, alles sehr weit überragt, und in seinen Sitten von einer Natürlichkeit, Offenheit und kindlichen Jugendlichkeit, deren Vereinigung mit jenem allen vielleicht das Wunderbarste ist. Er ist überall, wo er hinkommt, wegen seines Witzes sowohl als wegen seiner Unbefangenheit der angenehmste Gesellschafter, mir aber ist er mehr als das, er ist mir von sehr großem, wesentlichem Nutzen. Ich bin zwar hier nie ohne gelehrten Umgang gewesen, und für jede einzelne Wissenschaft, die mich interessiert, hatte ich einen Mann, mit dem ich darüber reden konnte. Aber doch fehlte es mir gänzlich an einem, dem ich meine philosophischen Ideen so recht mitteilen konnte, und der in die tiefsten Abstraktionen mit mir hineinging. Diese große Lücke füllt er nun aufs herrlichste aus; ich kann ihm nicht nur, was schon in mir ist, ausschütten, sondern durch den unversiegbaren Strom neuer Ansichten und Ideen, der ihm unaufhörlich zufließt, wird auch in mir manches in Bewegung gesetzt, was geschlummert hatte. Kurz, für mein Dasein in der philosophischen und literarischen Welt geht seit meiner näheren Bekanntschaft mit ihm gleichsam eine neue Periode an." Die nächsten Jahre bis zum Abschluß des Berliner Aufenthalts von Friedrich Schlegel hat dann eine starke gegenseitige Befruchtung der beiden Freunde stattgefunden, deren Wege freilich so weit auseinanderliegen, daß Schleiermacher der Begründer eines erneuerten Christentums wurde, Friedrich Schlegel aber sich wie so viele Romantiker und nicht ohne sichtbare materielle Interessen in den Schoß der katholischen Kirche flüchtete. Gegenwärtig aber, in der gemeinsamen Berliner Zeit, wo sie alles miteinander teilten, rief Friedrich Schlegel den Schriftsteller auf in seinem Freunde Schleiermacher, der nun sehr fruchtbar einsetzt, Zug um Zug die

„Reden über Religion" und die „Monologe", sein ethisch-religiöses Glaubensbekenntnis, veröffentlicht und mit dem Freunde eine Übertragung des Plato vereinbart, die dann Schleiermacher in der Hauptsache allein geleistet hat. Friedrich Schlegel wiederum hat gegen Ende seines Berliner Aufenthalts den Hauptvorstoß gegen die herrschende Welt mit seiner „Lucinde" unternommen, ein Buch der neuen Zeit, in dem sich die Schönheit einer revolutionären Ethik merkwürdig mit selbstgefälliger Eitelkeit, blitzartige, weit ausgreifende Erkenntnisse mit der künstlerischen Impotenz einer gänzlich unplastischen Schreibweise vermischen. Friedrich Bouterwek, der heute vergessene Göttinger Ästhetiker, hatte den gänzlichen Mangel an Totalität und Komposition in diesem aufrührerischen Roman, der 1799 bei Frölich in Berlin erschien, nicht übel in den Stachelreimen beleuchtet:

„Der Pedantismus bat die Fantasie
Um einen Kuß; sie wies ihn an die Sünde.
Frech, ohne Kraft, umarmt er die,
Und sie genas von einem toten Kinde,
Genannt Lucinde."

Bereits in den „Xenien" hatten Goethe und Schiller den Schlegels, diesen beiden „Götterbuben", wegen ihrer Überheblichkeit den Krieg erklärt. Die Jenaer Romantik stellt sich in ausgesprochenen Gegensatz zu Schiller, dessen begeisterter Verehrer Friedrich Schlegel in seinen Anfängen gewesen war.

Caroline Schlegel, die Frau August Wilhelms, war die Triebfeder dieser oft recht witzig geführten Aktion. Goethe hielt hernach wieder stärker zu den Brüdern, deren belanglose Stücke, den traurigen „Jon" und den noch traurigeren „Alarcos", er unter dem Kopfschütteln der

Weimaraner zur Aufführung brachte. Schiller hat trotz seiner Abneigung gegen die gesamte Schlegelei doch nach der Lektüre der „Lucinde" in einem Brief an Goethe ein ganz sachliches Urteil über das monströse Werk, das den Geist und den Wirrwarr der Romantik so grell beleuchtet, abgegeben. „Ich habe mir vor einigen Stunden durch Schlegels Lucinde den Kopf so taumelig gemacht, daß es mir noch nachgeht. Sie müssen dieses Produkt wundershalber doch ansehen. Es charakterisiert seinen Mann, so wie alles Darstellende, besser als alles, was er sonst von sich gegeben, nur daß es ihn mehr ins Fratzenhafte malt. Auch hier ist das ewig Formlose und Fragmentarische und eine höchst seltsame Paarung des Nebulistischen mit dem Charakteristischen, die Sie nie für möglich gehalten hätten. Da er fühlt, wie schlecht er im Poetischen fortkommt, so hat er sich ein Ideal seiner selbst aus der Liebe und dem Witz zusammengesetzt. Er bildet sich ein, eine heiße unendliche Liebesfähigkeit mit einem entsetzlichen Witz zu vereinigen, und nachdem er sich so konstituiert hat, erlaubt er sich alles, und die Frechheit erklärte er selbst für seine Göttin."

Schleiermacher ist damals dem heftig angegriffenen Freunde mit seinen „Vertrauten Briefen über Lucinde", die seine persönlichen Beziehungen zu Henriette Herz und der von ihm angebeteten Predigersgattin Eleonore Grunow ebenso treulich widerspiegelten, wie man aus der „Lucinde" selbst mühelos das Verhältnis zwischen Friedrich Schlegel und Dorothea Veit herauslas, beigesprungen. „Was Lucinde betrifft — ja was Lucinde betrifft!" schreibt Dorothea Veit am 8. April 1799 in einem Handbillett an Schleiermacher. „Oft wird es mir heiß und wieder kalt ums Herz, daß das Innerste so herausgeredet werden soll — was mir so heilig war, so heimlich, jetzt nun allen Neugierigen, allen Hassern preisgegeben. Umsonst sucht er mich durch den Gedanken

zu stärken, daß Sie noch kühner wären als er. Ach, es ist nicht die Kühnheit, die mich erschreckt. Die Natur feiert auch die Anbetung des Höchsten in offenen Tempeln und durch die ganze Welt — aber die Liebe? — Ich denke aber wieder, alle diese Schmerzen werden vergehen mit meinem Leben, und das Leben auch mit; und alles, was vergeht, sollte man nicht so hoch achten, daß man ein Werk darum unterließe, das ewig sein wird. Ja, dann erst wird die Welt es recht beurteilen, wenn alle diese Nebendinge wegfallen." Aufopferung und Keuschheit des Empfindens sind das Wesentliche in Dorotheas Charakter, die im Gegensatz zu der befehlenden Caroline, ihrer späteren Schwägerin, eine durchaus passive Natur gab. Die persönlichen Momente der Sympathien und Antipathien haben in der Romantik die denkbar stärkste Bedeutung gewonnen, wie denn hier überhaupt jedes Werk nur der Abglanz einer genialischen Lebensführung ist. Frauen sind die großen Anreger dieses eigenartigen Künstlertums, und es ist nicht zu gewagt, zu sagen, daß das Bedeutendste in ihren ungeschriebenen Werken beruhte. Friedrich Schlegel hatte in Dorothea Veit, der Tochter Mendelssohns, diejenige Frau gefunden, die seinen Genius blindlings verehrte und sich nun auch auf das Zureden ihrer Freundin Henriette Herz zur Scheidung von dem ungeliebten Manne entschloß. Friedrich Schlegel, der nach zweijährigem Aufenthalte in Berlin seinem Bruder das Feld räumte, während er selbst nach Jena in das Haus seiner Schwägerin Caroline die neugewonnene Freundin mitnahm, hat sich über die Vertrautheit Schleiermachers und der Henriette Herz gründlich eifersüchtig gezeigt. „Ich habe noch einen andern, wichtigern und tiefern Kummer," heißt es in einem Briefe an Caroline Schlegel. „Schleiermacher verdirbt durch den Umgang mit der Herz an sich

und auch für mich die Freundschaft. Die Weiblichkeit dieser Frau ist doch wirklich so gemein, daß sie selbst diesen fünften Mann am Wagen allein besitzen muß, wenn es ihr Freude machen soll. Sie machen sich einander eitel, es ist kein großer Stolz, sondern ein alberner Dampf wie von barbarischem Punsch. Jede kleine, noch so lausige Tugendübung rechnen sie sich hoch an. Schleiermachers Geist kriecht ein, er verliert den Sinn für das Große. Kurz, ich möchte rasend werden über die verdammten und winzigen Gemütereien. Doch ist ihr Betragen gegen uns bei dieser Sache tadellos gewesen."

Der außerordentliche Einfluß, den Schleiermacher auf Henriette Herz genommen hat, ist so leicht nicht abzuschätzen. In der stark umschwärmten Frau, die sich nie das geringste zuschulden kommen ließ, regte sich allmählich ein Gefühl des Unbefriedigtseins, das auch ihr Fleiß und ihre Studien nicht beseitigen konnten. Prinz Louis Ferdinand hat später die Frau von vierzig Jahren der Herzogin Dorothea von Kurland mit den Worten zugeführt: „Betrachten Sie diese Frau! Sie ist nie so geliebt worden, wie sie es verdiente." Die Herz zählte nicht zu den Frauen, die gleich einer Rahel oder George Sand ihr Leben in Hingebung und Leidenschaft erfüllen und das Dasein nach großen Höhepunkten bemessen. Ohne stärkere Eigenart, ist sie auch ohne den Gewinn schmerzlicher Erlebnisse geblieben. Ihren individualistisch gearteten, gegen ein billiges Philistertum ankämpfenden Zeitgenossen mußte das prüde Sittlichkeitsbewußtsein dieser Frau, die später geradezu zur Frömmlerin geworden ist, peinlich erscheinen. Ihr Jugendfreund Wilhelm von Humboldt spricht mit deutlicher Beziehung auf die Herz einmal in seinen berühmten, an Charlotte Diede gerichteten „Briefen an eine Freundin" von der merkwürdigen seelischen Unfruchtbarkeit gewisser Frauen:

„Ich kenne Frauen, denen niemand Geist absprechen kann noch absprechen wird; sie besitzen viele und selbst gelehrte Kenntnisse. Im Gebiete der Wissenschaften ist ihnen wenig fremd, sie haben alles gelesen, was in die neuere und frühere Zeit fällt, und selbst die Schriften und Schriftsteller der Vorzeit sind ihnen bekannt, und ihre Unterhaltung ermüdet, und ihre Briefe sind kaum zu lesen. Man fragt wohl, woran das liegt, und die Antwort ist nicht leicht. Gewiß aber ist die Sprache ein Haupterfordernis, und sie ist nicht allen verliehen."

Bei weitem schärfer hat sich der satirische Ludwig Robert, der Bruder Rahels, in einem Akrostichon von 1803 über die tragische Muse, wie man die kolossale Erscheinung der Herz gern bezeichnete, ausgesprochen:

Junonische Riesin,
Egypt'sche Marquisin,
Tugendverübend,
Treuer, als liebend,
Entzückt mit Gewalt.
Hundertfach herzlos,
Edel und schmerzlos,
Rüstig und kalt,
Zu jung für so alt.

Das ergibt in den Anfangsbuchstaben: Jette Herz.

Das letzte Jahr der Herzschen Ehe wird durch die Tagebuchaufzeichnungen des siebzehnjährigen Börne, der als Student der Medizin Ende 1802 im Hause in der Neuen Friedrichstraße 22 Aufnahme fand, eingehend beleuchtet. Diese Notizen charakterisieren sich durch eine nicht gerade sympathische Frühreife, und man tut gut, Börnes Jugendeselei nicht allzu tragisch zu nehmen. Viele Jahre, nachdem dieser Roman zu Ende war, hat Jeannette Wohl, die Herzens-

freundin Börnes, mit seinem Wissen und Willen eine lange Reihe freundlicher Ermahnungsbriefe der Frau Hofrätin an Börne, der nach dem Tode von Markus Herz in das Haus des berühmten Mediziners Reil in Halle gegeben wurde, eröffnet und eingesehen. Diese längst verbrannten Schreiben der fast vierzigjährigen Frau tragen offenbar den gleichen hausmütterlichen Charakter wie jenes Abschiedsbillett, das die Hofrätin, um ein letztes Wiedersehen zu vermeiden, im Juli 1803 an Börne gerichtet hat: „Adieu mein guter Louis, sage ich Ihnen auf schriftlich lieber als mündlich; alle meine Gedanken waren wie heute, ich dachte für Sie und in Ihnen. Wenn Sie den Punkt, auf welchem Sie jetzt stehen, so recht beherzigen wollten, so könnten Sie ein trefflicher Mensch werden, wenn nicht, so gehen Sie zu Grunde, ohne einmal das Bewußtsein davon zu haben. Louis, man muß sich entweder umbringen oder alles sein, was man nach seinen Kräften sein kann, und hat man einmal den Mut zum Ersten nicht, so muß man ihn zum andern haben, und es ist großer Genuß dabei."

Als Börne ein Menschenalter später, anno 1828, wiederum nach Berlin kam, jetzt ein berühmter Schriftsteller, hatte sich die Liebe zu der schönen Frau längst in eine Art kritischer Verehrung gewandelt. Er ist auch jetzt noch viel bei der Herz, die bald nach dem Tode ihres Mannes in eine kleine Wohnung in der Markgrafenstraße 59 übersiedelte und dort an Stelle ihres früheren Salons jeden Mittwoch ein paar arme Studenten als Freitischler bei sich sah. „Das ist doch schön," meint Börne, „daß sie gar nicht vermögend ist. Aber es ist noch wenig; man muß ihre Aufmerksamkeit und freundliche Bedienung dabei sehen, die Nettigkeit der Gedecke, die Fülle der Speisen — es war gekocht für zehn — und den ungenierten Appetit der jungen Leute. So was geschieht in Frankfurt nicht, gewiß wenigstens nicht auf

solche Art. Die Herz trug ein weißes Atlaskleid und einen weißen türkischen Bund auf dem Kopfe und sah um 15 Jahre jünger aus, als sie ist. Es ist merkwürdig mit dieser Frau. Sie will nicht alt werden, und sie wird es nicht; sie will nicht für alt gelten, und sie gilt nicht dafür. Sie wurde im 15. Jahre ihres Alters verheiratet und lebt jetzt schon ein halbes Jahrhundert in der großen Welt und wird noch immer als neu geachtet. Ich habe sie in zahlreicher Gesellschaft gesehen, wo viele junge Frauenzimmer waren — es wurde ihr keine vorgezogen, und die jungen Männer unterhielten sich mit ihr, als wär' sie ein 18jähriges Mädchen, Und dennoch habe ich nie bemerkt, daß sie auf eine ihrem Alter unanständige Weise sich hervordrängte. Dabei kann ihre Unterhaltung keineswegs geistreich genannt werden. Aber sie ist verständig, und die Zeit wird einem bei ihr nicht lange. Sie hat eine seltene Festigkeit des Charakters und weiß eine kluge Regel standhaft zu befolgen. Wenn sie steht, bedeckt sie mit dem Auge drei bis vier Personen in der Gesellschaft, und sie hat ganz das Recht, mich ihr Louis'chen zu nennen. Fünf Männchen meinesgleichen könnte man aus ihr schnitzen, und es blieben noch Späne genug übrig."

Beim Tode ihres Gatten, der zu Beginn des Jahres 1803 erfolgte, blieb die „Hofrätin Herz", wie sie erst jetzt ganz allgemein in der Berliner Gesellschaft genannt wurde, in mißlichen Vermögensumständen zurück. Jetzt zeigte sich die Hilfsbereitschaft weiterer Kreise, auch von Männern, die, wie Wilhelm von Humboldt, mit abschätzigen Urteilen über sie keineswegs gespart hatten. Vor allem suchte sich ihr der Dichter Friedrich Leopold Günther von Göckingk, der seit einem Jahrzehnt als Geheimer Oberfinanzrat in Berlin lebte, nützlich zu machen. Göckingk, in Gleims Halberstädter Kreise aufgewachsen, späterhin der intime

Freund Bürgers, bereits in den siebziger Jahren bekannt durch sein „Liederbuch zweier Liebenden“, hatte die achtzehnjährige Henriette Herz in Leipzig begeistert verehrt. Sie war zu Beginn der achtziger Jahre mit dem Juwelier Levin Markus, seiner Frau und der blutjungen Rahel dorthin mit Extrapost zur Messe gefahren und hatte bei einem vierwöchentlichen Aufenthalt eine große Schar von Anbetern um sich versammelt. Göckingk, der bald darauf Freundschaft mit Elisa von der Recke schloß, hatte von Magdeburg aus, wo er als Rat bei der Kriegs- und Domänenkammer amtierte, verschiedentlich Berlin besucht, das er in einem Gedicht an seinen Freund, den Bergrat Rosenstiel, begeistert schildert:

„Nie, nie vergißt der Königsstadt
Und ihrer Großen, ihrer Weisen,
Dein Freund, solang er Atem hat,
Wird er, der fast nichts lobt, sie preisen.
Und dennoch: Stände gleich die Wahl
In meiner Macht, zum zweiten Mal
Würd' ich wohl nach Berlin nicht reisen.“

Beim Tode des letzten Herzogs von Kurland, Peter Biron, hatte der Oberfinanzrat die Vormundschaft über die bildschöne Tochter der Herzogin Anna Charlotte Dorothea übernommen. Bereits in den achtziger Jahren hatte das herzogliche Paar auf seinen Reisen durch Deutschland häufig in dem bei Berlin gelegenen Friedrichsfelde geweilt, und hier war im Jahre 1793 die jüngste Prinzessin, Dorothea, zur Welt gekommen. Jetzt, um die Jahrhundertwende, nahm die Herzogin-Witwe den Winter über regelmäßig Quartier im Palais Unter den Linden 7 (der gegenwärtigen russischen Botschaft), das eben ihrer jüngsten Tochter Dorothea gehörte, und hier im kurländischen Palais hat sich

zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein glänzendes Gesellschaftsleben entfaltet, das etwa bis in die Tage von Jena währte.

Man kennt die Herzoginmutter aus der kurzen Darstellung Goethes, der die Schwester Elisas von der Recke bereits in den siebziger Jahren auf seiner Schweizerreise kennen gelernt hatte und hernach ziemlich regelmäßig mit ihr in Karlsbad oder in Teplitz zusammentraf. Friedrich von Gentz schildert uns in einem Briefe an seinen Freund Brinckmann, im Todesjahre von Markus Herz (1803), wie die kurländische Familie recht eigentlich im Mittelpunkt des Teplitzer Getümmels stehe. „Ich kannte bis hierher nur die Prinzessin Pauline, die ich vorigen Winter in Prag gesehen und nichts weniger als goutiert hatte. Die Herzogin sah oder vielmehr sprach ich hier zum erstenmale. Ich fand sie schön, fein und aimable, aber liebenswürdig kannte ich sie nicht. Ich bin weit entfernt, zu behaupten, daß sie es nicht ist; ich sage nur: sie wirkte so nicht auf mich. Ihre Töchter sind ungezogene kleine Dirnen, denen es an den ersten Requisiten zum feinen Umgange fehlt; die jüngste (Dorothea) gefällt mir als — Kammermädchen, marchande de modes oder dergleichen — nicht übel; aber es ist nichts Fürstliches, nichts Edles in der ganzen Rasse. Der Prinz Belmonte ist ein zweideutiger Italiener, sein Bruder Acerenza ein vollkommenes Rindvieh."

Die Herzogin-Mutter, eine Reichsgräfin Medem, hatte sich mit achtzehn Jahren mit dem Herzog Peter Biron, der später gegen ein mannhaftes Jahresgehalt zugunsten Rußlands auf Kurland verzichtete, vermählt. Die älteste Tochter aus dieser Ehe, die Herzogin Wilhelmine von Sagan (geb. 1781), war dreimal verheiratet, mit dem Prinzen Louis Rohan, dem Fürsten Trubetzkoi, einem Grafen von der Schulenburg-Vitzenburg. Die Prinzessin Pauline,

die zweite Tochter Dorotheas, wurde die Gemahlin des Erbprinzen Friedrich von Hohenzollern-Hechingen. Die dritte, Johanna, heiratete, späterhin von Gentz umschwärmt, den Herzog von Acerenza, aus dem Hause Belmonte-Pignatelli. Das jüngste Kind, Dorothea, zählte damals erst zehn Jahre. Sie hat späterhin eine wenig glückliche Ehe mit dem Neffen Talleyrands, Edmond von Talleyrand-Périgord, geschlossen. Eine blendende Schönheit, deren Bild uns Prudhon aufbewahrt hat, hat diese Herzogin von Dino in den vierziger Jahren eine nicht unbedeutende Rolle in der preußischen Politik gespielt. Kurz vor der Eröffnung des vereinigten Landtags, im April 1847, vermerkt der Legationsrat Varnhagen in seinem Tagebuche: „Der König ist mehr und mehr von der Herzogin von Sagan eingenommen. Von der Königin wird sie gehaßt — die Nichte Talleyrands in Preußen Gesetzgeberin!"

Nahezu ein halbes Jahrhundert zuvor, die Jahre, die dem Einmarsch Napoleons in Berlin vorangingen, hat die zierliche kleine Prinzessin im kurländischen Palais Hof gehalten, und hier ist nun Henriette Herz ein ständiger Gast gewesen. Die Prinzeß war, den Traditionen eines Hauses getreu, das vormals der Schwester Friedrichs des Großen, der Prinzessin Amalie, gehört hatte, gut fritzisch gesinnt, hinwieder ihre Mutter, um die sich Napoleon ernstlich bemüht haben soll, durchaus für Frankreich und den Korsen schwärmte. Der kurländische Salon hat in dem geistigen Leben Berlins nur die drei Jahre, die der Katastrophe von Jena vorangingen, eine Rolle gespielt. Hier verkehrte Johannes von Müller, ein Historiker von Ruf, und noch nicht durch seinen späteren Umfall, der ihn ganz in die Arme Napoleons trieb, geschändet. Persönlich hat der Gelehrte, ein Schlemmer und Trinker, dem man seltsame Neigungen nachsagte — die gleichen wie einem Iff-

land und Alexander von Humboldt —, keine sehr günstige Rolle gespielt. Prinz Louis Ferdinand geht mit seinem Zechkumpan um wie sein Ahnherr, der Soldatenkönig, mit dem Weinfaß Gundling. Sein gedunsenes Gesicht, sein gurgelndes Schweizerfranzösisch, in dem der charaktervolle Mann ja auch während der Okkupation seine Lobrede auf Napoleon gehalten hat, trugen nicht dazu bei, allfällige Sympathien für ihn zu vermehren. Hier im kurländischen Palais verkehrt der Hof und seine Anverwandten, die Fürstin Luise von Radziwill, der spätere Ministerpräsident Ancillon, der holländische Gesandte Dedel, dann das vornehme Bürgertum und nicht zuletzt die großen Akteure dieser Zeit. Die Herzogin von Dino, die nach der Trennung von ihrem Gatten nach Deutschland zurückkehrte, hat uns in ihren Memoiren ein Bild von dem Salon ihrer Kindheit gegeben, in dem alle Standesunterschiede aufgehoben waren. Der Kreis um Rahel ist hier mit dem Prinzen Louis Ferdinand, dem Grafen Tilly, dem Architekten Hans Genelli, Major Gualtieri, mit Friedrich von Gentz, Wilhelm von Humboldt und dem älteren Schlegel würdig vertreten. Frau von Staël, stets auf der Suche nach Berühmtheiten, hat sich während ihres Berliner Aufenthaltes hier die Attraktionen des eigenen Salons zusammengeholt. Henriette Herz, die damals ihre französischen Kenntnisse bei Frau von Genlis, der ehemaligen Geliebten des Herzogs von Orleans, vertiefte, gibt der jungen kurländischen Prinzessin Unterricht im Englischen. Auf sie geht wohl das Wort der Prinzessin Dorothea, die erklärt: „Ich könnte einige liebenswürdige Frauen namhaft machen, die die beste gesellschaftliche Bildung mit den häuslichen Tugenden des Bürgerstandes verbinden. Deutschland bietet tausend Beispiele dieser Art, die an andern Ländern so selten ist. Insbesondere konnte sich Berlin des Besitzes von distin-

guierten Frauen rühmen, die zugleich treffliche Hausfrauen waren.“ Für die allmähliche Konsolidierung des gesellschaftlichen Lebens war es bezeichnend, daß hier zwei Schauspieler im Mittelpunkt des Interesses standen: die geniale, damals etwa vierzigjährige Friederike Unzelmann und der Theaterdirektor Iffland, der während der Okkupation eine überraschende Charakterfestigkeit an den Tag gelegt hat. Bei ihm nahm die Prinzessin, die allmählich ganz in der deutschen Kultur aufging, dramatischen Unterricht.

Es liegt in den ernsten politischen Stürmen dieser Zeit begründet, wenn diese Salons immer nur eine kurze Lebensdauer bewahren. Noch während der französischen Einquartierung ist aber das christliche Bürgertum den Anregungen der jüdischen Mitbürger so weit gefolgt, um sich nun seinerseits um eine Kultur zu bemühen, die in höherem Maße als das Philistertum Nicolais den Anforderungen der neuen Zeit entspricht. Im Jahre 1806 war Friedrich August von Stägemann, bald genug die rechte Hand Steins und einer der Urheber der preußischen Erhebung, von Königsberg nach Berlin übersiedelt.

Das Haus dieses Dichters und Diplomaten, in dem seine schöngeistige Gattin, Elisabeth, einst von Gentz schwärmerisch verehrt, regierte, hat bis in die Tage des jungen Deutschlands in Berlin eine sehr erhebliche Rolle gespielt. Es ist gleichsam die Fortsetzung des Herzschen Hauses geworden. Hier fand man, im Zentrum der Stadt, Ecke der Charlotten- und Behrenstraße, wo übrigens auch der Reaktionsmann von Tzschoppe und der als Demokrat verschriene Jurist Eduard Gans, der Gegner Savignys, wohnten, jeden Freitag abend einen gewählten Kreis von Männern. Varnhagen und Rahel, Heinrich von Kleist, Achim von Arnim und Bettina, Clemens Brentano, der



Rahel Varnhagen

Berliner Polizeipräsident Justus von Gruner, der General von Tettenborn gehörten zu den Intimen des Hauses. Stägemanns Tochter Hedwig ist von Wilhelm Müller, der damals, unmittelbar vor der Erhebung, die Berliner Universität bezog, zum Urbild seiner schönen Müllerin gemacht worden. Ein knappes Jahrzehnt nach dem Stägemannschen Salon öffnet sich der geistesverwandte der weimarischen Dichterin Amalie von Helvig, die als Fräulein von Imhof Hofdame der Herzogin Anna Amalia gewesen war. Sie hat seit 1815 bis zu Beginn der dreißiger Jahre in Berlin ein gastfreies Haus gehalten.

Noch vor der Stägemannschen Zeit, aber um eben die Zeit, wo der kurländische Salon im vollen Glanze steht, finden wir in Berlin, um Chamisso, Fouqué, Hitzig, Varnhagen und Wilhelm Neumann gruppiert, eine kleine Vereinigung, die eine Art Seitenlinie der Schlegelschen Romantik darstellte. Es ist das Berlin von 1803. Die hier verbundenen Geistesgenossen sind Kinder aus dem Ende der siebziger, aus dem Beginn der achtziger Jahre. Adalbert von Chamisso, ein Emigrierter, der mit zwanzig Jahren Offizier im Infanterieregiment von Götz geworden war, seinen französischen Ursprung aber in Sprache und Haltung deutlich erkennen ließ, war wohl die interessanteste Persönlichkeit aus dem Kreise der Männer des neuen, von Chamisso und Varnhagen herausgegebenen „Musenalmanachs", der weitere Kreise auf die neue literarische Bewegung in Berlin aufmerksam machte. Wie ein Blick in den zweiten Jahrgang dieses Almanachs zeigt, steht er geistig ganz im Zeichen der Verehrung Fichtes, als welchem ja auch Arnim ein würdiges Sonett gewidmet hat. In dem Eröffnungsgedicht an Fichte, das von Wilhelm Neumann und Chamisso bestritten wird, heißt es:

„Indes die niedere Welt, gefüllt in Grauen,
Vom trägen Zeitgeist, Nacht und Schlaf verblinden,
Strebst, nachtentwachs'ner Fels, du Licht zu finden,
Des Äthers Geister grüßend voll Vertrauen."

Diesem gewählten literarischen Kreise, der sich vielfach mit Rahel berührt, gehören noch an Nicolaus Harscher, ein Schüler Schleiermachers und Freund Varnhagens, der französische Prediger Franz Thérémin, Varnhagens Schwester Rosa Maria und vor allem der merkwürdige Koreff, der im Sonettenkranz des Almanach als „Anthropos" fungiert.

Ferdinand Koreff, ein Arzt, Diplomat und Dichter jüdischer Herkunft, verdient in der Tat mit ein paar Worten einer unbilligen Vergessenheit entrissen zu werden. 1783 in Breslau geboren als Sohn eines reichen Arztes, widmet sich Koreff dem medizinischen Studium und kommt mit zwanzig Jahren nach Berlin, wo ihm seine Kunst und seine Unwiderstehlichkeit eine reiche Praxis verschaffen. Noch nicht einmal promovierter Arzt, erregt er durch seine Diagnosen bei älteren Kollegen wie Bing und Bruckert außerordentliches Aufsehen. Der junge Mann, bei dem man unwillkürlich an das spätere Auftreten eines Lassalle erinnert wird, übersetzt die Aphorismen des Hippokrates, den Tibull und Plautus. Er tritt ein in den Kreis der Männer des Musenalmanachs, die unter dem Zeichen des Polarsterns eine Art Geheimbund geschaffen hatten. Vier Jahre später treffen wir den genialen Mediziner, der in Berlin der erklärte Liebling der Frauen geworden war, in Paris an, wo er durch eigenartige Kuren großes Aufsehen erregte. Koreff lehnte jede Bezahlung ab. Dafür erbat er sich vom Fürsten von Schwarzenberg anstatt des Honorars sein Bildnis, von der wunderschönen Gräfin Ega

eine Haarlocke. Im Jahre 1811 finden wir Koreff in Begleitung des Marquis de Custine in der Schweiz und hernach in Italien, wo eben der wunderliche Konvertit Zacharias Werner, sein Wesen trieb. Er nimmt dann in Wien an dem glanzvollen Kongresse teil, verkehrt in den Häusern der Wiener Aristokratie und befreundet sich durch Wilhelm von Humboldts Vermittelung mit Hardenberg, den er über Paris nach Berlin begleitet. Er wird Hardenbergs rechte Hand, empfängt beim Aachener Kongreß (1818) die vorzüglichsten Auszeichnungen, stürzt aber dann durch ein mißverständliches Pamphlet von Benjamin Constant, der eine Schrift des Rheinländers Benzenberg „Über den nahen und unvermeidlichen Triumph der Konstitution in Preußen" für Koreffs Eigentum ausgab. Im Jahre 1822 ist dann Koreff, der zu der Fürstin Hardenberg in nahen Beziehungen stand, wiederum nach Paris übersiedelt, wo er schon früher einen Band Gedichte hatte erscheinen lassen. Er erneuert hier seine erstaunliche Praxis, wird in verschiedene unangenehme Affären verwickelt und stirbt 1851. Er ist in Paris der Arzt Heines gewesen, mit dem ihn eine langjährige Freundschaft verband. Man kennt den merkwürdigen Mann aus Heines Berliner Briefen und aus einem Sonett, das er in dieser Zeit an ihn gerichtet hat.

Ebenfalls zu diesem Kreise von Varnhagen und Chamisso gehörte ein jüngerer Bruder der Rahel: Ludwig Robert. Er hatte mit einer Nachdichtung des Molière begonnen, die satirischen Versuche der Romantiker fortgesetzt und schließlich mit der „Macht der Verhältnisse" (1825), dem ersten sozialen Drama unserer Zeit, einen Achtungserfolg errungen. Ein steter Gast im Mendelssohnschen Hause, hat er in den „Promenaden eines Berliners" die ästhetischen Tees gehänselt. Ähnlich wie Varnhagen, solange Rahel lebte, eben nur der Gatte seiner

geistvollen Frau gewesen ist, wurde Robert, der im Todesjahre Goethes starb, durch die außerordentliche Schönheit seiner Frau zurückgesetzt. Ihr hat Heine sein Gedicht „Auf Flügeln des Gesanges" gewidmet. Friederike Robert, in Berlin die „schöne Schwäbin" genannt, war eine geborene Braun. Sie war durch die Verbindung mit dem italienischen Budenbesitzer Primavesi in üble Verhältnisse geraten und dann, zu Beginn der zwanziger Jahre, die Frau Ludwig Roberts geworden. „Madame! Sie sind die schönste aller Frauen," heißt es in Heines Jugendgedicht „Friederike". Sie hat in Berlin, infolge ihrer Vergangenheit, anfangs einen schweren Stand gehabt, aber wie Börne in seinen Berliner Briefen bemerkt, „sie hat es durchgesetzt bei den Männern, und sie kommt in die ersten besten Gesellschaften. Ich bin überzeugt, und ganz Berlin ist es, daß ihre Aufführung besser ist als ihr Ruf. Sie ist ihrem Manne treu aus Indolenz. Sie suchte nichts, als ihre Schönheit allgemein anerkannt zu sehen, und hat dies erreicht. . . . Sie hat keine Seele, und sie amüsiert mich nur, weil ich mich über sie lustig mache, ohne daß sie es merkt."

Die Verbindung dieses Kreises mit Henriette Herz ist nur eine äußerst lose. Ludwig Robert hat sich ihr mit bissigen Epigrammen direkt feindlich gegenübergestellt. Hingegen vergißt der galantere Chamisso in den nach Berlin gerichteten Briefen fast nie die Herz, „seine Herrin", zu grüßen. Chamisso verkehrte viel im Ephraimschen Hause und war nicht gewillt, sich von der jetzt deutlich auftauchenden deutsch-nationalen Richtung beeinflussen zu lassen. Die Persönlichkeit seines intimen Freundes, des Kriminalrats Eduard Hitzig, der auch mit E. T. A. Hoffmann, Zacharias Werner und Ludwig Devrient in Verkehr stand, zeigt uns, wie starke Fortschritte die Assimilation in der Zwischen-

zeit gemacht hat. Hitzig nämlich stammt aus dem altjüdischen Hause Daniel Itzig und hat sich erst nach der Taufe zu dem neuen Namen bekannt.

Vor allem aber darf für das erste Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts das geistige und politisch so bedeutsame Haus des Buchhändlers Georg Reimer, als welches uns allmählich wieder zu Henriette Herz zurückführt, nicht unerwähnt bleiben. Er ist der Verleger Schleiermachers, Fichtes, Kleists und Arndts. Mit vierundzwanzig Jahren war er um die Jahrhundertwende nach Berlin gekommen und hatte, ursprünglich Leiter der Realschulbuchhandlung, einen eigenen, rasch anwachsenden Verlag gegründet. Als er, zuerst in der Kochstraße ansässig, im Jahre 1815 das Sackensche Palais, Wilhelmstraße 73 (das heutige Hausministerium), erwarb, konnte er in diesen reichen Räumen ein ähnlich geselliges Leben entfalten wie ein Menschenalter zuvor in der Brüderstraße ein Friedrich Nicolai, dessen Dasein ja bis hart an die Befreiungskriege heranreicht. In Reimers Haus ist Henriette Herz, dank der gemeinsamen Freundschaft mit Schleiermacher, eingeführt worden, und gerade in diesem Kreise fand sie Gelegenheit, während der Freiheitskriege ihren ausgeprägten Wohltätigkeitssinn zu betätigen.

Henriette Herz ist es begreiflicherweise nicht leicht gefallen, in den Jahren einer verblühenden Schönheit die Rolle zu vergessen, die sie einst in Berlin gespielt hatte. Noch 1810 bemerkt Rahel nicht ohne Ironie von der jetzt sechsundvierzigjährigen Frau: „Madame Herz lebt geputzt, ohne zu wissen, daß man sich ausziehen kann, und wie einem dann ist." Indes, drei Jahre später ist sie eine der Tätigsten und Lebendigsten. „Die Herz ist unendlich tätig," schreibt Rahel wiederum aus Berlin; „ich sporne sie noch mehr."

Zeitgenössische Schilderer haben an Henriette Herz immer aufs neue die Fähigkeit bewundert, mit so wenig Mitteln Haus zu halten und ihren ganz ungewöhnlichen Bildungstrieb durch Reisen zu befriedigen. Noch zu Lebzeiten ihres Mannes ist sie verschiedentlich nach Prenzlau gefahren, wo ihre Schwester Johanna, deren Herzenserlebnisse nicht ganz durchsichtig sind, an den Arzt Simon Herz, der übrigens kein Verwandter von Markus Herz war, verheiratet war. Hier hat sie, in Begleitung Schleiermachers und ihrer früh verstorbenen Schwester Brenna, Freundschaft mit Ehrenfried von Willich, einem Predigeramtskandidaten und Verehrer von Johanna Herz, geschlossen. Ein Jahr hernach, 1802, begleitet sie den Gatten zur Kur nach Nenndorf und Pyrmont, wo man fast drei Wochen blieb. Das Herzsche Ehepaar machte einen Abstecher nach Hamburg, wo sie bei dem Arzte Johann Samuel Heckscher lebten und mit halb verschollenen Größen der Literatur, dem uralten Klopstock, einem Gerstenberg, dessen „Briefe über die Merkwürdigkeiten der Literatur" nun auch schon um vierzig Jahre zurücklagen, mit Ebeling, dem Historiker, und Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, dem Goetheschen Tischbein, zusammentrafen. Den Herbst hat Henriette dann auf dem nahe bei Berlin gelegenen Gute Lanke bei Herrn und Frau von Wülknitz zugebracht.

Beim Tode des Hofrats (1803) regte sich von allen Seiten die Hilfe. Wilhelm von Humboldt bot von Rom aus seine Unterstützung an. Rahel will sie in ihr Haus nehmen, und Frau von Arnstein meldet sich mit der gleichen Absicht aus Wien. Wie wir an der Hand bisher ungedruckten Briefmaterials feststellen können, schweben dann auch durch die Vermittelung Rahels Verhandlungen mit Henri Campan, der der gelehrten Hofrätin eine Erzieherstelle in

Ecouen, der von Napoleon begründeten Mädchenschule, zu verschaffen sucht. Begreiflicherweise wäre es aber Henriette Herz sehr schwer geworden, sich von ihren Berliner Freundeskreisen loszureisen. Im Sommer 1803 hat sie eine Reise nach Dresden unternommen, über die sie in einem Briefe aus dem Hause ihrer Prenzlauer Schwester mit den Worten berichtet: „Vielen und großen Genuß habe ich gehabt, mein guter Ehrenfried, Natur und Kunst haben mir viel dargeboten zu genießen, und ich habe es in vollem Maße genossen. Ja, da muß jeder bessere Mensch hin einmal in seinem Leben. Jeder muß es mit in seinen Lebensplan aufnehmen, Dresden auf ein paar Wochen zu sehen und seine Gegenden. Die Kunst, die dort so mannigfaltig sich stellt, gibt einen vollständigen Begriff von dem, was sie leisten kann, man sieht ihre Größe, Schöne und Lieblichkeit. Eben das gilt von der Natur dort. Die größte wäre sie, wenn das Meer dort in der Nähe wäre."

Im Juni 1804 reist sie nach Rügen zu dem jung verheirateten Pastor von Willich, dessen Witwe Schleiermacher wenige Jahre später heimführen sollte, und verlebt dort glückliche Stunden in dem erhöhten Gefühl, daß ihr nun auch Schleiermacher aus seiner Verbannung zurückgegeben würde. Durch die Ereignisse des Jahres 1806 wird dann die Frage einer Lebensstellung sehr dringlich. „Meine mir nur mit mancher Aufopferung, mit vieler Entsagung erhaltene Freiheit", heißt es 1807 in den jüngst veröffentlichten Briefen an Henriette von Willich, „muß ich nun auf einige Jahre aufgeben und mir ein anständiges Unterkommen suchen. Meine sehr unverdiente Celebrität und die Jüdin sind mir in Deutschland im Wege; durch die erste fürchtet man sich vor meinen Forderungen, durch die andere wird alles gescheut, mir bleibt also das Ausland allein. Rußland ist mir so kalt, fern und fremd, daß ich

wie an ein Grab denke, wenn ich dorthin sollte. Frankreich bleibt mir also allein; doch lasse ich nichts unversucht, in Deutschland bleiben zu können, und ich gebe Euch hiermit den Auftrag, Euch auch in Eurem Land für mich umzusehen."

Aus dem Pariser Projekte, bei dem sich offenbar Henriette Mendelssohn für sie interessierte — sie sollte hier die Erziehung einer Nichte des Königs Murat übernehmen —, wurde ebensowenig etwas wie aus dem Plan, in Berlin die Erziehung der Prinzessin Charlotte, der nachmaligen russischen Kaiserin, zu übernehmen. In Paris hat man von ihr eine Namensänderung verlangt, in Berlin, wo sie durch den Prinzen Louis Ferdinand und die kurländische Herzogin bei Hofe in gutem Andenken stand, naturgemäß die Taufe. In diesen wirren Zeiten hat Henriette Herz schließlich auf dem Rügenschen Landsitze Götemitz bei Charlotte von Kathen, der älteren Schwester Henriettes von Willich, Unterkunft gefunden. Hier trat sie im Frühjahr 1808 ein und hatte bald hernach die Freude, ihren Schleiermacher, der hier seine Gattin fand, begrüßen zu können. Ernst Moritz Arndt wiederum, ein treuer Freund des Kathenschen Hauses, vermählte sich später (1817) mit Nanna Marie Schleiermacher, der Halbschwester des Theologen.

Zu Ende des Jahres 1809 konnte Henriette Herz nach fast zweijähriger Abwesenheit nach Berlin zurückkehren, wo sich Schleiermacher wenige Monate zuvor ein Heim gegründet hatte. Sie wohnte im Winter in der stillen Markgrafenstraße, während der Sommermonate im idyllischen Charlottenburg, zuletzt Tiergartenstraße. Im Jahre 1810 ist sie dann wieder nach Dresden gereist. In der sächsischen bereits mehrmals von ihr besuchten Hauptstadt ging ihr ein alter Herzenswunsch in Erfüllung.

Sie lernt Goethe kennen. Goethe erwähnt die Begegnung nur in einer kurzen Tagebuchnotiz vom 17. September (1810). „Weimarisch-Jenaische Colonie," heißt es da, „Schleiermacher, M. Herz, von Beulwitz . . . . Madame Schoppenhauer. Große Gesellschaft." Voraussichtlich ist Goethe, dessen Dresdener Aufenthalt acht Tage währte, aber noch mehrfach mit der einstigen Berliner Schönheit zusammengetroffen. Ausführlicher äußert sich die jugendliche Jenenser Malerin Louise Seidler über diese Invasion der Romantiker in Dresden. „In dieser Hauptstadt hatte sich damals ein ziemlich zahlreicher Kreis meiner näheren Freunde aus Jena zusammengefunden; sie wollten sich in Elbflorenz an Kunst und Natur einige Wochen erfreuen. Buchhändler Frommann mit Familie und Madame Schopenhauer nenne ich vor allen; Frau Henriette Herz und Schleiermacher, die von Berlin kamen, schlossen sich diesen an. Nicht selten vereinigte man sich in der Frommannschen Wohnung, wo die geistreichen Abende von Jena fortgesetzt wurden."

Sara von Grotthus und Frau von Eybenberg, vordem Sara und Marianne Meyer, die mit gegenseitiger Eifersucht ihre Beziehungen zu Goethe überwachten, kamen von Teplitz aus nun auch in diesen Kreis der Dresdener. Als Goethe, mit größter Spannung erwartet, nach wenigen Tagen heimwärtsfuhr, tröstete sich die junge Malerin im Umgange mit Henriette Herz, deren „äußerliche Anmut und gewinnende Art vollkommen mit ihrem schönen Innern übereinstimmte".

Henriette Herz selbst, wiederum in Berlin, schreibt an Johannes Veit, der gerade damals gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Philipp zum Christentum übergetreten war: „Ich habe wieder einmal eine schöne Zeit in Dresden verlebt, mich geweidet an den Herrlichkeiten der Kunst

und das Glück gehabt, Goethe kennen zu lernen, was mir ordentlich in meinem Leben gefehlt hatte. Nie hat irgend eines Menschen Ernst so ungewöhnlich abgestoßen, nie eine Liebenswürdigkeit mich so angezogen, als die ich abwechselnd in Goethes Gesicht sah — auch kenne ich in ihm diese zwei Ausdrücke nur — herrschend ist indes doch nur der Ernst, obschon er im ganzen heiter war. Ich habe manch gutes Wort von ihm gehört, und ihn gesehen und gesprochen zu haben, bleibt ein heller Punkt in meinem Leben." Wie Henriette ihren Biographen Fürst erzählen läßt, fand die erste Begegnung mit Goethe in der Dresdener Gemäldegalerie statt. Am Abend traf man sich dann beim Staatsrat Körner, dem Freunde Schillers und Vater Theodors. Goethe trat zu Madame Herz heran und sagte (ganz im Stile seines Alters): „Geht's Ihnen wie mir, und hat das heutige Sehen der Gemälde Sie angestrengt, so setzen wir uns ein wenig und nebeneinander." Dann sprach man von Bildern. Von historischen Gemälden, von der klassischen italienischen Kunst, über Landschaften. Henriettes Kunstverständnis überstieg schwerlich den Durchschnitt. Sie zeigt sich freilich erfreut von den Winterlandschaften und Meeresbildern eines Kaspar Friedrich, der eben jetzt auch auf der Berliner Kunstausstellung zu sehen war und in Kleists „Abendblättern" die bewundernde Kritik Brentanos erfuhr. Kügelgens Gemälde, meint die Herz in dem eben erwähnten Briefe an Jonas Veit, „gefallen weniger, und mir seine Verkündigung gar nicht; wenn ich selbst die grellen Farben abrechne, so ist dennoch nichts Christliches im Ausdruck, weder des Engels noch Mariae". Henriette Herz hat sich wenige Jahre später, während ihres römischen Aufenthalts, in ästhetischer Hinsicht ganz dem romantischen Nazarenertum angeschlossen. Vorläufig sendet sie dem jugendlichen Johannes Veit, der in Rom seine Studien

fortsetzt, die etwas pomphaften, aber für ihre Art sehr charakteristischen Berliner Zeilen (1811): „Sei mir willkommen auf klassischem Boden an heiliger Stätte, mein geliebter Freund! Mögen alle guten Geister Dich umschweben, möge alle liebliche Milde des südlichen Frühlings Dich durchdringen und alles Störende in Geist und Körper lösen, um Dich ganz neu und frisch in das Künstlerleben einzuführen, das an und für sich rein von allen unsanften Berührungen und frei ist, wie das eines göttlichen Kindes. Ergib Dich ihm ganz, mein Johannes, entschlage Dich aller Vergangenheit, nur die Liebe für uns behalte und nimm sie ins neue Leben mit hinüber, sie wird auch dort Dir wohltun." Die Vita nuova bezieht sich auf Jonas Veits eben in Wien vollzogenen Glaubenswechsel. Der ältere der beiden Brüder, der künstlerisch nicht entfernt so hervorgetreten ist wie Philipp Veit, hatte auch sonst ein leichtes Künstlerleben geführt, das seiner Mutter Dorothea und der gutgesinnten Henriette Herz sehr naheging.

Anfang Juni (1811) traf Henriette Herz in der Donaustadt ein, wo Friedrich Schlegel, der Gatte Dorotheas, nach seinem Übertritt zum Katholizismus eben im Ministerium Metternich festen Fuß gefaßt hatte. Bereits im Vorjahr hatte Friedrich von Schlegel unter starkem Zulauf der Wiener Gesellschaftskreise seine Vorlesungen über die neuere Geschichte gehalten. Er stand auch jetzt mit der Herz nicht gut, was sich ohne weiteres durch die gänzliche Verschiedenartigkeit ihres Denkens und ihrer sittlichen Auffassung erklärt. Der sprunghafte, alles wie im Fluge erfassende Romantiker, der sich damit begnügte, Lichter aufzusetzen und Durchblicke zu geben, eine durchaus fragmentarische Natur, der sich aber die Genialität nicht absprechen läßt, — und diese gescheite, seelisch gut erzogene, nur schwer aus sich herausgehende Frau, die auf Monate hinaus ihre

Dispositionen traf. „Ich habe die Herz", schreibt Dorothea, „doch sehr verändert gefunden, mehr, als ich bei ihrer regelmäßigen Schönheit voraussetzte; aber freilich sind es 13 Jahre, seit wir uns nicht gesehen, und sie wird mich nicht weniger verändert finden. Sie gefällt sich nicht sehr in Wien. Das wundert mich nicht, besonders in der Umgebung, in welcher sie zu leben wählte; aber im Grunde würde es ihr auf keinen Fall hier gefallen können, sie macht Ansprüche, die man in Wien nicht zu erfüllen versteht."

Henriette hat in den ersten Monaten ihres Wiener Aufenthaltes bei ihrer reichen Jugendfreundin Fanny von Arnstein, die wohl das glänzendste Haus in Wien ausmachte, verlebt. Es ist begreiflich, daß sie hier längst nicht die Beachtung fand wie in Berlin, wo sie seit einem Menschenalter mit allen Vorgängen und Geschehnissen verwachsen war. In den letzten Wochen wohnte Henriette bei Dorothea in der Wiener Vorstadt. „Von Madame Herz," schreibt Caroline von Humboldt — auch eine von dem Tugendbund ihrer Jugendjahre — im Juni 1811 an Varnhagen, „die seit mehr wie 14 Tagen hier ist, habe ich erfahren, daß Sie auf ganz kurze Zeit in Berlin waren, die Kleine (Rahel) abzuholen. Sie genießen nun ihren lieben Umgang. Sagen Sie ihr alles Gute und Liebe von mir, mehr, als Sie wissen können. . . . Die Herz war krank, sie bekam gleich nach ihrer Ankunft ein kaltes Fieber und ist noch angegriffen. Ich sehe sie, so oft ich es mit der weiten Entfernung, in der sie wohnt, vereinigen kann."

Die Hofrätin, die ihren Wiener Aufenthalt noch bis in den September (1811) hinein verlängerte, hat sich zuletzt bei Dorothea Schlegel in der Donaustadt weitaus wohler gefühlt. „Ecco carissimo in Wien," schreibt sie an Freund Johannes, „und zwar mit Philipp von Dresden zusammen bis her gereist. Ich sage Dir, daß die Mutter hier meine

allergrößte Freude ist — die kenne ich — alles andere ist mir fremd — und — möchte mirs vielleicht auch bleiben."

Wien wies damals, in der Zeit vor dem Kongreß, eine Fülle interessanter Persönlichkeiten auf. Wilhelm Schlegel war zu vorübergehendem Besuche eingetroffen, und Alexander von Humboldt war aus Paris hierher geeilt. Rauch bringt in den Humboldtschen Kreis die eben vollendete Büste der Königin Luise, die Dorothea Schlegel mit reinster Herzensandacht betrachtet. „Ich rechne es mir als eine glückliche Begebenheit an, daß ich dieses herrliche Kunstwerk gesehen habe, und erlebe ich es, daß es fertig in Marmor wird, so biete ich alles Mögliche und Unmögliche auf, um es zu sehen, sollte ich auch eine Reise nach Berlin darum machen müssen."

* * *

Im Spätherbst war Henriette Herz wieder in Berlin, in der alten Weise mit tausend menschenfreundlichen Dingen beschäftigt. Das Jahr darauf (1812) benutzt sie zu einem Ausfluge nach Rügen. 1813 aber ist sie mit Rahel, mit der sie nach wie vor in den besten Beziehungen stand, nach Breslau und wohl auch nach Reinerz geflüchtet. Das gesellschaftliche Leben Berlins ist damals in arger Zerrüttung. Die bange Frage, ob es gelingen würde, das Joch Napoleons abzuschütteln, nimmt alle in Anspruch und unterbricht die Regelmäßigkeit der Wochengesellschaften und Abendempfänge. Die Aristokraten und die Diplomaten treffen sich beim Grafen Goltz, dem Minister des Äußern, beim österreichischen Gesandten Graf Zichy, bei Rahel, die damals bereits in enger Verbindung mit Varnhagen steht. Es gibt aber nach dem Zeugnis Varnhagens „eigentlich gar keine Gesellschaft mehr, wenn auch in zwei bis drei

Häusern einige Leute zusammenkommen; erst durch die Vielheit der Kreise, durch ihr mannigfaltiges Ineinanderübergehen und vorzüglich aus dem Anteil, den die Leute aneinander nehmen, entsteht jene Anmut des gesellschaftlichen Lebens, die jetzt wohl einzig noch in Wien zu finden ist". Er spricht zu Caroline von Humboldt von jener sogenannten zweiten Gesellschaft, in der man „bessere Lebensart, angenehmere Reibung, erfreulichere Fülle und anziehendere Gespräche findet als in der ersten". Er meint damit das Berlin Fichtes und Niebuhrs und Friedrich August Wolfs, die Stadt, die vor kurzem durch die Universität ihren politisch-wissenschaftlichen Charakter ausgebildet hatte. Der gleichen Korrespondentin Caroline von Humboldt gegenüber bekennt Varnhagen seine alte Abneigung gegen Madame Herz, die den geschmeidigen Diplomaten freilich nicht verhindert hat, bis an ihr Lebensende mit ihr in freundschaftlicher Korrespondenz zu stehen. „Madame Herz habe ich nach fünf Jahren endlich wiedergesehn, ich fand sie in den fünfen wenigstens um zehn älter geworden, an Körper und an Seele um dreißig jünger, ein zaghaft kindisch Wesen, dem keine Erfahrung etwas genutzt hat, weder der Aufenthalt in Rügen und Wien, noch die französische Revolution, weder die Verheiratung Schleiermachers, noch der Brand in Moskau; es ist ganz lächerlich, neben solch unreifer Grüne die Welkheit der Überreifen zu sehen. Ich schreibe das sehr freundlich als bloße Einsicht, ohne Bosheit, an Sie und bin übrigens der Herz, die ich auch bisweilen besuche, ganz gut." (5. Nov. 1812.)

Durch die Korrespondenz mit den Malerbrüdern Veit war die ernste Sehnsucht der Henriette Herz nach einem Aufenthalt in Rom immer reger geworden. Ihr längst vorbereiteter, innerlich bereits vollzogener Übertritt zum

Christentum, den sie jetzt nach dem Ableben ihrer Mutter (1817) in aller Stille in Zossen durch den Prediger Wolf vollziehen ließ, gab einen weiteren Anlaß, Berlin für einige Zeit den Rücken zu kehren. Im Herbst 1817 unternimmt sie die Reise gemeinsam mit der Berliner Malerin Auguste Klein, und am 11. Oktober 1817 ist sie in der heiligen Stadt eingetroffen, um hier bis in den Mai des übernächsten Jahres (1819) zu verweilen. Auf der Hinreise hatte sie in München Station gemacht, wo wir ihr im Hause des Philosophen Schelling begegnen. An ihn war sie durch ihren Berliner Freund, den Norweger Henrik Steffens, der ebenso wie Schelling zum Kreise der Jenaer Romantik gehörte, empfohlen. Schelling hatte sich nach dem Tode von Caroline, der geschiedenen Gattin Wilhelm Schlegels, mit Pauline Gotter verheiratet, mit der Henriette Herz alsbald herzliche Freundschaft schloß. Auch Louise Seidler, der ihr von Dresden aus bekannten Malerin, trat sie von neuem nahe, und an diese junge Freundin Goethes ist dann auch einer ihrer ersten, sehr ausführlichen römischen Briefe gerichtet.

Henriette Herz wohnte in Rom Via Sistina 82 in der Nähe des ehemaligen Heims von Angelika Kauffmann. Es war damals eine Zeit, in der die deutsche Künstlerkolonie einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen hatte. Der Kronprinz von Bayern, der spätere Ludwig I., bildete den Mittelpunkt dieser Künstlergemeinde. „Europa war nach dem endgültigen Sturze Napoleons zur Ruhe gekommen. Nach dem Wiener Kongreß ergoß sich wieder ein Strom von Reisenden nach Italien, vornehme und begüterte Engländer, Russen und Deutsche wollten nach der Unruhe der Kriegsjahre den ersehnten Frieden mit Behagen genießen; die Jahre 1817 bis 1819 brachten der ewigen Stadt einen ungeheuren Fremdenverkehr, an dem

die Römer Millionen verdienten, und der auch der deutschen Künstlerschar in manchen Beziehungen nützlich wurde. Von Verlassenheit im fremden Land konnte damals keine Rede sein; es drängte sich um die Künstler eine Schar von deutschen Romreisenden, Menschen von Geist und Stand, die ihren Verkehr suchten und ihr Streben ermunterten, die sie in eine höhere Geselligkeit hineinzogen, aber gelegentlich auch gern an ihrem burschikos-lustigen Treiben teilnahmen." (Friedrich Noack.)

Canova, der sechzigjährige, weltberühmte Bildhauer, Thorwaldsen, erheblich jünger, Rauch, ein Vierziger, leben damals in Rom, wo sich eben in den Nazarenern eine neue künstlerische Richtung entwickelt. Gabriele von Bülow, die jüngste Tochter Wilhelm von Humboldts, und ihre Mutter Caroline, die mit ihrer Schönheit und ihrem reifen Kunstverständnis den eigentlichen Mittelpunkt dieses geistig bewegten Lebens bildet, wissen uns von dem römischen Künstlertum dieser Tage mit beredten Worten zu erzählen. „Im Mai, meine geliebte Freundin," schreibt Frau von Humboldt zu Ende des Jahres 1817 an die Dichterin Friederike Brun, die uns ein so anschauliches Bild des damaligen römischen Lebens vermacht hat, „im Mai werde ich von hier scheiden müssen, ach, mit schwerem Herzen. Die Wolzogen [Caroline] kommt im Mai hierher, meine Freundin aus frühesten Lebensjahren. Die Schlegel kommt schon im März, um ein Jahr mit ihren Söhnen (den beiden Veits), die beide ausgezeichnete Künstler sind, hier zu leben. Die Herz aus Berlin ist seit drei Monaten hier; also hätte man auch einen lieben weiblichen Umgang, aber man muß scheiden! . . . Ich bin gut mit allen, sie mögen neu- oder altkatholisch sein oder Protestanten. Wenn sie nur gute Menschen und gute Künstler sind. Zu diesen guten Künstlern muß ich allerdings einige katholisch ge-

wordene rechnen, aber sie sind es im Geist der Liebe. Als Künstler sind diese Katholiken mit die besten. Wilhelm Schadow [der Sohn Gottfrieds] hat ein seltenes Talent und Gefühl für die Farbe, sein liebendes Gemüt spricht sich in seinen Bildern aus, sie haben die Innigkeit, die in ihm wohnt. Overbeck zeichnet und komponiert mit außerordentlicher Reinheit und Korrektheit. . . Ein gewisser religiöser und sittlicher Sinn waltet über allem, was aus ihm hervorgeht. Philipp Veit, der Sohn der Schlegel, hat die außerordentlichsten Fortschritte gemacht, die man noch je von einem Künstler bemerkt hat. . . . Johannes Veit, sein Bruder, arbeitet mühsamer, aber tief, wie es sein ganzes Wesen ist. Diese Brüder Veit waren Juden und wurden katholisch, als sie Christen wurden. Cornelius ist ein außerordentlicher Zeichner, groß, ernst und mannigfaltig in der Komposition: Der Marquis Massimi läßt jetzt Cornelius und Overbeck seine Villa bei Porta San Giovanni ausmalen. Cornelius malt das Gedicht des Dante, Overbeck das des Tasso. Mehrere Kartons sind dazu fertig — es wird eine außerordentlich gehaltvolle Malerei."

Overbeck stand damals, wie Cornelius, im Alter von vierundzwanzig Jahren. Philipp Veit, der Freund und Schüler Overbecks, die sympathische Figur des Leontin in Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart", steht als Freund von Eichendorff und Fouqué wie als Zeichner der Henriette Herz, der Marianne Saaling und der blendend schönen Gräfin Julie Zichy sowohl der Berliner Romantik wie dem ästhetischen Kreis Berlins und Wiens ungemein nahe. Noch hält sich das Nazarenertum, trotz der fortgesetzten Angriffe Goethes auf die ihm mißliebige moderne Kunst, im Mittelpunkt des Interesses. Dorothea Schlegel hatte in einem Briefe an ihren Gatten die Eintracht und Übereinstimmung hervorgehoben, die wie eine wahre Blüte

der Freundschaft sei. Aber schon das Jahr darauf, 1819, als eine Ausstellung nicht den gewünschten Erfolg brachte, schrieb Thorwaldsen prophetisch an Sulpiz Boisseré, den Kunstfreund Goethes, der ihn wieder zum Verständnis der Gotik zurückgeführt hatte, daß die Nazarener seit der Ausstellung „alle veruneint wären und auseinanderfahren würden".

Wir besitzen aus dieser römischen Zeit eine fast überreiche Anzahl von Aufzeichnungen. Bemerkenswert sind vor allem die römischen Notizen des schwedischen Dichters Peter Daniel Atterbom, der ähnlich wie der Philologe Immanuel Bekker zu den vertrauten Freunden von Henriette Herz gehörte. Atterbom hatte in einem Briefe an seinen berühmten Landsmann Geijer, der später auch in Berlin gelebt hat, das Künstlerfest eingehend geschildert, das man im April 1818 zu Ehren des bayerischen Kronprinzen gab. Der Saal war mit allegorischen und anzüglichen Bildern von Cornelius, Overbeck und Veit ausgeschmückt; Rückert gab einen dichterischen Kommentar zu den Malereien des Cornelius. „Nach der Tafel eröffnete der Kronprinz den Ball und tanzte mit allen kleinen anwesenden jungen deutschen Damen sowie mit den Künstlerfrauen, welche sämtlich Italienerinnen und größtenteils jung und schön sind. . . . Der Kronprinz nahm auch an den italienischen Tänzen teil; dann setzte er sich zu den älteren Damen, den Frauen von Humboldt, Herz usw., worauf die anderen Damen um ihn einen glänzenden Halbkreis bildeten, und nun bat er um das Absingen einiger deutscher Nationallieder. Ein vortrefflicher Chor, geleitet von Dr. Ringseis, dem Leibarzt des Kronprinzen und intimen Freunde Baaders, stimmte nun vor diesem Halbkreise das bekannte ‚Am Rhein, am Rhein', darauf Goethes ‚Was hör' ich draußen vor dem Tor', dann das alte ‚Es

ritten drei Reiter zum Tore hinaus, Ade!' und zuletzt einige Tirolerweisen an. Diese Szene kam mir wirklich wie ein schöner Traum aus dem Mittelalter vor: Dort der Königssohn und werdende König in altdeutscher Tracht, um ihn der Kreis altdeutsch gekleideter Damen, und alle einem Chore von Sängern lauschend, die auch fast sämtlich das geschmackvolle Kleid jener Zeit trugen."

Der Kreis, der uns hier besonders interessiert, setzt sich aus der „Künstlermutter" Caroline von Humboldt, deren Geburtstag in den beiden Jahren 1818 und 1819 durch die Insassen der Casa Butti glänzend begangen wird, aus Dorothea Schlegel, Henriette Herz, der Malerpoetin Auguste Klein, ihrer Reisebegleiterin von Berlin aus, und Fanny Caspers zusammen. Die letztgenannte schöne Mannheimerin erlebte damals einen Herzensroman mit Bertel Thorwaldsen, der infolge einer älteren Verpflichtung seiner Neigung nicht folgen durfte. Es ist die gleiche Fanny Caspers, von der Frau Rat Goethe Anno 1799 an ihren Sohn nach Weimar die empfehlenden Worte richtet: „Wir haben hir ein junges Demosellgen 17 Jahre alt nahmens Casperts, die gerne nach Weimar auf Theater mögte. Sie war hir (in Frankfurt) zu ersten Liebhaberinnen angenommen, gefiehl auch als Friedericke in den Jägern und als Cora in der Sonnenjungfrau — nachher wolte es nicht recht fort." Ein paar Wochen später trifft das Demosellgen dann richtig bei Goethe in Weimar ein, hat aber der dortigen Bühne nur kurze Zeit angehört. In Rom treffen wir sie nun siebzehn Jahre später als Gesellschafterin der russischen Fürstin Grassalkowitsch wieder.

Den Sommer 1818 brachten Dorothea Schlegel, Henriette Herz und ihre jungen Freundinnen in Genzano zu, wo die Herz die Wirtschaft führte und auch Frau von Humboldt sich auf einige Tage sehen ließ. Die Malerin Louise

Seidler hat uns die beiden Freundinnen Dorothea und Henriette in interessanter Weise gegenübergestellt. Die Tochter Mendelssohns bewies sich auch hier als die bei weitem geistreichere, aber auch Henriette genoß in jeder Hinsicht allseitige Verehrung. „Über ihrem ganzen Wesen lag der Zauber der Schönheit und Anmut ausgegossen; echt weibliche Herzensgüte zeichnete sie aus. Ganz Bescheidenheit, ließ sie ihre mannigfachen Begabungen, besonders ihre großen Sprachkenntnisse selten ahnen. Sie war nicht genial und geistreich, wie Dorothea Schlegel, die von Witz und Leben sprühte." Im September war sie mit Thorwaldsen in Neapel.

Über Perugia und Florenz ist im Mai 1819 eine kleine Karawane zurückgereist, die aus Frau von Humboldt und ihren schönen Kindern, aus Henriette Herz, Immanuel Bekker und Christian August Brandis bestand. Henriette Herz traf im Juli in Frankfurt ein und machte hier ein paar Tage Rast. „Die Herz war bei mir diesen Morgen," schreibt Wilhelm von Humboldt an Caroline. „Der Komet hat sie gebleicht, tut er mehr, gehen auch einige Falten weg." Sie wollte sich mit ihrem alten Jugendfreunde wegen eines Heiratsantrages beraten, den der bei weitem jüngere Bekker der noch immer stattlichen Fünfzigerin auf der Heimreise gemacht hatte. „Ich habe abgeraten," meint Humboldt. „Ohne den Altersunterschied täte sie's, das glaube mir. Sie hat mir eingestanden, daß es ihr doch viel Vergnügen mache, noch solchen Eindruck hervorzubringen. Das finde ich wirklich natürlich."

Nach ihrer Abreise aus Rom hatte Henriette Herz den Weg über Florenz gemacht, wo sie drei Wochen verweilte. Sie war dann durch die Schweiz zu kurzer Rast nach Stuttgart gefahren, lernt hier Uhland kennen und sieht Jean Paul wieder. Von Frankfurt aus be-

suchte sie die Taunusbäder, Mainz und Köln und kehrt im Juli (1819) bei Arndt in Bonn ein, wo sie Zeugin der gegen ihr geführten hochnotpeinlichen Untersuchung wurde. Wiederum über Frankfurt ging es dann in Begleitung der Staatsrätin Uhden nach Berlin.

Die römische Zeit ist das letzte große Erlebnis in dem Dasein Henriettens, deren Tage nun in ruhiger Geschäftigkeit dahinfließen sollten. Sie schließt sich wiederum dem Kreise Schleiermachers an, hält treue Freundschaft mit Rahel Varnhagen und gewinnt sich einen neuen Freund durch die dauernde Übersiedelung des Naturforschers Henrik Steffens, der zu Beginn der dreißiger Jahre, bald nach dem Tode Hegels, nach Berlin berufen wurde und hier bis tief in die vormärzliche Zeit ersprießlich gewirkt hat. Die beiden kannten sich nun auch seit einem Menschenalter. Steffens war 1806 zusammen mit Schleiermacher nach Berlin gekommen, hatte hier im Hause Reimers, bei Fichte, Alexander von Humboldt, Johannes Müller verkehrt und war natürlich auch mit der Herz in nähere Beziehungen getreten. „Diese durch Geist, Bildung, imponierende Schönheit und liebenswürdige Persönlichkeit ausgezeichnete Freundin Schleiermachers, deren herzliche Zuneigung, gehoben durch die reichsten Erinnerungen meines Lebens, mich noch in hohem Alter beglückt."

Auch die Aufzeichnungen der jungen Therese Devrient, die damals mit Eduard Devrient, dem Historiker des deutschen Schauspiels, verlobt war, schildert uns die Frau Hofrätin noch zu Beginn der zwanziger Jahre als eine imposante Gestalt. „Ihr edles, regelmäßiges Gesicht zeigte so viel Verständnis als Herzensgüte. Sie beherrschte angeblich sieben Sprachen und benützte diese Fähigkeit auf die schönste Weise, indem sie täglich arme Mädchen mit unermüdlichem Eifer unterrichtete. Ich selbst

kannte mehrere, welche durch sie in den Stand gesetzt waren, sich ihren Unterhalt zu erwerben.“ Therese Devrient gibt eine ergötzliche Schilderung von der Art, wie der eitle Varnhagen jedem, der mit Rahel gesprochen hatte, nachlief, hastig fragte: „Was hat sie gesagt?“ und die Bemerkung alsbald in sein Notizbuch eintrug. In Varnhagens Salon hatte auch Caroline Bauer, das neugewonnene Mitglied des Schauspielhauses, die Hofrätin Herz kennen gelernt. „Als ich sie sah, im Jahr 1824, war sie schon über sechzig Jahre alt, aber noch immer eine anmutsvolle königliche Erscheinung mit silbergrauen Locken, den wunderschönsten siegenden dunklen Augen und einem liebreizenden Lächeln. Dabei milde und in der Unterhaltung zurückhaltend; hierin der stärkste Kontrast zu der strudelnden Rahel und dem närrischen Zaunkönig Bettina. Alles, was Henriette Herz sagte, hatte Charakter, Geistesklarheit und war immer wohltuend. Als ich sie nur einmal gesehen hatte, begriff ich sogleich die langjährige Herzensfreundschaft Schleiermachers zu der schönen Jüdin. Der kleine, verwachsene Pastor an der Dreifaltigkeitskirche mit den seelenvollen Augen und dem herzenswarmen Munde . . . liebte in Henriette Herz nicht die berauschende Frauenschönheit, — nur den schönen, klaren, großen Menschen, zu dem er notwendig ‚Du‘ sagen mußte. — Ebenso begreiflich aber war mir, daß der siebzehnjährige Ludwig Börne die um volle zweiundzwanzig Jahre ältere Henriette Herz bis zum Wahnsinn, — ja bis zum projektierten Rattengift lieben konnte, und daß der Staatsminister Graf Dohna-Schlobitten aller gesellschaftlichen und höfischen Vorurteile nicht achtete und der Witwe des jüdischen Arztes Marcus Herz Hand und Namen bot. Sie aber dankte ihm herzlich für beides und — — blieb Henriette Herz und Schleiermachers geistige Freundin. Alexander und Wilhelm von Hum-

boldt vergaßen nie, daß Henriette Herz das erste schönheitsstrahlende edle Frauenideal ihrer Jünglingsjahre gewesen war. Die reizendste Frau Berlins hatte sie die ebräische Schrift gelehrt, in derselben mit den jungen Söhnen von Schloß Langweil (Tegel bei Berlin) korrespondiert und mit ihnen die neumodische Menuet à la Reine geübt und getanzt. Die beiden berühmten Humboldt blieben der alternden Freundin in zarten Huldigungen treu."

Das zunehmende Alter legte Henriette Herz in ihrem Verkehr naturgemäß eine gewisse Beschränkung auf. Hatte sie auch zuvor nicht irgendwelchen aktiven Einfluß auf die geistige Entwickelung ihrer Vaterstadt genommen, wie ihn doch eine Rahel zweifellos besaß, wie ihn Bettina nach dem Erscheinen ihrer ersten Bücher in den dreißiger Jahren und dank ihrer besonderen Beziehungen zu dem König nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. (1840) in Anspruch nehmen durfte, so hat hingegen Henriette Herz nunmehr die Rolle eines lebenden Wahrzeichens aus dem alten Berlin gespielt. Man begriff, daß sich in dieser ehrwürdigen Matrone, deren Erinnerungen bis in die siebziger Jahre zurückreichten, ein beträchtliches Kapitel der Berliner Kultur abspiegelte. Gewiß macht die Schwedin Malla Silverstolpe, die 1825, in den Tagen des Sontag-Fiebers, in Berlin eintrifft, als sie der Herz begegnet, die etwas bissige Bemerkung, Atterboms ehemalige Reisegefährtin in Italien sei eine große, dicke Frau, die sicherlich einmal sehr schön gewesen ist. Die Italiener sollen von ihr gesagt haben, sie gleiche „una bella statua male ristorata" (einer schönen, aber schlecht restaurierten Statue). Dagegen hat der jungdeutsche Gustav Kühne, der ungefähr zur gleichen Zeit die Berliner Universität besuchte, Henriette Herz aber ebenso wie Gutzkow noch aus

seiner Gymnasiastenzeit kannte, wenige Jahre nach dem Tode der Hofrätin in seinem Buche „Deutsche Männer und Frauen" ein sehr ansprechendes Bild ihrer Persönlichkeit und ihrer Zeit gegeben und damit die von Fürst redigierte angebliche Autobiographie vielfach berichtigt. „Sie war," erklärt Kühne, der Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt", „kleine Moquerien abgerechnet, auch nicht übermütig in Witz und Laune. Ernst ohne Melancholie, keusch ohne Prüderie, so steht dies Frauenbild vor uns in einer schön gefügten, sittlich reinen, naiven Harmonie. Mitten im Gefühl des versagten höchsten Lebensglückes blieb sie frei von aller sentimentalen Kränklichkeit. Ein gesunder, frischer Sinn des Berlinertums und die orthodoxe Strenge des altbiblischen Judentums gab ihr diese feste, unzerstörbare Haltung. Wer in Spree-Athen seine akademische Jugend verlebte, erinnert sich vielleicht, daß vorübergehend von der Hofrätin Herz die Rede war. Hegelsche Studenten gaben sub specie aeterni wenig auf die Erscheinung, aus Prinzip ebensowenig auf die Natur. Was aber bleibt vom Weibe übrig, streift man von ihr die Erscheinung ab, und fällt, was sie als Natur ist, nicht ins Gewicht? Der räsonierende Esprit hat bei den Frauen auch seinen Zauber, aber er setzt schwerlich Welten in Bewegung. — Wer sich um Schleiermacher scharte, hatte wohl an jenen Sonnabenden, wo er den engeren Kreis um sich versammelte, Gelegenheit, der Frau Herz zu begegnen. . . . Wenn Schleiermacher an jenen Sonnabenden schweigend am Ofen stand, dann pflegte die Herz wohl vorzugsweise das Gespräch der Freundesgruppe mit ihrer sonoren Stimme zu führen. Es waren Erinnerungen aus alter, aphoristische Betrachtungen aus neuerer Zeit, was sie vortrug. Ein schönes Ebenmaß hielt ihre Gedanken gerundet; erschöpfend kann wohl nie die Tiefe einer weib-

lichen Seele sein; aber Frau Henriette wagte sich auch nicht hinaus in steile, keck phantastische Höhen, nicht auf Vorsprünge, auf die sich nur — meist zu ihrem Nachteil — eine begeisterte Leidenschaft schwingt. Sie galt für höchst klar und klug, obschon sie nicht für witzig galt."

Das war das Urteil eines Hegelianers, des früheren Sekretärs der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", und wenn für uns kein Grund vorliegt, die Bedeutung einer Henriette Herz über Gebühr zu erhöhen, so dürfen wir auf der anderen Seite nicht den flüchtigen Beobachtern Gehör schenken! Zu Beginn des Jahres 1834, ein knappes Jahr nach dem Tode Rahels, starb Schleiermacher, und die Hofrätin mochte sich nun wirklich verwaist fühlen. Von der alten Garde war nur noch Alexander von Humboldt übrig und der Norweger Steffens, der seit Beginn der dreißiger Jahre in Berlin wirkte. Alexander von Humboldt war durch die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. zu außerordentlichem Ansehen gelangt. Der romantisch gesinnte König scheute weder Mühe noch Opfer um Berlin nun wirklich zu einem Zentrum der Kunst und Bildung zu machen. Er beruft den Maler Cornelius, begünstigt den durch Varnhagen nach Berlin berufenen Ranke, der das historische Fach denn doch noch in anderer Weise vertrat als vor ihm Friedrich von Raumer, den man freilich für den unglückseligen Hohenstaufen-Zyklus des Bühnenbeherrschers Raupach nicht verantwortlich machen darf. Schelling ist damals, mit der größten Spannung erwartet, ähnlich verspätet nach Berlin gekommen wie Ludwig Tieck, der, nach seiner Vaterstadt heimkehrend, bereits den Siebzigern nahe war. Endlich erwies sich auch die Berufung Rückerts als ein verfehltes Unternehmen. Gleichwohl zeigt das Jahr 1841, das Felix Mendelssohn und Franz Liszt in Berlin sieht, das im Oktober die „An-

tigone" in der Inszenierung Tiecks auf das Potsdamer Schloßtheater bringt, mit der Crelinger in der Titelrolle, und schon im Monat darauf die Sensation der Antrittsvorlesung Schellings über die „Philosophie der Offenbarung" hat, eine außerordentliche Physiognomie. Die Porträtsammlung des Malers Wilhelm Hensel zeigt uns, wer alles von Berühmtheiten in dieser Zeit in Berlin weilte: Thorwaldsen, die Sängerin Pasta, der Violinspieler Ernst, die Unger-Sabatier, Gelehrte wie Lepsius und Böckh.

Wiederum ist es ein jüdisches Haus, das von Abraham Mendelssohn-Bartholdy in der Leipzigerstraße 3, das alles, was Geltung und Namen hat, bei sich sieht. Der zweite Sohn Moses Mendelssohns war im Jahre 1813 aus Hamburg nach Berlin übersiedelt und hatte zwölf Jahre hernach das Haus in der Leipzigerstraße, das heutige Herrenhaus, erworben.

Mit dem Lebensgange der Henriette Herz stehen diese Dinge nur noch in loser Beziehung. Die Emanzipation des Judentums, die in den siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts so stürmisch eingesetzt hatte, war längst in ruhigere Bahnen gelangt. In einer dritten Generation, die um 1820 anzusetzen ist und entscheidend in die Bewegung von 1848 eingreift, arbeitet das Judentum der Marx und Lassalle an der Befreiung des vierten Standes. Henriette Herz, die ihre letzten Lebensjahre in der Tiergartenstraße 18 verbrachte, hat nur noch gehört, wie die unruhige, fiebernde Zeit herankam. Am 22. Oktober 1847 ist sie im Alter von 83 Jahren gestorben, noch zuletzt beglückt durch eine Pension, die ihr der König in Höhe von 500 Talern vom Jahre 1846 ab bewilligte. Ihr Grab ist auf dem Jerusalemer Kirchhof unfern der Stätte, wo Rahel ruht. „Henriette, verw. Hofrätin Herz, geb.

de Lemos" heißt es auf ihrem Grabsteine. Ganz in ihrer Nähe ruhen Albrecht von Gräfe, der Theologe Friedrich Gustav Lisco, der Chirurg Wilms und drei Söhne ihrer Prenzlauer Schwester Johanna Herz. Einer von ihnen, ihr Lieblingsneffe, starb als Major, der zweite in hohem Greisenalter als Pensionär der niederländischen Regierung, der dritte, der Hofrat August Herz, im Jahre 1863 an den Folgen einer Wunde, die er ein halbes Jahrhundert zuvor in der Schlacht bei Großbeeren empfangen hatte.

Die Erscheinung der schönen Hofrätin ist der Nachwelt durch eine ganze Reihe von Zeichnungen, Bildern und Büsten aufbewahrt. Das früheste, das Henriette de Lemos als jugendliche Hebe zeigt, rührt von Anna Dorothea Therbusch her, die in Berlin zu dem Lessing-Ramlerschen Kreise in Beziehung stand und in Paris einen Diderot durch ihr Temperament in Schrecken versetzt hat. Das Bild, das 1778 entstanden ist, ist in den achtziger Jahren aus dem Vermächtnis der Frau Hofrat Therese Herz, der Witwe von August Herz, in den Besitz der Nationalgalerie übergegangen und befindet sich gegenwärtig in der Berliner Porträtgalerie. Eine frühere Büste Gottfried Schadows vom Jahre 1783 verunglückte beim Brennen; die Wiederholung, aus einer etwas späteren Zeit stammend, stark antikisierend — sie zeigt sie mit einem Turban auf dem gelockten Haare —, war längere Zeit im Besitz der Frau Stadtrat Löwe und bildet gegenwärtig ein Prachtstück der Arnholdschen Galerie in Berlin. In Wien (1812) hat Philipp Veit sie gezeichnet, in Rom Wilhelm Hensel, in Berlin (1820) Elise Fränkel. Die letztgenannte Zeichnung ging aus dem Besitze von Marianne Mendelssohn in die Sammlung Varnhagen über. Das bekannteste Porträt Henriettes aber, 1792 entworfen, stammt von Anton Graff.

So gesellt sich zu der Fülle persönlicher Beziehungen,

die das Leben der Henriette Herz auszeichnen, eine würdige bildliche Verkörperung. In einem Brief aus den neunziger Jahren betont Theodor Fontane nach der Lektüre eines Artikels über Henriette Herz, „daß das gesellschaftlich höher potenzierte Berliner Leben immer nur ein Juden-, will sagen Jüdinnenleben gewesen ist. Eine Bourgeoisfrau oder -tochter hat hierlandes nie was gesprochen, um das man sich hätte kümmern müssen. Und der Adel, seitdem er fromm und sonst noch einiges geworden ist, versagt auch."

Jugenderinnerungen von Henriette Herz.*)

Mein Vater war portugiesischer Jude, dessen Großvater mit vielen seiner Glaubensgenossen aus Portugal fliehen mußte, um nicht in die Hände der Inquisition zu geraten.

Der früheste Zeitpunkt meines Lebens, dessen ich mich erinnere, ist der, in welchem ich die Blattern hatte, die man damals noch völlig der Natur überließ, indem man weder inokulierte noch vaccinierte. Das letzte war vielleicht noch ganz unbekannt. Ich hatte viel, aber gutartige Blattern, und obschon ich erst zwei Jahre alt war, so weiß ich doch in diesem Augenblick des fast überreifen Alters noch den Ort im Zimmer, wo mein Bett stand, und wie ich einen kleinen Napfkuchen mit Rosinen geschenkt bekam. Mein Vater war ausübender Arzt von gutem Rufe und behandelte mich selbst in der Krankheit. Ich war das erste Kind in

*) Diese „Erinnerungen", die Vorlage zu J. Fürst, Henriette Herz (Berlin 1850), stammen aus dem Jahre 1823. Erster Abdruck in „Mitteilungen aus dem Literaturarchive in Berlin" 1896.

seiner zweiten Ehe. Die Kinder der ersten waren noch vor der Mutter gestorben, und er liebte mich sehr. Nicht lange nach den Blattern — ich mochte etwa drei Jahre alt sein — hatte ich einen unglücklichen Tag. Ich hatte neue Schuhe an, fiel mehrere Male im Tage, weil die Sohlen sehr glatt waren, und als ich das letzte Mal fiel, hätte es beinahe mein junges Leben gekostet. Ich fiel nämlich mit dem Kopfe an eine scharfe Ecke der Türe, meine Mutter kam herzu, und ohne zu sehen, ob ich mich beschädigt hatte oder nicht, legte sie mich über ihren Schoß und strafte mich für meine Unvorsichtigkeit; mein Schreien störte sie nicht in der Ausübung der eingebildeten Gerechtigkeit, und als sie mich entließ, sah sie mein Gesicht und ihre Schürze voll Blut; nun erst merkte sie, daß ich mich beschädigt hatte, es ward nach dem Wundarzt geschickt, und es fand sich, daß die Kopfwunde bis auf die Hirnhaut ging; wäre auch diese verletzt gewesen, so hätte ich ohne Rettung sterben müssen.

Als ich das gehörige Alter erreicht hatte, wurde ich in eine Schule geschickt, und es ist mir sehr gegenwärtig, daß ich sehr oft, wenn ich dahin geführt wurde, den Vorsatz faßte, meinem Führer auf irgendeine Weise zu entspringen, aber immer hielt mich der Gedanke ab, was wohl nachher aus mir werden solle, doch aber wollte ich es fast jeden Tag wieder tun. Es waren sehr gute Leute, denen ich anvertraut wurde, und der Gefährtinnen hatte ich auch nur wenige — eine von diesen kenne ich noch, sie war Erzieherin der jüngsten Tochter eines der ersten Fürsten Deutschlands

und lebt noch jetzt bei der jungen Fürstin; sie spielte schon damals gut Klavier (war um mehrere Jahre älter als ich), und das gab mir den Wunsch, auch Musik zu lernen, und auf meine Bitte gaben meine Eltern mir einen Lehrer. Die Stunden wurden in der sogenannten Wohnstube genommen; die andere Zeit, die ich nicht in der Schule war, brachte ich in der Kinderstube zu, die damals der alleinige Aufenthalt der Kinder war, die nicht wie jetzt sich der Nähe der Eltern zu erfreuen hatten; sie durften nur selten im Laufe des Tages zur Mutter kommen, und sie selbst kam noch seltener zu ihnen. Ich machte sehr schnelle Fortschritte in der Musik, und in meinem achten Jahre spielte ich in einem öffentlichen Konzerte mit vielem Beifall, was mir indes gar kein Beweis ist, daß ich auch nur erträglich gespielt habe, da die Zuhörer schwerlich imstande waren, es zu beurteilen, und ein hübsches Kind leicht in dem gefällt, was es auch nur halb gut macht. Die Gesellschaft bestand aus Leuten der Mittelklasse, vielleicht auch wohl aus solchen, die sich nicht einmal dazu zählen konnten. Doch erinnere ich mich, daß außer vielen Juden auch einige Offiziere da waren; einer von diesen spielte das Violoncell und begleitete mich; er war ein Bekannter meines Schulherrn und ist als ganz alter Mann vor zwei Jahren durch wild gewordene Pferde getötet worden. Nach dem Konzerte ward getanzt, und mein Tanz gefiel wie mein Spiel; man drängte sich zum Tanzplatz, stellte sich auf Stühle, um mich mit meinem Tanzmeister, einem kleinen ältlichen Franzosen, ein Menuett tanzen zu sehen. Der

Mittelstand, zu dem ich gehörte, war damals weniger luxuriös und machte weniger Ansprüche an Vornehmigkeit als jetzt, daher mein Erscheinen an diesem öffentlichen Orte mit meinen Eltern, was jetzt niemand vom gleichen Stande tun würde, und dort, wo die Gesellschaft sehr gemischt war, mag leicht der erste Grund zu der Eitelkeit in mir gelegt worden sein, gegen welche ich sehr viel zu kämpfen hatte.

Die Musik, zu der ich wohl kein eigentliches Talent hatte, trieb ich nicht weiter, mein Meister war gestorben, der den Unterricht für einen geringen Preis gab, und das sich vergrößernde Hauswesen meiner Eltern erlaubte es ihnen nicht, mir wieder einen Meister zu geben. Meine Eltern waren mit einem reichen israelitischen Hause *) sehr befreundet; es waren treffliche Menschen, welche ihrer zahlreichen Familie die beste Erziehung geben ließen; diese Freunde wollten mich mit dieser bilden lassen, ich ward hingeführt, es mißfiel mir aber dort alles so sehr, daß ich fast immer heulte und schrie und man mich endlich nicht mehr haben wollte. Mit mehreren dieser Familie bin ich jetzt noch befreundet, doch war eine Reihe von Jahren zwischen jener ersten Zeit und der, in welcher ich es ward. Ich ward nun in eine andere Schule geschickt, wo ich nur lernte, wie angenehm es sei, hübsch zu sein, sowohl durch das, was mir selbst gesagt wurde, als was ich

*) Das Daniel Itzigsche Haus; mit den Töchtern, den späteren Frauen von Arnstein, von Eskeles, Levy, Oppenheim, Ephraim, war Henriette Herz später befreundet, besonders mit Sara Levy.



Madame de Staël

den andern jungen Mädchen von jungen Offizieren, welche das Haus oft besuchten, sagen hörte, welche teils Schülerinnen, teils Besuchende waren. Unter den letzten waren zwei Schwestern, Töchter eines sehr reichen jüdischen Hauses *), die eine zwar elegante, aber nicht eben gute bürgerliche Erziehung genossen hatten; der Vater war alt und gehörte zu der ganz ungebildeten Klasse der damaligen Israeliten, die Mutter war wahnsinnig. Die jüngste Tochter war sehr schön. Beide waren bedeutend älter als ich, sahen schon Gesellschaften in ihren Zimmern, und es machte mich sehr glücklich, wenn sie mich auch einmal kommen ließen, denn man fand mich dort auch sehr schön, und obschon ich noch so Kind war, daß ich oft wegen kleiner Vergehungen von meiner Lehrerin an den Bettpfosten gebunden ward, von welchem ich zwar bald von irgendeinem jungen Herrn losgebeten ward, so gefiel es mir jedoch gar wohl, wenn man mir sagte, daß ich hübsch sei, — wie würde ich mich sonst noch jetzt mancher Momente erinnern, in welchen es geschah? Ich hatte den Ruf eines schönen Kindes, und einst, als die Prinzessin Amalie, Schwester Friedrichs des Großen, eine Laubhütte bei einem der reichsten Israeliten besah, wurde ich hingeholt, um mich ihr zu zeigen, und ich mag wohl in meinem blaustoffenen Kleide mit bunten Blumen recht gut ausgesehen haben — ich weiß, daß die Fürstin mir die Backen klopfte, und daß ich vor ihren

*) Es handelte sich wohl um das Cohensche Haus, in dem eifrig Theater gespielt wurde.

schielenden Augen erschrak. Die Freude, das Haus jener obenerwähnten beiden Schwestern zu besuchen, dauerte fort, und in meiner Unschuld erzählte ich zu Hause von diesen sowohl als von den Besuchen der Offiziere in der Schule, und meine Mutter hielt es für besser, mich nicht mehr dahin zu schicken, sondern mir einige Lehrer zu geben, die mich im Notwendigsten unterrichten sollten — im Hebräischen, Französischen, Schreiben, Rechnen und Geographie; in der ersten Sprache fing ich an, die Bibel zu übersetzen und sogar mit einigen ihrer Kommentatoren; mein Lehrer darin sowohl als in den andern Dingen gehörte zu den allerunsittlichsten Männern, die man hätte wählen können; meine gute Mutter glaubte gut zu wählen, wie schlecht aber die Wahl war, lernte ich erst später verstehen. Meine Eltern konnten mit dem besten Willen nichts selbst für meine Bildung tun. Die Geschäfte meines Vaters hielten ihn den Tag über bis spät abends aus dem Hause, und meine Mutter hatte weder Talent noch Geduld, mich in irgend etwas zu unterrichten; auch vermehrte sich die Zahl meiner Geschwister, also auch der Hausstand, und sie arbeitete fleißig für Kinder und Haus. Obschon ich das älteste Kind war, das sonst, als das erste, wohl oft vorzüglich geliebt wird, so schien meine Mutter mich dennoch nicht sehr zu lieben, denn soweit ich zurückdenken kann, bin ich nie, solange ich im väterlichen Hause war, freundlich von ihr behandelt worden. Das ging so weit, daß ich ihre Unfreundlichkeit, selbst wenn ich unwohl war, erfuhr. Ich hatte oft Anfälle von Engbrüstigkeit, besonders

wenn ich schnell gegangen war, so daß man mir eilig die Schnürbrust lösen mußte, und ich erinnere mich, daß einst, als der Anfall sehr stark war, man mich in der Wohnstube auf Stühle gelegt hatte; mein Vater war nicht zu Hause, meine Mutter spielte im daranstoßenden Schlafzimmer Karten, und als mein Vater nach Hause kam, sagte sie ihm nicht einmal, daß ich krank sei. Mein Vater hingegen war immer sehr milde gegen mich, obschon leicht empfindlich und sehr oft durch meine Mutter zum Zorn gegen mich gereizt, und so gleichgültig mir das immerwährende Schelten dieser war, so tief schmerzte mich ein unfreundliches Wort meines Vaters, und stieg sein Unwillen gar so hoch, daß er mir den Segen versagte, welchen die im Gesetz lebenden Israeliten noch jetzt am Sonnabend ihren Kindern geben, die Hand auf das Haupt derselben legend, dann war ich sehr unglücklich und ließ nicht ab mit Bitten und Flehen, bis er versöhnt war; gegen meine Mutter ward ich aber bei solchen Gelegenheiten immer unwilliger, weil sie fast immer die Ursache zu dem Unwillen meines Vaters gegen mich war; sie ward mir durch ihr ewiges Zanken, das ich immer für ungerecht hielt, so zuwider, daß ich oft Gesichter hinter ihr schnitt, wenn sie zur Türe hinausging.

Das, was ich über meine Mutter hier sage, ist das, was ich als Kind gegen sie fühlte; war es Sünde, so beging ich sie unbewußt, und die Überwindung, die es mich kostet, es jetzt niederzuschreiben, sehe ich als Buße an. — Was in jener frühen Zeit schon mich hätte sollen ertragen machen, was mich drückte, war

mir nicht gegeben worden — die Grundsätze der Religion, wie denn die Erziehung in dieser Hinsicht bei den damaligen Juden noch viel mangelhafter war, als sie jetzt ist. Das Kind, besonders aber die Mädchen, wurden gar nicht eigentlich im Glauben ihrer Eltern unterrichtet, wurden aber angehalten, die Formen desselben zu beachten, d. h. sie mußten alle die unzähligen Gebräuche beobachten, welche er oder vielmehr die Rabbiner vorschrieben. Das Mädchen mußte in hebräischer Sprache beten, ohne daß es verstand, was es betete, und ich erinnere mich wohl, mit Andacht und Inbrunst zuweilen so gebetet zu haben, besonders aber, wenn es gewitterte, was mich immer sehr ängstigte, dann sagte ich geschwind viele, irgendwelche Gebete hintereinander her. Jetzt tun die Judenkinder dies freilich nicht mehr, denn die Gebete sind ins Deutsche übersetzt worden, aber — frömmer sind sie deshalb nicht: ihre Eltern, die noch auf jene Weise erzogen worden, warfen die ihnen lästigen Beobachtungen der jüdischen Gebräuche, worin allein die Religion bestand, beiseite, sobald sie ihre eignen Herren wurden, es trat nichts in die Stelle, und so lebten sie fort ohne Gedanken an Gott, als höchstens in Zeiten der Not. Die Kinder wurden nun auf dieselbe Weise erzogen, man wollte sie nicht lehren, was man selbst nicht glaubte, und so wurden und werden sie in keinem Glauben erzogen — keine Andacht erfüllt ihr Gemüt, und sie können nicht beten zu Gott, wenn ihr Herz gedrückt ist und geängstigt von unendlicher Qual. — Die Vernunft, welche die Gebildeteren sich zur Stütze

und Hilfe nehmen, reicht nicht hin, sie zu tragen in schweren Leiden. Glücklich der, dem später im Leben wenigstens noch das schöne Licht des Glaubens im Innern aufgeht, und der nicht stirbt, ohne von jenem erhebenden, beglückenden Gefühl der Andacht durchdrungen gewesen zu sein; Gottes Gnade sei es Dank, daß auch mir dieses Glück ward. Ich fahre fort, die Erinnerungen aus meiner Kindheit niederzuschreiben.

Oben schon erwähnte ich, daß man mich ein schönes Kind nannte; jetzt nannte man mich auch ein kluges, und wenn in der jüdischen Kolonie irgendeine Feierlichkeit begangen werden sollte — als Überreichung eines Karmens oder Halten einer Anrede —, ward ich dazu gewählt. Die Königin Ulrike von Schweden, Schwester Friedrichs des Großen, war einst in Berlin und wollte den Zeremonien einer jüdischen Hochzeit beiwohnen; sie sollte nun würdig empfangen werden; Ehrenpforten, weißgekleidete Mädchen u. dergl. durften nicht fehlen; ich ward — ein Kind von 8—9 Jahren — gewählt, ihr mit einer kleinen Rede ein Karmen zu überreichen; höchst beglückt erwarte ich den Tag, — eine Entzündung am Auge aber machte es mir unmöglich, des Glücks zu genießen; ich sah nun aus einem Fenster der Feierlichkeit zu und weinte mein krankes Auge noch kränker. Einst hatten mehrere junge Leute sich verabredet, Komödie zu spielen, meine Eltern wurden gebeten, mich mitspielen zu lassen, und sie erlaubten es. Ich war noch nie im Schauspielhause gewesen, hatte aber im Hause jener obenerwähnten reichen Schwestern Richard III. aufführen sehen und war überglücklich,

nun auch eine Bühne betreten zu dürfen; ich sollte ein Landmädchen in einer Operette vorstellen; es ging eine fröhliche Zeit für mich an, die vielen Proben gaben Gelegenheit zu öfterem Ausgehen, und das Zusammensein mit Erwachseneren machte mir besonders Freude. Ein junger Mann, der sehr musikalisch war und sich für das lustige Unternehmen interessierte, übernahm es, uns die Gesänge zu lehren, und so kam er denn auch oft zu mir; ich mochte 8—9 Jahre alt sein, und dieser junge Mann machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich nur immer an die Zeit dachte, wo er mit seiner Violine wiederkommen sollte; ich ging dann wohl vor die Haustüre und erwartete ihn mit Ungeduld. Endlich war alles wohleingerichtet und -einstudiert, das kleine Theater war im Hause einer reichen Israelitin errichtet, und die ganze spielende Gesellschaft bestand aus Israeliten. Schon war der Tag der Aufführung genannt, als zum größten Schrecken der Gesellschaft ein Verbot von den Ältesten der Gemeinde an sie erging, Komödie zu spielen. Dies Verbot nicht zu achten oder sich dagegen aufzulehnen, war in jener Zeit noch nicht tunlich. Wir waren höchst unglücklich, man lief zu- und untereinander und beschloß, zu einem und dem andern angesehenen Mann und zu den Vorstehern der Gemeinde zu gehen und die Erlaubnis zu erbitten; man ging, man bat, — vergebens: sie wurde uns nicht erteilt. Ohne einem von der Gesellschaft, ohne meinen Eltern etwas davon zu sagen, faßte ich den Entschluß, am nächsten Sonntage, als dem Tag, an welchem die Ältesten der Gemeinde sich gewöhnlich

versammelten, mich vor ihnen zu stellen und um ihre Einwilligung zu der unschuldigen Belustigung zu bitten. Ich führte meinen Vorsatz aus, ging allein in den Versammlungssaal, trat an das Gitter, hinter welchem die ehrwürdigen Männer saßen, die nicht wenig verwundert waren, das dreiste kleine Mädchen vor sich zu sehen. Zuerst sprach ich einige bittende Worte, dann sagte ich, daß es sich für so würdige Männer gar nicht zieme, sich um Kinderspiel zu bekümmern, — kurz, ich erreichte meinen Zweck; vor Freude außer mir, lief ich von einem der Gesellschaft zum andern.

Es war Winter und sehr glatt, ich gleitete oft und fiel mehrere Male, aber ohne mir Schaden zu tun, lief immer weiter, ohne zu denken, wie meine Eltern meine lange Abwesenheit vom Hause aufnehmen würden. Die wohlverdienten Verweise, die ich von ihnen bekam, gingen in der großen Freude meines Herzens an mir vorüber. Aus einer Komödie wurden nun drei, bis endlich der Sache durch die Verständigeren ein Ende gemacht wurde; der Zeitverlust und die Nachteile, die ein solches Treiben, besonders für Kinder und junge Mädchen, unleugbar hat, sind nicht zu berechnen. Auch hier ward meiner Eitelkeit reichliche Nahrung gegeben, man bewunderte mein Spiel, meinen Gesang und vor allem meine Gestalt und mein Gesicht. Ohne daß ich mich des letzten deutlich erinnerte, habe ich doch ein dunkles Bild von meinem Aussehen im ganzen; vorzüglich gefiel ich mir und andern in meinem Theaterkleide. Ein weißseidener Rock, mit rosenfarbenen Bändern besetzt, ein Mieder von derselben Farbe, alles mit

guten Silberflittern besetzt, ein weißseidenes Hütchen mit vielen Porzellanblumen vollendete den Putz. Man hob mich gewöhnlich nach geendigtem Schauspiel von der Bühne herab, küßte und herzte mich und sagte mir viel Schmeichelhaftes. Nun fing mein stilleres Leben wieder an; doch ehe ich mehr davon sage, will ich von meinen Eltern und einigen Hausbewohnern sprechen, mit denen ich fast ausschließlich lebte.

Mein Vater war, wie ich schon oben gesagt, ein portugiesischer Jude und hatte in Hamburg gelebt, bis er die hohe Schule bezog; er hatte in Halle die Arzneiwissenschaft studiert und war der erste Arzt jüdischer Nation in Berlin; bekam er schon bald Praxis bei seinen Glaubensgenossen, so wurde er doch zu Anfang so schlecht bezahlt, daß er manchen Mittag sich mit Kartoffeln oder Kaffee begnügen mußte, da er alles, was er verdiente, auf seine Kleidung, auf die er sehr viel hielt, verwenden mußte; auch gab es damals nicht so viel reiche Israeliten in Berlin als späterhin; manche von denen, welchen mein Vater mit einigen Groschen aushalf, wurden sehr reich, sie gedachten aber der früheren Zeit dann nicht. Mein Vater heiratete, seine Praxis vermehrte sich, und er konnte ohne eigentliche Sorgen leben, seine Frau starb bald, nachdem sie zwei Töchter verloren hatte, und mehrere Jahre nach ihrem Tode heiratete er meine Mutter. Ich habe meinen Vater nicht jung gekannt, er soll aber sehr schön gewesen sein, was sowohl an einem Jugendbilde, das ich von ihm besitze, zu sehen ist, als man auch noch bis zu seinem Tode Schönheitsspuren in seinem Ge-

sichte sah. Nase und Mund, dem fast schon alle Zähne fehlten, als ich ihn mit Bewußtsein ansehen konnte, waren ausgezeichnet schön, ein sanfter, höchst lieblicher Ausdruck des Gesichts, der schönste Fuß und Hand, edle Haltung und Gelenkigkeit machten, daß er selbst im Alter noch schön war: seine Sprache war rein, wie denn die portugiesischen Israeliten überhaupt den jüdischen Jargon und Ton nicht haben. Mein Vater lebte streng im Gesetz seines Glaubens, hatte aber die Milde und Liebe des Christentums im Herzen und war daher duldsam gegen alle die, welche dagegen handelten. Das Haus war völlig nach jüdischen Gesetzen und Gebräuchen eingerichtet. Die Geschäfte des ausübenden Arztes waren in jener Zeit beschwerlicher als in der jetzigen, weil die wenigsten Equipagen hatten und mein Vater auch nicht so bezahlt ward, sich welche halten zu können; auch legte er sorgsam jeden Taler, den er erübrigen konnte, für die immer größer werdende Familie zurück. Bis spät am Abend besuchte er die Kranken, von einem Bedienten begleitet, der an dunklen Winterabenden ihm mit einer Stocklaterne vorleuchtete; wie oft sah ich ihn von Regen durchnäßt oder mit Schnee bedeckt nach Hause kommen! Er genoß aber einer sehr guten Gesundheit, und ging er schon nie mit Überrock oder Mantel, so war es höchstens ein Schnupfen, den er sich zugezogen hatte. Seine Kleidung war, nach damaliger Zeit, elegant, feine tuchene und seidene und samtne Kleider, mit Tressen besetzt, immer Schuhe und seidene Strümpfe, seidene Westen und dergleichen, die feinste Wäsche, eine Knotenperücke

und feiner dreieckiger Hut, und fing dieser Anzug auch schon damals an, altmodisch zu werden, so stand er ihm doch sehr gut, und die älteren Ärzte zeichneten sich in der Zeit alle in ihrem Anzuge auf diese Weise aus. Sein reinlicher Kattunschlafrock und die weiße Mütze an Werktagen, der rotdamastene mit ebensolcher Mütze und Pantoffeln an Festtagen kleideten ihn fast besser als jedes andere.

Meine Mutter, die ich nur kränklich und mit bösen Augen kannte, welche sie sich durch unaufhörliches Weinen über den Tod eines zweijährigen Knaben verursachte, soll sehr hübsch gewesen sein, obschon — ich gestehe es — mir keine Spuren davon sichtbar waren. Sie war sehr heftig und fast immer verdrießlich wegen ihres Augenübels, gegen das alles, was die besten Ärzte und Augenärzte verordneten, vergebens angewandt wurde; sie war geschickt in Handarbeiten, selten aber konnte sie welche machen. Sie war wirtschaftlich, ordentlich, reinlich, sehr gefällig und dienstfertig gegen jedermann und liebte meinen Vater bis zur Anbetung, was er ihr auch ebenso erwiderte. Ich erinnere mich nicht, daß sie einander je bei ihren Namen genannt hätten; immer riefen oder redeten sie einander mit Zärtlichkeitsnamen an, und nie war ein Streit oder ein unfreundliches Wort zwischen ihnen zu hören. Meine Mutter war die Ratgeberin vieler Menschen und tätige Helferin in Not und Freude; diese Eigenschaften machten sie vielen teuer, und sie verdiente es. Sie hatte geraden, richtigen Verstand, und ohne eigentlich gebildet zu sein, würdigte sie doch

alles, was zur höheren Bildung gehörte; sie ließ sich gerne vorlesen und hatte ein sehr gutes Gedächtnis: wenn sie einmal im Theater war, so erzählte sie nachher nicht nur den Inhalt der Vorstellung sehr genau, sondern auch, wie Akte und Szenen folgten. Sie liebte ihre Kinder, glaubte aber vielleicht, daß zur Erziehung wie zu guter Führung eines Hausstandes vieles Schelten gehöre, und oft ward ihr Unwille durch die geringfügigste Kleinigkeit gereizt, was aber wohl oft durch ihre Schwächlichkeit, besonders durch ihr Augenübel herbeigeführt wurde, und welch ein kleines Mittel hätte das letztere nicht heilen können, wenn die Ärzte es früher erkannt hätten! Das Übel war nämlich folgendes: Durch das viele Abwischen der Tränen nach dem Tode des obenerwähnten Kindes wurden die Augenwimpern nach innen gebogen, und endlich gar wuchsen sie aus den Lidern nach innen zu; das hatte aber viele Jahre lang keiner der Augenärzte bemerkt, sondern sie richteten ihre Kuren immer nur auf die daraus entstehenden Entzündungen, bis nach vielen Jahren endlich ein alter und berühmter Augenarzt die wahre Ursache des Übels entdeckte; zu spät, es zu heilen, denn schon waren die Augen rot und getrübt, erleichterte er die stechenden Schmerzen dadurch, daß er die Wimpern mit einer kleinen feinen Zange auszog; es kam zwar nun keine Entzündung mehr, die Augen waren aber fast zerstört, sie wurden nie wieder klar, doch erblindete sie nicht, und fast jeden Tag mußten die kleinen, sehr schnell wachsenden Wimpern ausgezogen werden, sonst kam Entzündung.

Zu meiner nächsten Umgebung gehörte noch eine alte Tante und ihr Mann, beides sehr gewöhnliche Leute; sie hatten ein paar Hinterstübchen inne und ihre eigene kleine Wirtschaft, zankten und schimpften sich oft und waren nicht sehr von meiner Mutter geliebt. Ein alter Verwandter meiner Mutter, ein höchst reinlicher Mann, der mir oft Naschwerk gab, bewohnte eine kleine, dunkle Kammer im Hause. Die andern Mieter des Hauses, alles Israeliten, waren Handelsleute, die oft abends zu uns kamen. Der älteste Sohn dieser Leute, der ein völlig verwachsener und sehr liederlicher Mensch war, hätte mir, eben durch meine Unschuld, verderblich werden können. Gott hat mich beschützt.

Ich mußte viel arbeiten und durfte nur höchstens einmal in der Woche mit der obenerwähnten alten Großtante ausgehen. Die Besuche, die ich mit ihr machte, waren bei zwei alten Leuten und ihrer nicht mehr jungen Tochter, und ich war sehr froh dort, aber das jedesmalige Schelten meiner Mutter, wenn ich nach Hause kam, vergällte mir die gehabte Freude; indes mochte ich wohl sehr oft die Schelte verdient haben, denn ich war sehr wild und sehr unordentlich und zwar das erste in sehr hohem Grade. Ich ging eigentlich nie, sondern lief oder sprang: so erinnere ich mich, einst mitten im Laufe stillgestanden zu sein, mich selbst fragend, ob ich denn gar nicht gehen könne. Eigentlich Fremde sahen meine Eltern nie zum Essen, meine Mutter hatte aber oft Besuche von Frauen, die gewöhnlich in der Putzstube aufgenommen wurden, zu

der ich dann auf einige Augenblicke Zutritt hatte, um einen kleinen Kuchen oder einen Apfel zu bekommen; solche Kaffeebesuche endigten gewöhnlich mit einer Spielpartie. Jedes Jahr ging ich einmal mit meinen Eltern in die große italienische Oper; es war in der Blütenzeit der Mara. Die Näschereien, die mitgenommen wurden, und die Mara hatten gleichen Wert für mich, doch aber erinnere ich mich noch jetzt der wunderherrlichen Stimme, mit welcher sie das durch sie berühmte mi paventi sang, und der Wirkung, welche sie auf das volle Schauspielhaus machte. Zur Zeit Friedrichs II. war das Parterre voll von Soldaten, die auf Befehl des Königs in die Oper geführt wurden; niemand sonst bekam einen Platz darin. Wir hatten unsere Plätze in einer Parkettloge, und oft störte uns das Geräusch, das die dicht aneinandergedrängten Soldaten machten, oder ihr Geflüster; laut durften sie nicht sein; wenn aber die Mara*) eine Bravourarie sang, hörte man auch nicht den geringsten Laut oder Bewegung, nicht einen Atemzug konnte man vernehmen, es herrschte die tiefste Stille, und wenn sie geendigt hatte, war es, als hörte man einen tiefen Atemzug von der ganzen Menge. Die Freude der Oper ward mir aber auch immer durch das Schelten und Keifen der Mutter beim Nachhausekommen verdorben. Oft schützte mich die alte Tante, die mich liebte und verzog, vor ihrem Zorne; ich schlief bei dieser und war immer um sie, und war sie in der Küche, so verließ ich sie, wider den Willen meiner Eltern, auch dort

*) Gertrud Elisabeth Mara, 1749 geb., 1771—80 am Opernhause.

nur selten, und da ich lieber kochen und scheuern als Handarbeiten machen mochte, so half ich ihr und der Köchin oft tüchtig und fleißig nach meinen Kräften. Ich hörte sehr früh auf zu spielen, und früher vielleicht, als es gut für mich war, fand ich Geschmack am Lesen; ich las fertig und mußte meiner Mutter oft im Winter des Abends vorlesen, ehe mein Vater nach Hause kam und sie keinen Besuch hatte. Die Sommerabende durfte ich wohl zuweilen mit der alten Tante durch ein paar Straßen spazieren gehen oder auch nach einem Garten, welchen meine Eltern in einem Sommer bewohnten, nachdem mein Vater eine schwere Krankheit überstanden hatte. Gespielinnen meines Alters hatte ich nur zwei, von denen die eine früh gestorben, die andere noch jetzt meine Freundin ist; mit diesen und meiner jüngeren Schwester ging ich dann wohl vor der Türe auf und ab. Diese Schwester war von meiner Mutter viel mehr geliebt als ich, und ich mochte sie deshalb nicht leiden, wir zankten uns oft, einmal haben wir uns sogar geprügelt, worüber meine Mutter sehr böse auf mich ward, daß ich mich den ganzen Tag nicht durfte vor ihr sehen lassen; das tat mir unendlich weh, ich setzte mich in einen Winkel auf den Boden und weinte den ganzen Tag; meine Tante, um meiner Mutter zu zeigen, daß ich ihre Härte tief fühlte, sagte ihr, daß ich mich mit einem Messer habe umbringen wollen (was aber völlig unbegründet war); das machte sie wirklich für diesen Tag milder, und ich durfte den Abend zu Tische kommen.

Ich bin nicht klar und gewiß, ob ich mich täusche, oder ob es Wahrheit ist, mich dünkt aber, als hätte ich damals so gedacht und gefühlt, wie ich es jetzt noch würde, wenn ich in meinem gegenwärtigen Alter plötzlich wieder in jene Welt versetzt würde. Ich erinnere mich keines eigentlich kindischen Wesens oder Denkens; die übergroße Lustigkeit ausgenommen könnte ich kindisch nennen, die kein Zanken der Mutter dämpfen konnte. Früh schon hatte ich einen großen Hang zur Wohltätigkeit, und um ihn zu befriedigen, borgte ich mir von einem Hausfreunde fünf Reichstaler; er sagte es meinem Vater, der sie ihm bezahlte. Ich ward streng befragt, zu welchem Behuf ich das Geld geborgt hatte, ich gestand die Wahrheit, und mir ward vergeben.

Wir waren selten allein, denn, ohne Fremde zu sehen, besuchten uns die Hausbewohner sehr oft; meine Mutter spielte gewöhnlich Karten mit einem oder dem andern von ihnen, und wenn mein Vater nicht zu spät von seinen Geschäften nach Hause kam, so spielte er zuweilen mit; gewöhnlich las er aber in heiligen Büchern; ich konnte nun tun, was ich wollte, trieb mich mit meinen jüngeren Geschwistern in der Kinderstube umher, hörte dort dummes und schlechtes Zeug von den Leuten, die oft Gespenstergeschichten erzählten, wovon mir noch bis jetzt ein leichtes Gefühl Grauen der Mitternachtsstunde geblieben ist, oder las schlechte Romane und Komödien oder schlief auch wohl bis zur Essenszeit in einem Winkel des Zimmers. Unsere Hausbewohner waren harmlose Leute, bis auf den

Obenerwähnten, der zu den gemeinsten Menschen gehörte, denn ohne alle Scheu, ohne alle Schonung meiner Unschuld und Jugend sprach er die niedrigsten Worte und die zweideutigsten Dinge. Wenn er mich küßte — das tat er oft und viel —, war eine große Heftigkeit in seinem Kusse; ich verstand es nicht, denn ich war etwa zehn Jahre alt; er hatte freien Zutritt zu uns, und niemand achtete auf ihn, und ohne daß ich mir es selbst bewußt war, bekam ich durch ihn die Kenntnis, daß es zwei Geschlechter gebe. Dieses Unwesen ging übrigens glücklich an mir vorüber, es schadete mir nicht, denn eine höhere Hand beschützte mich. Meine Lebensweise blieb sich nun gleich: am Tage arbeitete ich bei meiner Tante, die mich nähen lehrte, und abends nach dem Essen, wenn mein Vater allein noch wachte, saß ich bei ihm, und während er las, machte ich meine Arbeiten für den Französischlehrer oder las selbst. Meine eigentlichen Freuden waren Hochzeiten, wo immer getanzt wurde, und gewöhnlich konnte ich die Nacht zuvor, in der Hoffnung auf diese Freude, nicht schlafen; oft aber hatte ich den Schmerz, daß, obschon ich sehr hübsch tanzte, mir doch ältere Mädchen vorgezogen wurden, und dann weinte ich still in einem Winkel des Tanzsaals, Tränen, die der nächste Tanz wieder trocknete, wie ich denn überhaupt fast immer heiter und vergnügt und nicht selten ausgelassen war; bei dem allen aber hatte ich zuweilen ein trübes, sehnsüchtiges Gefühl; dann saß ich wohl im kleinen Pelzmäntelchen gehüllt auf einer Galerie und guckte in den Mond und weinte, ohne es zu wissen,

warum. Das Leben des Siegwart*) und mehr dergleichen sentimentale Romane mögen wohl das Ihre zu dieser Stimmung beigetragen haben, und oft dachte ich, daß dergleichen Entführungen und wunderbare Dinge, wie ich sie so viel las, auch mit mir vorgehen müßten; auch hatte ich solche Wut, dergleichen Bücher zu lesen, daß ich gar nicht arbeitete, und da meine Tante, die mich nähen lehren sollte, mir allen Willen ließ, sah meine Mutter sich genötigt, mich in die Nähschule zu schicken; ich konnte nun an Wochentagen wenig lesen, tat es aber am Sonnabend und Sonntage desto mehr, und zwar mit einer solchen Schnelligkeit und Anhaltsamkeit, daß ich an einem Tage mehrere Teile eines Romans durchlas und immer nach der Leihbibliothek lief, die nicht weit von unserm Hause war, um mir andere Bücher zu holen.

Am Freitagabend las ich meinen Eltern vor; mein Vater hörte am liebsten Schauspiele; diese las ich auch gerne laut, Romane lieber für mich allein, sie rührten mich immer zu bitteren Tränen, und ich schämte mich, zu weinen. Das Schauerliche war besonders von großer Wirkung auf mich, und alles, was ich von Gespenstergeschichten las, ward mir in der Kinderstube bestätigt. Das Sentimentale aber — kam wohl ganz aus mir allein, denn niemand, den ich sah, erregte es auf irgendeine Weise, und ward es auch meine Eitelkeit, so kam sie doch nur zuweilen recht hervor; so z. B. ging ich

---

*) Johann Martin Miller, „Siegwart, eine Klostergeschichte", 1776.

während eines Sommers jeden Abend mit meiner Tante nach einem Garten, in welchem mein Vater wohnte, und ich weiß, daß ich mich jedesmal vor den Spiegel stellte und mir die Backen rotkniff; auch ward zuweilen wohl der Spiegel verhängt, weil ich immer hineinsah, doch gab ich wenig auf meinen Anzug, am liebsten war ich in einem Kostüm, in welchem ich scheuern und kochen konnte.

Von jenen obenerwähnten Gespielen, die ich vorzüglich liebte, war die eine still, tief, besonnen und kalt und sehr verständig, sie hatte viel Verstand, war aber ohne alle Erziehung und Bildung, da ihre Eltern nicht zu der sogenannten aufgeklärten Klasse der Juden gehörten; sie starb nach kurzer Ehe an der Schwindsucht; die andere war sehr lebhaft, tief wie jene, aber warm, oft glühend enthusiastisch für irgendeinen Romanhelden oder -heldin; sie hatte viel Verstand und war ungemein klug, ihr Vater gehörte zur höheren Bürgerklasse und war ein sehr geachteter Gelehrter, er liebte meine Freundin vorzugsweise und bildete sie selbst.*) Wir drei jungen Mädchen, fast noch Kinder, wohnten ziemlich nahe zusammen, und sobald es eine von uns wagen durfte, sich vom Hause zu entfernen, kam sie zur andern, und mit der letzten machte ich immer schon Pläne auf die Zukunft.

Ich war nun zwölf Jahre alt, man sah als schönes Kind, das für sein Alter ungemein groß war, mit Wohlgefallen auf mich. Ein ältlicher Mann, ein

---

*) Dorothea Mendelssohn, Tochter von Moses M.

portugiesischer Jude, war um diese Zeit in Berlin, er hielt um mich an, wollte noch drei Jahre warten, aber die Gewißheit von meinen Eltern haben, mich dann als seine Frau heimzuführen; er sprach von Mohren und Papageien, die auf dem Wege nach Berlin seien und seine Schätze mitbrächten, — die Geschichte endigte damit, daß er meinem Vater eine silberne Tabaksdose stahl und verschwand. Meine Mutter fand es nun nötig, daß ich in eine förmliche Nähschule geschickt werden müßte, weil ich wohl Französisch sprechen, tanzen und lesen könnte, aber weder stricken noch nähen, und die Tante, die es mich lehren sollte, zu nachsichtig gegen mich sei.

Ich mochte wohl sechs Monate in die Nähschule gegangen sein, als mir die Mutter sagte, ich solle wieder bei der Tante nähen lernte, und wie sehr erstaunte ich nicht, als diese mir im Vertrauen sagte, ich solle Braut werden; „mit wem?" fragte ich sie, und sie nannte mir den Mann; er war angehender praktischer Arzt, ich hatte ihn einige Male bei meinem Vater und auch wohl an seinem Fenster gesehen; er wohnte in unserer Nähe, und ich mußte vor seinem Hause vorübergehn, wenn ich mir Bücher aus der Leihbibliothek holte; da begegnete es mir auch einmal, daß ich an einem Wintertage, mit einem schauerlichen Roman in der Hand, vor seinem Hause gleitete und fiel; meine Beschämung war groß, denn er war am Fenster. Ich freute mich kindisch dazu, Braut zu werden, und malte es mir recht lebhaft aus, wie ich, von meinem Bräutigam geführt, nun spazieren gehen würde, wie ich

bessere Kleider und einen Friseur bekommen würde, denn bis jetzt machte mir die Tante das Haar mit Talg geschmiert, nach ihrem eigenen Geschmack zurecht; ferner hoffte ich auf ein größeres Taschengeld, das jetzt in zwei Groschen monatlich bestand, und von den kleinen, etwas feineren Gerichten, die zuweilen für meinen Vater bereitet wurden, etwas zu bekommen. Mit Ungeduld erwartete ich den Tag der Verlobung, den mir die Tante im Vertrauen genannt und mir dabei gesagt hatte, daß mein Vater mich fragen würde, ob ich zufrieden mit seiner Wahl für mich sei. Der ersehnte Tag erschien, der Morgen verstrich, und mir ward nichts gesagt; beim Mittagessen fragte mich mein Vater, ob ich lieber einen Doktor oder einen Rabbiner heiraten wolle. Mir klopfte das Herz mächtig, und ich antwortete, daß ich mit allem zufrieden sei, was er über mich beschließen würde. Nach dem Essen sagte mir meine Mutter, daß ich am Abend mit dem Doktor M. H.*) verlobt werden würde, und hielt mir eine lange Rede, die mir im Augenblick langweilig und unangenehm war, von der ich mich aber in späteren Zeiten manches Guten erinnerte. Sie sagte mir, wie ich mich gegen meinen Bräutigam betragen und ihre Ehe zum Muster meiner künftigen nehmen sollte, — und wahr ist es, daß es nie eine glücklichere gegeben.

Die Gesellschaft versammelte sich, ich war in einem andern Zimmer; es war damals nicht Sitte, daß die Braut in dem Zimmer, in welchem die Eltern und die

---

*) Markus Herz.

Notarien waren, sich aufhielt, und erst, nachdem sie förmlich um ihre Einwilligung gefragt worden und der Ehekontrakt unterschrieben ist, kam sie zur Gesellschaft. In banger Erwartung saß ich geputzt da, glühend vor Angst, ich wollte nähen, die Hand zitterte mir aber, ich ging im Zimmer auf und ab, kam zufällig am Spiegel vorbei und erschien mir zum ersten Male mehr als hübsch; ein apfelgrün und weiß gestreiftes, seidenes Kleid, ein schwarzer Hut mit Federn standen mir sehr gut, mein dunkles Auge glänzte durch die Röte der Wangen, und der kleine Mund war freundlich. Viele Jahre sind seitdem vorübergegangen, das jugendliche Gesicht jenes Augenblicks steht aber so lebhaft vor mir, daß ich es malen könnte. Ich wollte ruhig erscheinen, als ich die Tür öffnen und den Notarius und zwei Zeugen hereintreten sah; sie fragten mich, ob ich meine Einwilligung zu der Verbindung gäbe, und ich stammelte das Ja. Bald darauf kam M., küßte mir die Hand und führte mich zur Gesellschaft. Meine Eltern waren sehr vergnügt und zärtlich und liebevoll gegeneinander wie immer; eine Nachbarin machte M. aufmerksam darauf und sagte, daß es eine Freude sei, eine solche Ehe zu sehen; „gedulden Sie sich ein paar Jahre,“ antwortete er, „und Sie sollen eine zweite sehn.“

Ich wußte wenig von meinem Bräutigam, er war fünfzehn Jahre älter als ich, klein und häßlich, hatte aber ein geistreiches Gesicht und den Ruf eines Gelehrten; er war geliebter Schüler Kants und hatte sowohl Arzneiwissenschaft als Philosophie in Königs-

berg studiert; auch hatte er schon einige scharfsinnige kleine philosophische Schriften herausgegeben. Seine frühe Jugend war ihm in sehr gewöhnlicher Umgebung verflossen, seine spätere in bloß wissenschaftlichem Umgang. So lernte er weder Menschen noch Welt kennen, und so ward sein Geist gebildet, ohne daß es sein Charakter ward. Mein Leben im väterlichen Hause blieb sich gleich, so wie auch das Betragen meiner Mutter gegen mich. Man gab mir nicht besser und nicht mehr zu essen als sonst, und was immer weniger war, als ich essen mochte, doch bekam ich statt zwei Groschen sechs Groschen wöchentlich und wurde zweimal in der Woche vom Friseur frisiert. Ich durfte fast gar nicht ausgehn, nur selten mit dem Bräutigam, und war ich einmal allein ausgegangen, so ward ich früh abgeholt, weil M. gewöhnlich einen Abend um den andern kam und Karten spielte, was mich entsetzlich langweilte, da ich kaum eine Karte kannte und immer neben ihm am Spieltisch sitzen mußte. Oft ward ich aus sehr vergnügter Gesellschaft zu dieser Langweile geholt. Allein war ich fast nie mit M., denn ich hatte kein eigenes Zimmer. Wenn er fortging, begleitete ich ihn, und war dann alles still im Hause, so blieben wir im Hausflur, seine Liebkosungen taten mir dann wohl, doch verstand ich manche in meiner Unschuld nicht, denn trotz allem, was ich gehört und gesehen hatte, war mein Sinn doch völlig rein geblieben. So fragte ich einmal eine junge Frau in unserm Hause, auf welche Weise man ein Kind bekäme, und sie antwortete mir, wenn man sehr oft an den-

selben Mann denke; das tat ich oft und viel an M., und ich ängstigte mich, daß ich so Schande über meine Eltern bringen würde. Ich freute mich mit der Aussicht, bald Frau zu werden, um ausgehen und essen zu können, soviel und was ich wollte. M. behandelte mich meistens wie ein Kind, was ich denn auch war, doch verdroß es mich, wenn man mich so nannte, und bittere Tränen weinte ich, als M. mich kurz nach unserer Verlobung fragte, ob ich lesen könne. Ein leises Ja war meine Antwort; er bat mich, ihm etwas vorzulesen, und bei der ersten Zeile sagte er, ich könne wohl ablesen, aber nicht lesen, er wolle es mich lehren und las mir vor. Jetzt verstand ich erst, was er gemeint hatte, und mußte mir nun den unangenehmen Unterricht wohl gefallen lassen, der mich aber sehr bald dahin brachte, gut und später sehr gut vorzulesen. M. führte mich nun in mehrere ihm befreundete Häuser ein, wo es mir aber gar nicht gefiel. Sie gehörten alle zu den vornehmeren und erschienen mir unerträglich steif. Zu einer Familie mußte ich besonders oft hingehn, und M. hätte es bald sehr bedauern müssen, mich dort eingeführt zu haben, da einer der Söhne, mit welchem ich mich zufällig allein im Zimmer befand, so zudringlich ward, daß nur mein lautes Geschrei mich rettete.

Die Zeit, die zu meiner Hochzeit bestimmt war, näherte sich; meine Schwester Hanne und ich nähten emsig an meiner Ausstattung. Die Wirtschaft war auch größer geworden, denn meine Mutter hatte Zwillinge geboren. Meine Mutter zankte fortwährend mit

mir, und nur die Abende waren gegen die Zeit der Hochzeit angenehm, wo mehrere junge Leute, M.s Freunde, kamen und viel gescherzt und gelacht wurde. Unangenehmes fehlte aber auch nicht. M. und mein Vater hatten oft harte Gespräche über einige Artikel des Ehekontrakts, und das war mir sehr schmerzlich; doch war das nur sehr vorübergehend in mir, denn alle die schönen neuen Kleider und der Putz, der vor mir ausgebreitet lag, und die nahe Aussicht zur Freiheit erfüllten mich mit jugendlichem Entzücken.

Der Hochzeitstag erschien endlich, und obschon viele, viele Jahre seitdem verstrichen sind, so ist mir der Morgen und der ganze Tag fast in jedem Moment erinnerlich. Mit unbeschreiblicher Wehmut erwachte ich, der Gedanke, meinen Vater zu verlassen, tat mir unendlich weh, und unter tausend Tränen ließ ich mir das Brautkleid anziehen, das von weißem Atlas war, mit roten Rosen besetzt. — Der Bräutigam kam, und die Gäste versammelten sich; kurz vor der Trauung suchte ich meinen Vater allein zu sprechen; ich bat ihn mit heißen Tränen, mir in diesem Augenblick der Trennung alles zu verzeihen, wodurch ich ihn je gekränkt und geärgert hätte, und mir seinen Segen zu geben. Er tat es, umarmte mich mit Tränen und sagte: „Kind, brich mir das Herz nicht!“ Bis zu meinem letzten Atemzuge werden diese Worte mir unvergeßlich bleiben. Sein Segen ist von Gott erhört worden, denn ich ging einem schönen, reichen Leben entgegen.

Es war 1. Oktober des Jahres 1779*), glaubte ich.

*) Richtig der 1. Dezember dieses Jahres.

Es lag hoher Schnee auf dem Hofe, auf welchem der Baldachin stand, unter welchem ich, nach jüdischem Gebrauche, getraut ward. Mehrere Vornehme, die H. kannten, waren gegenwärtig. Ein Mittagsmahl, das bis spät am Abend dauerte, beschloß den Tag. H.s Freund F. *) und seine Frau begleiteten das neue Ehepaar nach Hause.

Die ersten drei Jahre nach meiner Heirat.

H.s Friseur war der erste Mensch, der die fünfzehnjährige Frau am Morgen nach der Hochzeit sah. Wie viele Jahre auch seitdem verstrichen sind, so weiß ich doch noch, wo ich saß, und wie ich in einen, nach damaliger Mode, reizenden Morgenanzug gekleidet und wie stolz ich auf meine neue Würde als Hausfrau war, da der alte Friseur ins Zimmer trat. Eine Köchin, die gleich am Morgen meine Befehle zum Mittagessen einholte, und eine alte, etwas betrunkene Frau, die H. schon früher in seinem Dienste hatte, machten meinen Hausstand. Den Abend war Ball im Hause meiner Eltern. Ich zog mich an, ich gefiel mir nicht, änderte und änderte am Putz, und ich gefiel mir nicht besser. Die Ursache war, weil, nach jüdischem Gebrauch, ich mein Haar als Frau völlig verbergen mußte und das Kopfzeug, mit Perlen und Blumen geziert, mir nicht gut stand. Ich kam etwas später als einige Gäste, und meine Mutter empfing mich mit

*) Fränkel?

Unwillen und schalt, daß hie und da etwas von meinem Haar unter dem Kopfzeug hervorsah; wie bald war das aber vergessen, als mein geliebter Vater mich zu einem Menuett aufforderte und den Ball mit mir eröffnete! H. tanzte nicht. Mein Vater war schon in den sechziger Jahren und tanzte noch mit vieler Anmut und Festigkeit, daß er die Bewunderung der zahlreichen Gesellschaft vermehrte; mir ist wenig mehr von dem Abend erinnerlich, als daß ich Langweile hatte und froh war, als ich das Fest geendigt sah. Die nächsten Tage vergingen mit Besuchemachen und -empfangen; das eigentliche neue Leben fing erst einige Wochen später an. Alle jungen Leute, die mein väterliches Haus besuchten, und die meistens Studenten waren, kamen nun auch zu mir, und nicht einer war unter ihnen, den ich besonders interessiert hätte; ich fand auch keinen unter ihnen interessanter als den andern. Heiter und unbefangen ging ich mit ihnen um, und mein Mann sah sie gerne in seinem Hause. Meine Mutter besuchte mich und war meistens mit allem unzufrieden, was sie mich tun sah; ach, sie hatte wohl gewiß recht. Mein Vater kam seltener; es war aber immer ein Fest, wenn er kam. Freitag mittag aßen gewöhnlich einige jener jungen Leute und meine Mutter bei uns. Wir waren oft im elterlichen Hause, wo H. spielte und ich mich langweilte.

Dorothea, die Tochter jenes bedeutenden Mannes *), Gespielin meiner Kindheit, war ein Jahr früher als

---

*) Dorothea Veit, Tochter Moses Mendelssohns.

ich verheiratet worden, und wir hatten uns seitdem fast gar nicht gesehen; wenige Tage nach meiner Hochzeit begegnete ich ihr auf der Straße, wir sprachen viel in wenigen Augenblicken; sie war nicht glücklich, denn ihr guter, weiser Vater hatte sie, wenn auch nicht gerade gezwungen, doch beredet, den Mann zu heiraten, den sie nicht lieben konnte. Der Vater meinte, daß die Tochter den Mann so erkennen würde, wie er es getan; wie sollte aber das siebzehnjährige, lebendige, mit glühender Einbildungskraft begabte Mädchen, gebildet von einem solchen Vater, erzogen in einem Hause, das von den vornehmsten wie von ausgezeichnetsten Leuten besucht ward, wie konnte ein solches Mädchen wohl einen Mann lieben, der unansehnlich an Gestalt und Gesicht, mit jüdischen Manieren, damals von noch begrenzter Bildung war? Die gründliche Moralität, die wahrhaft edlen Gesinnungen, die christlichen Tugenden, zu welchen große Anlagen in ihm waren, und das alles sich später in einem hohen Grade ausbildete, das sah der weise Vater wohl, die Tochter konnte es aber nicht, und ihr junges Leben ward in seiner Blüte geknickt.

Ich war glücklich, liebte mit der fünfzehnjährigen Liebe einen dreißigjährigen Mann. Ich hatte viele Romane gelesen und sie in mich aufgenommen. Herz lachte mich aus, wenn ich schwärmte; tanzte ich um ihn her, hing ich mich an seinen Hals, wies er mich zur Vernunft. Dorothea und ich sahen uns nun fast täglich, und konnten wir uns nicht sehn, so schrieben wir einander. H. war Arzt in ihres Vaters Hause, unsere

Männer waren gute Freunde, und sahn wir uns nicht öfter, als es geschah, so lag es an der Verschiedenheit unseres Umganges. H. ward mehr und mehr als guter Arzt bekannt und las philosophische Collegia. Dadurch kamen viele und bedeutende Leute in unser Haus, die auch zuweilen zu Abendmahlzeiten eingeladen wurden, doch meistens nur Männer. So jung und unwissend ich auch war, unterhielten sie sich doch viel mit mir, weil sie mir und auch wohl sich selbst einbildeten, ich sei klug, weil ich hübsch war; doch waren diese Gespräche nicht ohne Nutzen für mich, denn es waren größtenteils gescheite Leute, die sie führten, und konnten sie auch nicht immer mit mir sprechen, so sprachen sie doch zu mir.

Mein Hang zum Lesen wuchs, und ich konnte ihn jetzt ungestört befriedigen. Das erste Buch, das ich ganz eigentlich unter Leitung meines Mannes las, war Eulers Brief an eine deutsche Prinzessin.*) War H. schon zu sehr beschäftigt, um mich eigentlich unterrichten zu können, so konnte er mir doch manches erklären, was ich nicht verstand. Was ihn damals neben seiner Praxis beschäftigte, war die Übersetzung einer kleinen englischen Broschüre. Ich sah oft in das Buch hinein, mit dem Wunsche, es zu verstehen; er ward bald befriedigt, indem mein Mann mir einen alten Schottländer zum Lehrer annahm. Ich machte schnelle Fortschritte, die aber unterbrochen wurden, indem ich

---

*) L. Euler, Briefe an eine deutsche Prinzessin über Physik 1773—84.

den Lehrer abschaffen mußte, weil — er sich in mich verliebte. Nun sollte ein anderer angenommen werden, dazu kam es aber nicht so bald, weil H. in eine gefährliche Krankheit fiel. Er mußte wohl ganz zu Anfang derselben das Gefühl davon haben, denn als der Staatsrat Rose ihm das Honorar für die Vorlesungen, die er gerade in dem Winter hielt, geben wollte, wollte er es nicht annehmen, sagend, daß er vielleicht sterben würde. Dies war meine erste wahre Leidenszeit. Ich war noch kein volles Jahr verheiratet und liebte meinen Mann mit der ganzen Liebe eines noch nicht sechzehnjährigen weiblichen Wesens. War diese Liebe schon mehr in mich gelegt als in mir entstanden, so kannte und ahnte ich doch nichts anderes und Schöneres. Siebzehn Tage und Nächte kam ich nicht aus meinen Kleidern. In den ersten Tagen der Krankheit pflegte und wartete ich den lieben Kranken allein, am achten Tage saß ich auf seinem Bette, da sagte er mir, daß er mir etwas, das ihn sehr quäle, vertrauen wolle, und er erzählte mir eine ganz gräßliche Geschichte von einem uns befreundeten Hause, die sich am Tage vor seiner Krankheit daselbst zugetragen hätte, mich bittend, einen Verwandten desselben rufen zu lassen, weil er ihn notwendig sprechen müsse. Ich tat, wie er wollte, der Mann kam, H. sprach ihn, jener Geschichte aber erwähnte er nicht, und am Abend zeigte es sich, daß diese im genauesten Zusammenhange erzählte Geschichte das Werk einer krankhaften Phantasie war, die nun durch steigendes Fieber immer mehr zerrüttet ward und eine so traurige

Richtung für mich nahm, daß ich auf das Verlangen des trefflichen Selle, der Herz' Arzt und Freund war, das Krankenzimmer meiden mußte. Nie hatte H. die kleinste Spur von Eifersucht geäußert, obschon viele jüngere und ältere Männer in unser Haus kamen; plötzlich aber zeigte sie sich in einem so hohen Grade, daß er mich gar nicht mehr sehn wollte, weil ich, wie er sagte, mit all den jungen Leuten, die ihn bewachten und pflegten, in einem schlechten Verhältnis wäre. Ich war völlig ruhig bei dieser Beschuldigung, da ich das volle Bewußtsein meiner Unschuld hatte und überzeugt war, daß ein solcher Gedanke nur die Ausgeburt eines kranken Gehirns bei H. sein konnte. Als einzige mögliche Ursache konnte ich mir nur denken, daß die jungen Leute und ich, die fast noch Kind war, über die wunderliche, oft komische Phantasie lachten, die H. hatte. Die Entfernung vom Krankenbette tat mir indes sehr weh, und ich saß still hinter einem Schirm, auf die kleinste Bewegung des Kranken lauschend.

Am zwölften Tag der Krankheit, die sich als ein heftiges hitziges Fieber entschieden hatte, verging H. plötzlich die Sprache, und die Ärzte glaubten seinen Tod nahe. Wie mir ward, als ich von einem derselben zu hören glaubte: „er stirbt," kann ich nicht sagen; ich weiß nur, daß ich ins Nebenzimmer lief, dort fast ohne Bewußtsein, im Kreise umhergehend, fortwährend die Worte wiederholte: „Ich bin noch so jung." Dann bat ich, mir ein Werkzeug zu geben, mit welchem ich mich töten könnte. — Später erfuhr ich, daß ich das Fenster aufgerissen hatte, um mich hinauszustürzen.

Die augenblickliche Gefahr ging vorüber, und in der Freude meines Herzens das Verbot vergessend trat ich ans Bett, legte mich liebkosend über den Kranken und fragte ihn: „Ist dir besser?“ „Besser?“ war seine Antwort, „ich war ja fast schon tot, aber geh nur, geh!“ In so schmerzlichem Zustande verbrachte ich noch mehrere Tage. Am vierzehnten Tage der Krankheit war endlich den Ärzten alle Hoffnung geschwunden, die Nacht sollte entscheidend sein, und wirklich erreichte die Krankheit in derselben den höchsten Grad. Ein Unbesonnener unter den Wächtern lief zu meinem alten Vater, ihm die äußerste Lebensgefahr seines Schwiegersohnes zu verkünden, und der Schrecken lähmte ihm die Zunge augenblicklich. Meine gute Mutter, die mein Haus nur nachts verließ, zitterte nun für des geliebten Gatten Leben. Nach einigen Stunden wich die Gefahr nach vielen angewandten Mitteln wieder, und H. erholte sich ein wenig. Ich wand mich in meinem Schmerz, als mir die bessere Nachricht gebracht ward, und mein erster Gedanke war, daß sie sogleich meinem Vater mitgeteilt werde. Der Bote fand den lieben, frommen Mann mit Andacht und Inbrunst zu Gott beten; Gedanken nur konnte er zu seinem Schöpfer senden, denn noch war seine Zunge gebunden. Als er aber die freudige Botschaft vernahm, ward sie ihm im Augenblick gelöst; ein „Gottlob“ kam von seinen Lippen, wie wohl nie ein frömmeres von heiligen Lippen gekommen war. Die Ärzte hofften indes wenig für H. von dieser augenblicklichen Besserung und sagten, daß allein ein ruhiger

Schlaf, den er die ganzen sechzehn Tage der Krankheit nicht genossen hatte, ihn vielleicht retten könnte. Seit mehreren Tagen schon hatte er gesagt im fortwährenden Delirio, daß er gern schlafen möchte, es aber in diesem fremden Hause und fremden Zimmer nicht könne; wenn man ihn aber aus diesem Lazarett heraus nach Hause und in das Zimmer bringen würde, wo die Bilder von Leibniz, Euler, Lessing usw. hingen (unser Putzzimmer meinte er; sein Bett stand in seinem Studierzimmer, weil die Schlafkammer zu klein war), dann würde er schlafen. Die Kälte war sehr heftig, und die Ärzte wollten eine Ortsveränderung nach einem nicht durchheizten Zimmer nicht zugeben. Meine Mutter drang darauf, daß es geschehe, und am siebzehnten Tage der Krankheit, wo die Ärzte den Kranken völlig aufgegeben hatten, erlaubten sie es, da nichts mehr zu verlieren wäre. Das Zimmer war auf Befehl meiner Mutter schon den Tag zuvor geheizt worden, es war durchwärmt, und der Kranke wurde gegen Mittag in seinem Bette hineingetragen. Fast in demselben Augenblick fiel er in einen ruhigen, sanften Schlaf, der sechs Stunden dauerte, während welchen wir in ängstlicher, gespannter Erwartung waren, weil Selle gesagt hatte, daß es ungewiß sei, ob der jetzt gut scheinende Schlaf nicht Todesschlaf würde. Er erwachte, und die Krankheit war gebrochen. Schwämme von der Lippe bis tief in den Schlund waren die Krise. War das volle Bewußtsein schon zurückgekehrt, so war der Grad der Schwäche doch so groß, daß er auch keinen Finger bewegen konnte; seine ganze Kraft ver-

glich er mit der einer Mücke. Von meiner, meiner Eltern und der Umgebung Freude über die plötzliche Gewißheit der Genesung schweige ich. Die Rekonvaleszenz ging anfangs langsam wegen der Schwämme, welche der treffliche Voitus *), der Mitarzt war, behandelte; als diese aber vorüber waren, nahmen die Kräfte sehr schnell zu. H. war sehr vergnügt, denn sehr bald war er überzeugt, daß alles, was ihn im Delirio gequält hatte, Eifersucht, Entfernung vom eigenen Hause, Unfälle, die Freunde betroffen hatten, usw. Erzeugnisse seines kranken Gehirns war. Die große Teilnahme, die Freunde und Bekannte ihm bewiesen, die Treue der jungen Leute, die fast alle angehende Ärzte waren, worunter einer ein Bruder meiner Mutter **) war — ein lieber Mann, der jetzt (1824) 79 Jahre alt, Arzt in der Provinz ist —, die jetzt teils tot, teils in der weiten Welt zerstreut sind. Die Heiterkeit kehrte nun in H. und die Lustigkeit, ja, Ausgelassenheit in mir wieder, das Andenken an alle Phantasien, die H. hatte, hielt er nur noch in psychologischer Rücksicht fest und beschrieb die ganze Krankheit in einem an einen nun auch schon heimgegangenen Freund gerichteten Brief, von welchem H. einen sehr interessanten Auszug in Moritz' ***) Erfahrungsseelenkunde gegeben.

Das frühere Leben war nun wieder begonnen. H.

---

*) Joh. Chr. Ferd. Voitus, Oberwundarzt an der Charité.

**) Charleville.

***) K. Ph. Moritz, Magazin zur Erfahrungsseelenkunde, I, 2. 1783. S. 44—73.

ging seinen Geschäften nach, die anfingen zuzunehmen; ich nähte, las, wusch, scheuerte und ging aus; das letzte indes selten; meine neuen Bekanntschaften waren noch eingeschränkt, und von den alten war mir fast keine geblieben. Ich wuchs und blühte immer mehr und mehr empor, vernachlässigte meinen Anzug und meinen Körper aber auf unerhörte Weise, so auch meinen kleinen Hausstand. Die Unordnung und Unreinlichkeit, welche mit so großem Rechte den Unwillen und Zorn meiner Mutter auf mich zogen, ehe ich verheiratet war, hatte ich mit in das neue Leben genommen, und mein Mann tadelte mich sehr ernstlich darüber, besonders dann, wenn seine Wäsche zerrissen war, die ich ihm meist aus irgendeinem Winkel des Hauses hervorgeholt hatte. Er ließ mich dann zu sich rufen und machte mir gerechte Vorwürfe darüber. Da es nicht half, ward er ernstlich böse; obschon ich erschrak, wenn er mich während seines Anziehens nach seinem Zimmer kommen ließ, so half es doch noch immer nichts, und sonderbar ist es, daß, als ich in späterer Zeit fast zum andern Extrem übergegangen war, ich noch immer, heftig sogar, erschrak, wenn er mich während seines Anziehens rufen ließ. Meiner Eitelkeit ward auch sattsam nach H.s Krankheit gefrönt. Es kam nämlich ein russischer General nach Berlin, der eine sehr schöne Zirkassierin geheiratet hatte; er wohnte in einem der ersten Gasthöfe, wo auch vornehme Polinnen wohnten, bei welchen H. Arzt war. Sie hatten mich gesehn und schöner als jene schöne Zirkassierin gefunden, wollten den Gemahl derselben

davon überführen, daß sie recht hätten, und ohne daß ich etwas davon wußte, ward ein Frühstück in ihren Zimmern angeordnet, wo ich gesehen werden sollte. Wer den Sieg davontrug, weiß ich nicht mehr, ich kann aber versichern, daß, wenn ich der phrygische königliche Hirtenknabe gewesen wäre, die Zirkassierin den goldenen Apfel bekommen hätte. Ich sehe sie noch in ihrer Schönheit vor mir, im leichten weißen Morgengewand von dünnem, schön sich faltenden Zeuge und dem schwarzen, langen, fliegenden, sich wellenden Haar; die anmutigste Gestalt, die zierlichsten Bewegungen, und alles, was sie sagte, war kindlich und naiv; sie mochte ein paar Jahre älter gewesen sein als ich. Meine Kleidung war besser, konnte mir aber nicht stehn, denn ich hatte eine tiefe Haube auf, weil ich mein Haar verbergen mußte, und wenn unordentlicher Anzug und selbst Unlust an Pflege des eigenen Körpers weder zu verteidigen noch zu entschuldigen ist, so dürfte das Mißfallen an mir selbst, eben durch den gesetzlichen Kopfputz, doch die Hauptursache davon gewesen sein.

Dorothea sah ich sehr oft, öfter aber noch ein junges Mädchen aus meiner nahen Nachbarschaft, die ich sehr liebgewonnen hatte, Marianne Sch., und Reil, der um diese Zeit als Student in Berlin war und durch Herz' Freund in Halle, Goldhagen, empfohlen worden. Er gab sich bei uns in die Kost, und sein Geist, seine Kenntnisse und Tüchtigkeit machten ihn H. und meinem Oheim sehr lieb. Das Mädchen und ich waren von gleichem Alter und meinten beide, daß noch große

Dinge mit uns vorgehn müßten, denn so ruhig, wie unser Leben damals war, dürfe es nicht verfließen. Leider war das ihre nur kurz; sie kam mit einem jungen Manne in ein Verhältnis, das ihr Ehre und Leben nahm; sie verließ heimlich ihr väterliches Haus und starb bald darauf im Wochenbett, doch geschah das erst zu Ende des Sommers, und den vorhergegangenen Winter sah ich sie täglich, besonders während einer Maserkrankheit, die ich durchmachte, wo ich das Bett hüten und fast niemanden sehen durfte. Kurz vor meiner Krankheit hatte ich eine junge, sehr liebenswürdige Frau kennen gelernt. Sie war aus Prag, wo sie sich, sich von einer unglücklichen Ehe losmachend, in ein Kloster geflüchtet hatte. Ihr Vater, ein frommer, im Gesetz lebender Jude, entführte sie daraus, obschon sie bereits, auf Zu- und Bereden der Klosterfrauen, katholische Christin geworden war. Der Vater ließ sie in Berlin zurück, wir gewannen uns lieb und sahen uns oft; sie ward später Gattin eines trefflichen Künstlers.*) Auch wurden ihre Söhne, wovon der älteste nur zu früh starb, wackere Künstler.

Diese Frau sah ich oft, und mein Krankenzimmer war belebt durch sie und die andern Genannten. Ich genas bald und ward schöner und blühender. Meine Eitelkeit bekam auch Gelegenheit, sich zu freuen, weil um diese Zeit den jüdischen Frauen gleichsam die Erlaubnis gegeben ward, wenn auch nicht ihr eigenes,

---

*) Marianne Schadow, geb. Devidels, Tochter eines Hofjuweliers in Wien.

doch falsches Haar tragen zu dürfen, und da meine Eltern nichts dagegen hatten, wurde eine Perücke angefertigt, die mir sehr gut stand, doch ward sie bald beiseitegelegt, und das eigene, rabenschwarze, glänzende Haar ersetzte sie. Ich lebte fröhlich und fleißig. Unser kleines Haus war viel besucht, und wir besuchten viele Häuser, unter andern auch das jener Freunde, von denen H. in seiner Fieberphantasie mir die schreckliche Geschichte erzählt hatte. Dieses Haus war sehr elegant und gewaltig nach Vornehmheit strebend. Dorthin wurden wir oft eingeladen. Die Männer spielten, und die Frau und ich gingen, war es Sommer, wohl in den am Hause stoßenden Garten. So geschah es eines Abends, daß wir in den Garten kamen und zwei Herren darin fanden, die mir völlig unbekannt waren. Madame C.*) nannte sie mir beide; der ältere war der englische Gesandte: ein schöner Mann, der jüngere Offizier und zur Gesandtschaft gehörig, beide Bewohner des Hauses; der letztere gab mir den Arm, und wir gingen im nicht sehr großen Garten spazieren, als die C., eine Klingel hörend, sagte, sie müsse fort; ihr Führer begleitete sie; sie waren so schnell verschwunden, daß ich mich schon mit dem meinigen allein sah, ehe ich mich noch von seinem Arm losmachen konnte. Mir ward gleichsam unheimlich zumute, und ich gab den Bitten des hübschen jungen Mannes, länger im Garten zu bleiben, nicht nach, sondern eilte ins Haus zurück. Da wir diese sogenannten Freunde oft be-

---

*) Cohen?

suchten, so konnte E.*) (der Name des jungen Mannes) mich auch oft sehn, wozu auch die englische Kammerjungfer, wahrscheinlich auf Geheiß ihrer Herrin, Gelegenheiten veranstaltete, die ich, wäre ich älter als sechzehn Jahre gewesen, wohl nicht benutzt und in ihrem rechten Lichte erkannt hätte. Nun aber ließ ich mir's gefallen, mir, wenn ich E. wie zufällig antraf, was nicht selten geschah, Schmeicheleien von ihm vorsagen zu lassen; auch dauerte es nicht lange, so kam er zu uns ins Haus, er war sehr klug und wußte H. zu gewinnen, mit dem er Französisch sprach. Deutsch wußte er nicht, und sehr oft kam er schon morgens um 9 Uhr und blieb bis Mittag um 2 Uhr. Wir lasen, und er erklärte mir in zarten Worten seine Liebe, die ich zwar nicht eigentlich erwiderte, die mich aber doch nicht ruhig ließ. Ich kann mit der größten Wahrheit sagen, daß ich ihm auch nicht die geringste Gunstbezeigung gewährte, denn kaum erlaubte ich ihm, mir die Hand zu küssen, dennoch aber fühlte ich mich nicht ganz gleichgültig gegen ihn, wenn er vor mir auf den Knien lag und mit feuchten Augen um einen Kuß bat, und wenn ich an H. dachte, weinte ich über mein Vergehen gegen ihn, das nur in ganz vorübergehenden Gefühlen und Gedanken bestand. Wie oft bat ich H. nicht, daß er, wenn E. am Morgen käme, ihn nicht annehmen möchte, damit er dann nicht so viel Stunden bei mir sein könne! H. meinte aber, was er mir denn täte, ich könne ihn ja dasitzen lassen und immer

---

*) Ewart, der spätere englische Gesandte in Berlin.

arbeiten. Welche Sicherheit! E. kam nun zu allen Tageszeiten, vernachlässigte die Kreise, in welchen er sonst gelebt, wozu auch die Höfe gehörten, und war immer da, wo ich war; konnte er es irgend möglich machen, so ließ er sich — ich weiß nicht, durch wen — auch bei Moses Mendelssohn einführen, den wir oft besuchten. Da er sah, daß er durch Feinheit seinen Zweck, der mir endlich nicht mehr verborgen bleiben konnte, nicht erreichen würde, wurde er zudringlich, und das rettete meine Seele. Sie wandte sich ab von ihm, und er ward jedesmal von meiner Tür abgewiesen, wenn ich allein war.

Eines Sonnabends Mittag kam ich von meinen Eltern nach Hause und fand ihn an meiner Türe, die mir eben geöffnet ward; ich mußte ihn jetzt schon des Dienstmädchens halber hereinlassen. Kaum waren wir im Zimmer, so beschwor er mich, ihm eine Zeit zu bestimmen, in welcher er mich allein und ungestört sehn könne: er kniete vor mir nieder und schwur, daß er nicht eher aufstehn würde, bis ich ihm eine Stunde genannt hätte. Ich hörte klingeln, hörte Tritte — beschwor ihn aufzustehn — umsonst — man näherte sich der Türe, — er sagte, daß es ihm gleich wäre, wer käme, es sei mein Mann oder ein Fremder — man war an der Türe, und ich nannte ihm 9 Uhr am andern Morgen mit dem Gedanken, dann nicht mehr zu Hause zu sein. Ich war ruhig, und war E. schon der erste Mann, der meine Brust auf eine Weise bewegte wie kein anderer, so war es doch in sehr geringem Grade, und es durfte mehr der hübsche englische Offi-

zier sein als der Mensch in ihm. Am Abend desselben Tages, den ich außer dem Hause zugebracht hatte, sagte mir mein Mädchen beim Auskleiden, daß E. mehrere Male dagewesen wäre, und daß er ihr einen Brief für mich gegeben; ich nahm ihn ihr ab, erbrach ihn nicht, schlief ruhig und eilte am andern Morgen vor 9 Uhr mit dem Briefe zu meiner Freundin, der ich näherkam, da ihr nachheriger Gatte, mit dem sie in einem Hause wohnte, meine Büste machte*), Marianne, sie um ihren Rat bittend. Ich wollte nämlich den Brief nicht erbrechen, sondern ihn entweder unerbrochen zurückschicken oder ihn meinem Manne geben; gegen das letztere war sie entschieden, und ihre Neugier, vielleicht auch die meinige machte, daß wir den Brief erbrachen: sein Inhalt läßt sich leicht erraten; er war in englischer Sprache geschrieben, teils in Versen, teils in Prosa, voll der glühendsten Leidenschaft. Ich ward fest und fester, den Brief meinem Manne zu zeigen und dann zu tun, was er mir sagen würde. Der Umgang mit E. hatte mir eine ziemliche Fertigkeit im Verstehen des Englischen gegeben, wir lasen viel miteinander, und daher ist es kein Wunder, daß ich mehr wußte als H. Ich mußte ihm daher fast den Brief wörtlich übersetzen, er blieb ruhig und sagte, ich möchte ihm alle Bücher, deren er mir viele geliehen hatte, zurückschicken und ihm folgende Worte dabei schreiben: Sachez que la comédie est finie et que vous ne trouverez jamais plus ni moi

*) Schadow.

ni mon mari à la maison. Es kostete mich keinen Kampf, dies zu tun, mir war ganz leicht dabei, und meine Heiterkeit war auf keine Weise gefährdet. Daß die Bekanntschaft E.s im C.schen*) Hause gemacht war, wußte H. Die Gelegenheit, ihn zu sehn, aber, die mir gemacht wurde, verschwieg ich ihm, was freilich nicht recht war; aber — so jung, so schön — man verzeihe mir's. Mehrere Wochen verstrichen, ohne daß ich E. sah, es geschah einmal — wahrscheinlich veranstaltet —, und er sagte mir, daß man ihn auf unerhörte Weise in Hinsicht meiner hintergangen habe, daß man ihm gesagt (und zwar ließ er es mich durchsehn, daß es jene eben genannten Freunde gewesen wären), daß es ihm leicht werden würde, was er nun als unmöglich erkenne, daß ich ihm doch nur wieder erlauben möchte, zu mir zu kommen. Ich glaubte ihm, was er sagte, da ich der C. nie recht getraut hatte, sprach mit H., sagte ihm alles, und da er Ursache hatte, E.s zu schonen, so ließ er geschehn, daß E. wiederkam.

Er war nun ganz anders in seinem Betragen, ich bin aber weit entfernt, zu glauben, daß diese Änderung aus dem Grunde entstand, glaube vielmehr, daß er kälter ward durch eine neue Verbindung mit einer Hofdame der Königin, die später seine Gattin ward; seine Besuche wurden immer seltener und hörten endlich ganz auf; ich blieb ruhig, und als ich ihn nach Jahren einmal wiedersah, ward ich wohl einen Augenblick be-

*) Cohenschen.

wegt, blieb aber ruhig. Mehrere Jahre nachher ward er Gesandter am hiesigen Hofe, und ich sah ihn höchst selten, doch erinnere ich mich, daß ich, als ich ihn zum ersten Male nach langer Zeit sah, erschrak und Herzklopfen bekam. So endigte die erste Begebenheit dieser Art, und ich danke noch heute Gott, daß sie mich nicht ins Verderben gestürzt hat. Seine Hand allein konnte mich dagegen schützen, und er hat sie über mich gehalten. Dorothea wußte auch einen Teil der Geschichte; auch sie war unbefangen und unschuldig wie ich; mehr und mehr um alles wußte Marianne, die ich öfter sah, weil ihr Freund und nachheriger Gatte meine Büste in seinem Hause machte, in welchem sie wohnte, und sie gewöhnlich den Sitzungen beiwohnte. Sah ich nun schon D. seltener, so war sie meinem Herzen dennoch näher; auch verstand sie mich oder vielmehr meine Unschuld besser, weil sie selbst unschuldig war. Vor meiner Bekanntschaft mit E. hatte ich nie an die Möglichkeit gedacht, daß eine verheiratete Frau von einem anderen als von ihrem Manne geliebt werden oder einen andern als ihn lieben könnte. Wie durch einen allmählichen Zauber ward mir langsam ein Vorhang weggezogen, hinter welchem ich eine neue große Welt erblickte und fühlte.

Oft sagte ich das zu Dorothea, die ich jede Woche einmal sah, wozu eine in ihrem Hause eingerichtete Lesegesellschaft Gelegenheit gab. H., Friedländer, Moritz, D., ihre Schwester M. und ich waren die Leser; gewöhnlich wurden dramatische Sachen gelesen und, ich darf sagen, sehr gut gelesen, und unter den Zu-

hörern war Mendelssohn das hellste Licht. Wir Frauen waren sehr glücklich, wenn er unser Vorlesen rühmte. Wie schlichen wir nicht umher, um ein freundliches Wort darüber von ihm zu hören! Er war so gut und mild in seiner Klugheit, und tadelte er mich zuweilen, was gewöhnlich nur dann geschah, wenn ich über leichten Scherz empfindlich war, dann sagte er wohl: „Sie sollen das doch vertragen können.“ Dieser Mann lebte streng nach den mosaischen Gesetzen, und die Leute glaubten den innigen Freund Lessings zu aufgeklärt und vernünftig, als daß es ihm Ernst sein könnte, sie glaubten, daß er den Zweck habe, seine Nation aufzuklären, und fürchtend, daß er ihr Zutrauen verlieren würde, wenn er sich von ihren Gebräuchen entferne, halte er sie. Ich bin anderer Meinung über ihn, und die Duldung und Nachsicht, mit welcher er alle die ertrug, welche Freidenker waren, bewies mir, daß ich nicht irre, wenn ich aus Überzeugung sage, daß der weise, milde Mann Gott im Herzen hatte und den Weg zu ihm durch das Judentum hoffte. Ohne Stab und Stütze zu ihm gelangen zu können, glaubte er nicht; im Judentum erzogen, das Christentum nicht kennend, lebte er in ersterem fort und hielt darauf, daß sein Haus in gleichem Sinne geführt und so auch seine Kinder unterrichtet wurden. Freilich blieben diese in so aufgeklärten Zeiten, wie die waren, in welchen Mendelssohn lebte, nicht lange innerlich Juden, und die Freunde des Hauses, auch sogenannte aufgeklärte Juden und Christen, d. h. eigentliche Deisten, trugen nicht eben dazu bei, einen besseren Sinn in die Kinder

zu bringen, da die Freunde alle der Meinung waren, daß es dem Vater mit dem Judentum nicht Ernst sei.

Ohne noch zum Bewußtsein gekommen zu sein, war der Umgang mit diesem Hause wohl von sehr gutem Einfluß auf mich, und der treffliche Mendelssohn trug meine jugendliche, wahrhaft ausgelassene Lustigkeit mit großer Nachsicht.

Ich fahre nun fort in der Erzählung meiner früheren Lebenszeit. Bald nach der glücklich vorübergegangenen Zeit, in der ich E. sah, verließen wir die Wohnung und bezogen eine größere, ganz in der Nähe von Freunden*), deren älteste Tochter, um einige Jahre Jahre jünger als ich, ein sehr ausgezeichnetes Wesen war; wir wurden bald näher befreundet und sahen uns oft. Der Vater, der Juwelenhändler war, bezog die Leipziger Messe, und ich war außer mir vor Freuden, als er und seine Frau mir sagten, daß sie mich zur nächsten Ostermesse mitnehmen wollten. Es war die erste Reise, die ich machen sollte, und ich dachte still in mir, daß die Leute über Potsdam hinaus doch wohl anders aussähen als bis dahin, und mit Freude und Neugier trat ich die Reise an. Der Mann, die Frau und die Tochter waren meine Reisegefährten. Der erstere hatte, wie es hieß, ein sehr schlechtes Leben geführt, soll unter einer Räuberbande gewesen und gebrandmarkt gewesen sein; er war ungemein klug, aber nicht gut, er hatte die wahre Lust an der Unlust; er war reich, sah viel Leute in seinem Hause, besonders

*) Levin, Vater Rahel Varnhagens.

aber Schauspieler. Die Frau war einfach und gut, dem Manne in jedem Sinne unterworfen. Die Tochter voll Verstand und Geist, obwohl noch sehr jung — ich war etwa siebzehn Jahre, sie vierzehn bis fünfzehn.*) Wir reisten mit Extrapost, kehrten daher immer in den Posthäusern ein, wo die bessere Gesellschaft war, und so geschah es auch in Belitz. Beim Hereintreten ins Gastzimmer fiel mir Gesicht und Gestalt eines Jünglings**) auf, der wohl zu den schönsten in allen Zeiten gehören dürfte. Ein ältlicher Mann war mit ihm, wir kamen allmählich ins Gespräch, und ich erfuhr, daß sie nach Berlin gingen, wo der Jüngling sich längere Zeit aufhalten würde. Als wir fortfuhren, stand er vor der Türe und nickte mir ein gar freundliches Lebewohl zu.

Mein Aufenthalt in Leipzig, der vier Wochen dauerte, gehört zu den angenehmsten Erinnerungen meiner Jugendzeit. Täglich des Vormittags auf Auerbachs Hof, den damaligen Sammelplatz der eleganten Welt, und des Abends ins Theater, und zwar in ein sehr gutes, es war nämlich eine italienische Buffotruppe, worunter vortreffliche Sänger und ein vorzüglicher Buffo waren, der mich so herzlich und fortwährend lachen machte, daß er es merkte, und wenn er zwischen den Kulissen stand, von wo er unsere Loge sehen konnte, so gestikulierte und mimisierte er mir etwas vor, was denn seine Wirkung nicht verfehlte. Nach dem Theater —

---

*) Rahel war erst 1771 geboren, also sieben Jahre jünger.

**) Karl La Roche, der Sohn von Sophie La Roche; vgl. Briefe Humboldts.

es war ein schönes Frühjahr — gingen wir gewöhnlich noch spazieren, und ein junger Engländer, dem ich im Theater aufgefallen war, folgte uns gewöhnlich, sowie einige andere junge Leute, die ich auch nicht kannte. Ich bin jetzt 65 Jahre alt, wir zählen 1829, und ich darf daher wohl von meiner damaligen, anerkannten Schönheit sprechen, von der auch keine kleinste Spur mehr sichtbar ist. Die dunklen, glänzenden Augen sind heller und matt geworden, das rabenschwarze Haar weiß, die weißen, perlenartigen Zähne schwarz und schadhaft, das schöne Oval des Gesichts mager und lang usw. *) — —

...... Mein Lehrer **) gab zu seinem Besten jährlich den Tod Jesu in der Nikolaikirche, und in diesem Jahre ging ich hin, weil er eben mein Lehrer war. Kaum hatte ich einen Sitz in einer Reihe mit der Kanzel genommen, als ich den Belitzer Jüngling erblickte; er stand angelehnt unter der Kanzel und sah mich mit unverwandtem Blicke an; daß meine Aufmerksamkeit jetzt mehr auf ihn als auf die Musik gerichtet war, läßt sich denken. Beim Hinausgehn aus der Kirche sah ich ihn an meiner Seite, er redete mich an, indem er mich fragte, ob ich mich wohl erinnere, ihn gesehn zu haben. „O ja," war meine Antwort, „Sie stehn auch in meinem Tagebuch." Das schien mir zuviel, und ich setzte schnell hinzu: „Es war

*) Hier fehlen zwei Blätter im Manuskript.

**) Joh. Georg Gottl. Lehmann, Organist an der Nikolaikirche, führte den Tod Jesu am 5. April 1781 auf.

meine erste Reise, und da habe ich alles, was ich sah, Mensch und nicht Mensch, bemerkt.“

Wenige Tage nach diesem Wiedersehn kam der Staatsrat Kunth zu uns und bat um die Erlaubnis, einen jungen Freund, den Sohn von Sophie La Roche, einführen zu dürfen. Das geschah denn nach wenigen Tagen, und ich war nicht wenig erstaunt, meinen Belitzer Jüngling in dem Eingeführten zu erblicken. Er kam oft, und wir wurden Freunde, ohne daß ich mich erinnere, daß irgendein leidenschaftliches Gefühl sich hineingemischt hätte. In der Nähe meiner Wohnung wurden Vorlesungen gehalten, denen Karl beiwohnte und einer seiner Freunde, und es ist mir wohl zu verzeihen — ich war fünfzehn Jahre alt —, wenn ich am Fenster war, wenn die Vorlesungen zu Ende waren, um K. vorbeigehn zu sehn. Nach einem Jahre verließ er Berlin. H. hielt mehrere Jahre hintereinander Vorlesungen über Experimentalphysik und mit vielem Beifall. Die Vorlesungen waren von vielen Vornehmen besucht und führten viele Fremde ins Haus. Die Instrumente waren vorzüglich gut, und manche Experimente, die wenig noch bekannt waren, zogen Neu- und Lerngierige herbei, so die Kinder unseres Königs und seine Brüder, doch von den ersten nur den damals fünfjährigen Kronprinzen. Der Ruf dieser Vorlesungen machte, daß man H. um mancherlei dahin Gehöriges um Rat frug, so auch um die damals erst aufkommenden Blitzableiter, und eines Tages kam der jetzige Geheimrat Kunth, dann der Hofmeister in einem vornehmen Hause, um H. wegen eines Blitzableiters,

der in Tegel errichtet werden sollte, um Rat zu fragen. Diese Angelegenheit führte ihn oft zu uns, und er brachte bald seine beiden Zöglinge Wilhelm und Alexander von Humboldt mit sich, sechzehn bis siebzehn Jahre alt, diese beiden in der Folge so höchst merkwürdig gewordenen Menschen. Schon sehr früh zeichneten sie sich durch Geist und Kenntnisse aus, sie waren lebendig, witzig, artig und sehr liebenswürdig, und ich sah sie sehr oft bei uns, und gewiß in jeder Woche einen Abend in einer Lesegesellschaft, die eingerichtet ward, und die aus den damals gescheitesten, ausgezeichnetsten Leuten bestand: Dohm, Engel, Klein, H. Zöllner und uns dazugehörigen Frauen. Kunth und die Humboldts waren auch dabei.

Im Sommer waren wir im Bauerschen Garten, im Winter auf dem Schloß. Wir jüngeren Leute spielten allerlei Spiele im Freien, zu denen sich indes auch oft die älteren gesellten, doch aber ward jedesmal gelesen, kleinere und größere Aufsätze, theatralische Sachen usw.; auch wir Frauen lasen, und weil ich schön war, fand man auch, daß ich schön las. Im Winter tanzten wir nach dem Abendessen, und Alex. H. lehrte mich das Menuett à la reine. So lebten wir ein ganzes Jahr auf hochvergnügliche Weise miteinander, von manchem geistigen Nutzen für alle. Der Eindruck, den ich auf Wilhelm gemacht, entging mir nicht, auch schrieben wir einander, ich ihm sehr ruhig, denn ich war es, er mir weniger so, doch wäre es nicht zur Leidenschaft in ihm gekommen, wäre ich zurückhaltender gewesen, so wie überhaupt weder irgendeine

Art von Verhältnis noch auch, was man den Hofmachen nennt, stattfinden kann, wenn die Frau nicht entweder darauf eingeht oder doch geschehn läßt, was sie nicht sollte geschehn lassen. Jede Frau hat es in ihrer Gewalt, den sich ihr nähernden Mann, auf wie feine, geistige Weise er es auch tue, von sich entfernt zu halten, denn sieht er, daß es ihr wahrer Ernst ist, daß er fernbleibe, so bleibt er es auch, und die entstehende Neigung oder auch Leidenschaft geht in sich selbst zurück, und hiermit habe ich mir mein Urteil gesprochen, denn meine Eitelkeit allein war schuld, daß so viele Männer aller Art und aller Stände mir den Hof machten und in heftiger Leidenschaft entbrannten.

Den 27. August 1829. — — Ich beschließe diese Zeilen hiermit, die ich weiter ausführen wollte; wozu das Leben mich durch den Umgang mit ausgezeichneten Menschen gemacht hat, dafür danke ich allein Gott. Eine lange Reihe von Jahren lebte ich mit allen den vorzüglichen Menschen Berlins in geselligem Verkehr; einige nur will ich nennen: früher mit Gentz, Brinckmann, Leuchsenring, Graf Bernstorff, Ancillon waren von einem kleinen Teekränzchen. [sic] Die beiden Humboldts, Dohm, Klein, Engel, Zöllner in jener obenbenannten Lesegesellschaft, die wie jenes Teekränzchen durch hinzukommende Fremde vergrößert wurde, wie das durch La Roche und C. Dohm geschah. Später entstand die Feßlersche Lesegesellschaft, woran Künstler und Staatsmänner, Gelehrte und Frauen teilnahmen. Mehrere von diesen kamen in unser Haus, so wie fast

jeder an Geist bedeutende Fremde es besuchte. Herz zog durch seinen Geist und als berühmter Arzt die Leute an sich, ich durch meine Schönheit und durch den Sinn, den ich für alles Wissenschaftliche hatte, denn es gab kaum eine, in der ich mich nicht einigermaßen umgesehen hätte, und einige betrieb ich ernstlich, so Physik und später mehrere Sprachen. Zu den früheren großen Gesellschaften gehört auch ein Kränzchen, das wir mit Nicolai, Klein, Görke und einigen andern hatten, wozu jeder im Hause eingeführte Fremde eingeladen wurde. Herzens großer Ruf als Arzt führte ihm viele Fremde zu, so wie seine ausgebreitete Praxis uns mit vielen Leuten in Verkehr brachte, da H.s Verstand und Witz ihn zu einem sehr angenehmen Gesellschafter machte. Er hatte es gern, wenn wir oft eingeladen waren, und er hatte fern von aller Eifersucht seine große . . . . . .*)

---

*) Mit diesen Worten endigt das Manuskript mitten auf einem angefangenen Blatte.

Dem Herrn
Doctor Markus Herz
und
Mademoiselle Jette Lemos
an
Ihrem Vermählungstage
gewidmet
von
G . . . . . . z.
Berlin, den 1. Dezember 1779. *)

Dies ist die holde, muntre Hebe! **)
Wer sah der Götter Abbild je,
So ganz im feinsten Reizgewebe
Und schöner noch als Pasithe?

Welch edler Zauber in den Zügen!
Wie Himmel in dem Auge blickt!
Den Gott der Donner zu besiegen,
Hätt's Ihr, der Juno gleich, geglückt!

Wie blühend Ihrer Wangen Rosen!
Wie schlank der Wuchs! welch edler Gang!
Wie unschuld-liebevoll ihr Kosen!
Die Stimme, welcher Silberklang!

Ihr angenehmes frohes Scherzen,
Ihr aufgeklärtester Verstand;

*) Original in der Königlichen Bibliothek in Berlin. Das Carmen ist mit einer eigenen Melodie versehen. Gedruckt bey George Ludewig Winters Wittwe.

**) Mdlle Lemos ist von der Therbuschin als Hebe gemalt.

Das Minniglich' in ihrem Herzen;
In Ihr — der Schöpfung — Meisterhand! —

Und wie bei trübsalsvollen Scenen
Empfindsam Ihr die Zähre rollt!
Wie mitleidsvoll, ohn' es zu wähnen,
Sie Nothbedürft'gen freudig zollt!

So ist sie, meines Freundes Jettchen,
Und so vollkommen mußt' sie seyn!
Ein anmuthreiches, sanftes Mädchen,
Das Lohn für Kummer kann verleihn!

Dies Mädchen lohnet den Verehrer
Erhabener Philosophie,
Ihn den Gefühlesquellenlehrer
In der Empfindungstheorie!

Der Denken noch durch Thun vergrößert,
So weisheitsvoll wie Sokrates.
Der Körper heilt, und Seelen bessert,
Der Liebling des Hippocrates. —

Wer Welten mißt mit einem Blicke;
Der Erdengüter Innres kennt,
Der rechnet sich's zum ächten Glücke,
Wenn heiße Lieb' im Herzen brennt!

So bringe denn die Nektarschale,
Du frohe Götterpflegerin!
Dem sehnsuchtsvollen Ehgemahle
Als Wonne höchster Wonne hin.

———

Markus Herz an Anton Graff.

Wohlgeborner,
Insonders hochzuehrender Herr.

Ihr schönes Meisterstück ist wohlbehalten angelangt, von Herrn Darbes aufgespannt und hängt nun bereits seit acht Tagen in meiner Stube zur Bewunderung aller ächten Kunstkenner. Die Aehnlichkeitskritiker denken sich bald hier, bald da vollkommenere trefendere Züge. Ich selbst kann wegen der zu genauen Bekanntschaft mit dem Urgegenstand über diesen Punkt nicht befugter Richter sein. Indessen, was auch an dieser Kleinigkeit seyn mag, so ist es doch nur eine Kleinigkeit, bey welcher der wahre Geschmack sich kaum verweilt, und der allenfalls bey Ihrer einstmaligen Gegenwart in Berlin mit einem Pinselzuge abzuhelfen ist.

Nebst meinem ergebensten Dank folgt hier eine Anweisung von 10 Stück Louisdor und 3 Stück Dukaten an den Herrn Gregory die sie einzucassiren belieben werden.

Haben Sie die Güte mich in Ihrem freundschaftlichen Andenken zu behalten und besuchen uns bald wieder.

Berlin, den 5. May 1792.

Ihr ergebenster Diener und Freund
Markus Herz.

Meine liebe Frau im Orginal macht Ihnen für die Mühe, die Sie sich mit Ihrem Gesichte gegeben, einen

so freundlichen Knix, der einem andern, als meinem lieben Graf gemacht mich leicht zur Eifersucht reizen könnte.

Markus Herz an Frau de Lemos.

An
die Frau Doctorin de Lemos
Wohlgeb.

Freyenwald, d. 1. Juli 00.

Weil Sie es so wünschen, liebe Mutter, so schreibe ich Ihnen, so viel weniger als nichts ich Ihnen auch zu schreiben habe. Alles was ich Ihnen zu sagen habe läuft darauf hinaus: Ich bin ganz nach meinem vorgesetzten Plan gefahren, in der Landsberger Straße schlug es Zehn, und um halb 7 war ich vor meiner Thüre hier, ich habe gefroren wie ein Hund, geträuft wie eine Kaze und nur Toback geraucht wie ein Mensch. Dieß kann Gottlob kein Thier, und dieß allein, sogar immer, macht den Stolz und den Adel der Menschheit aus. Unter den Frauen können freylich nach diesem Ausspruch nur Frau Prof. Lohnstein in Groß-Glogau und die Wunder-Doktorin Erhard auf die Menschheit stolz sein; die übrigen müssen nun sehen wie sie fertig werden, sie können sich allenfalls an das Tobacksschnupfen halten, und mehr kann ich wahrhaftig nicht thun, ich bin froh, einen Weg ausfündig gemacht zu haben, auf welchem ich meine liebe Mutter gerettet habe.

Es sind nun schon zwey Stunden, daß ich gebadet

habe, und noch kann ich die Gotteswunder von dem Bade nicht rühmen, ich bin noch ebenso wie vorgestern, ich muß nun schon die noch übrigen zwanzig Bäder mit Geduld abwarten.

Leben Sie wohl, grüßen Sie die Brecherin Sarah, und fahren hübsch fleißig mit ihr spazieren. Geben Sie nur Lemos gute Worte, damit er Ihnen Christian überläßt.

Ihr Sohn
Markus Herz.

Markus Herz an seine Frau.

Ohne Datum.

So eben war mein lieber Salinger bey mir, die Menschen bleiben nur bis Freytag hier, und sind morgen und übermorgen Abend in der Comödie um die von Ihnen bestellten Wallenstein und Picolomini zu sehn. Ich esse nebst Lemos heute Mittag bey ihnen und bedarf Deines Essens nicht. Meine Anordnungen sind nun folgende:

Morgen Mittag essen die Leute bey uns draußen en Familie, ich kann Dir nicht helfen. Du mußt es schon machen, es bedarf keiner Traktirung, wenig und gut und weich. Des Abends verlassen sie uns und ich wünsche dann wohl eine Parthi zu haben. Bestelle bei Loewen was Du nicht selbst haben kannst.

Donnerstag Mittag aber diniren wir bey Loewen. Bestelle, denke ich für 15 Personen zum Thaler und 4 Gr. Lade die Ephraims dazu ein, auch die Salomon

und Mendelssohn. Die übrigen besorge ich, ich werde auch eine Parthi zum Abend behalten, wo wir kalt bei Loewen oder bei uns speisen werden.

Ich habe die Idee heute nicht zu Dir zu kommen, das Wetter ist zu elend, ich will mancherlei zu Hause thun und dann vielleicht bei Halles sein.

Es soll seit gestern mit Sarah auf eine neue Medicin etwas besser gehen.

Guten Tag
Herz.

Wilhelm v. Humboldt an Henriette Herz.

(Tegel) Sonntag Vormittag [1786].
(Mit hebräischen Lettern.)

Wie oft werde ich mich noch mit innigem Vergnügen an die letztvergangene Woche erinnern! Seit langen, langen Jahren ist mir keine so angenehm verstrichen. Erst sah ich Sie Dienstag, dann empfing ich Ihren lieben freundschaftlichen Brief, Freitag konnte ich beinahe den ganzen Nachmittag mit Ihnen, und Ihrer vortrefflichen Freundin — o grüßen Sie sie doch tausendmal von mir — allein sein; und dann noch Ihr gütiges, mir so theures Geschenk! Ich kann Ihnen nie genug für das alles danken, theuerste Freundin, ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich Ihnen schon so oft sagte, und was gewiß so ganz wahr ist, daß ich jede recht glückliche Stunde nur Ihnen danke. Was habe ich bei der Durchlesung Ihres Briefes empfunden. O wie oft habe ich ihn gelesen und wiedergelesen! Er erregte ein so gemischtes Gefühl von Freude und Schmerz in mir, daß ich es Ihnen nicht beschreiben kann. Auf der einen Seite that es mir so sehr, so innig leid, daß Sie, die Sie gewiß unter Allen so vorzüglich glücklich zu sein verdienen, doch so oft Verdruß und Kummer erfahren müssen, und nun gerade von denen

erfahren müssen, die Sie am meisten lieben, und von denen auch Sie wiedergeliebt sind; aber auf der andern freut es mich so herzlich, daß Sie mich des Vertrauens würdigten, mir Ihre Lage ein wenig genauer zu schildern. Denn seitdem ich mich Ihres Vertrauens, Ihrer Freundschaft schmeicheln darf, sehe ich mit einem weit ruhigern Blicke meinem künftigen Leben entgegen. Ich darf hoffen, Sie selbst berechtigen mich dazu, daß Ihre Freundschaft immerfort dauern wird, und wer eine solche Freundin hat, kann meiner Empfindung nach, das schwöre ich Ihnen, nie ganz unglücklich sein. Ich habe mich auch seit der Zeit meiner Bekanntschaft mit Ihnen fast ganz in meinem Karakter geändert. Sonst lebte ich mehr außer mir, weniger für mich und mit mir selbst; jetzt habe ich mich gleichsam mehr in mich zurückgezogen, den Kreis der Dinge und der Personen, die mich interessiren, verengt, und wenn ich gleich sonst oft munterer und aufgeräumter war, als ich jetzt bin, so bin ich doch nie so im eigentlichsten Verstande ruhig gewesen, als jetzt. Und so hoffe ich nun auch mein ganzes Leben hindurch zu bleiben, mag mich auch das Schicksal in eine noch so unglückliche Lage versetzen. Denn ich fange nun an, meine Zufriedenheit in Dingen zu suchen, die weniger dem Wechsel unterworfen sind, in dem Beifall meiner Freunde — und jetzt gewiß nur in dem Ihrigen — und in mir selbst. Es wird nun auch gewiß nicht wieder eine solche Veränderung meiner Denkungsart vorgehen, als bis jetzt so oft vorgegangen ist. Denn in der That ich bin schon in den wenigen Jahren, die ich durchlebt habe, mehr als einmal

zu ganz entgegengesetzten Arten zu denken und zu handeln übergegangen. Bis in mein zwölftes Jahr war ich natürlich, wie alle andern Kinder sind, nur ein wenig unartiger und verzogener, als die gewöhnlichen. In meinem zwölften Jahre gewann ich durch die Lektüre der alten Geschichte auf einmal Geschmack an Litteratur und Wissenschaften. Ich saß jetzt fast immer bei meinen Büchern, und war äußerst arbeitsam, nur, wie es sich nach meinem damaligen Alter wohl denken läßt, bald mit größerm, bald mit geringerem Eifer. So dauerte es bis in mein achtzehntes Jahr. Da verliebte ich mich, wie Sie wissen zum erstenmal, und wenn ich vorher ganz gefühllos gewesen war, wenn ich mein Herz ganz unbeschäftigt gelassen hatte, so wurde ich nun in der That schwärmerisch. Ich habe noch einen Abschiedsbrief an das Mädchen, die ich damals liebte, den ich nicht Gelegenheit hatte, abzugeben, und der ein redender Beweis meiner damaligen Schwärmerei ist. Und dennoch werde ich mich dieses Sommers, wenngleich mit einiger Scham vor meinem Verstande, der kindisch genug war, so leichtgläubig zu sein, noch immer mit Vergnügen erinnern. Er hat bei dem allen einen sehr wohlthätigen Einfluß auf meinen Karakter gehabt. Am Ende des Sommers mußte ich mich von dem Gegenstande meiner Liebe trennen. Nun folgten ein paar trübe, melancholische Wochen. Aber die Abwesenheit von der, die ich liebte, erlaubte mir ein ruhigeres Nachdenken. Ich sah nun die Geschichte des Sommers mit andern Augen an, als vorher. Ich wurde wieder heiterer, ich fing an, weniger an meine vorige Liebe zu

denken, und nur wenige Wochen, so wurde ich, der ich mich vorher hatte durch eine verstellte Empfindsamkeit hintergehen lassen, und der ich jetzt dies als eine thörichte Leichtgläubigkeit verlachte, durch einen ganz entgegengesetzten Karakter betrogen. Eine Kokette, die viel in der Welt gelebt hatte, und sich meisterhaft darauf verstand, jedermanns Schwachheiten zu entdecken, und zu benutzen, sonst ein kluges, kenntnißvolles Mädchen, die aber fern von aller wahren und falschen Empfindsamkeit nur der kältesten Galanterie fähig war, diese wußte mich jetzt so an sich zu fesseln, daß sie meinem Herzen schon unentbehrlich war, ehe ich noch gewahr wurde, daß ich sie liebte. Man bildet sich immer nach dem was man liebt; dies ist eine Wahrheit, die ich damals bestätigen mußte. Vorher hatte ich nie weder auf meinen Anzug, noch auf mein Aeußeres überhaupt gesehen, jetzt wendete ich die größte Sorgfalt darauf, und es fehlte nicht viel, so hätte ich mir eingebildet, nicht häßlich zu sein. Vorher mied ich jede Gesellschaft, war ich am liebsten allein, um ungestört an die denken zu können, die einzig mein ganzes Herz beschäftigte; jetzt schätzte ich das Vergnügen in jeder Gesellschaft nur nach der Anzahl ihrer Personen, und die größeste war mir gewiß immer die liebste. Vorher war ich mit der Liebe einer einzigen zufrieden und glücklich gewesen, jetzt suchte ich, ungeachtet ich verliebt war, einer jeden zu gefallen; und wie lächerlich dies nun mit meiner sonstigen Steifheit und Ungelenksamkeit kontrastirte, mögen Sie selbst beurtheilen, beste Freundin. Das Schlimmste dabei war, daß in unserm Hause dieses

Betragen Beifall erhielt. Meine Mutter, so vernünftig sie auch sonst in diesem Stücke ist, hat doch einmal in der Welt gelebt, und wünscht eben das auch wieder von ihren Kindern; wenn sie daher auch wohl sahe, daß ich zu weit ging, so war ihr doch dies Extrem lieber als das vorige entgegengesetzte. Kein Wunder also, daß ich volle sechs Monate so blieb, und vielleicht noch eben so wäre, hätte ich Sie nicht kennen gelernt, theuerste Freundin. Ich mußte mich am Ende des Winters (ist es nicht sonderbar, daß immer der Wechsel der Jahreszeiten meiner Liebe so gefährlich war?) von Fanchon trennen, und wenn diese Trennung mir gleich nicht so schmerzhaft war, als die vorige, so that sie doch meinem Herzen sehr wehe. Indessen unterhielten wir noch eine sehr lebhafte Korrespondenz. Nun fing die Dienstag-Gesellschaft an; ich lernte Sie kennen, und dies ist die letzte wichtige Epoche in meinem Leben. Ich fing an, mich meiner Thorheit zu schämen, ich schrieb seltener und kürzer an Fanchon, ich hätte gern ganz aufgehört, aber mein einmal gegebenes Wort war mir heilig. Ich entschloß mich, Sie selbst um Rath zu fragen, aber nie hatte ich Muth genug dazu. Oft, o vielleicht merkten Sie es, war ich in Bouché's Garten im Begriff Ihnen zu sagen, wie innig ich Sie verehrte, wie glücklich mich Ihr Vertrauen, Ihre Freundschaft, Ihr Rath machen würde; Ihnen meine Lage zu schildern, Sie zu fragen, was ich thun sollte; aber nie gelang es mir. Endlich wurde mir der Briefwechsel unerträglich. Ich brach ihn unter einem falschen aber scheinbaren Vorwande ab. Es war im Julius

vorigen Sommer. Seitdem lebe ich weit ruhiger, nicht eben glücklich — denn Familienuneinigkeiten, die Verschiedenheit meines Charakters und des Charakters Aller mit denen ich leben muß, und was, ich schwöre es Ihnen, mich am meisten kränkt, Sie so selten sehen, mit Ihnen so selten recht von Herzen sprechen zu können, macht mir manche kummervolle Stunde. Aber wenn ich dann auch ein andermal etwas thue, wovon ich glaube, daß es Ihren Beifall erhalten würde, wenn Sie es wüßten, so macht mir das eine herzliche Freude. Ueberhaupt so lange ich Ihre Freundschaft, vielleicht gar Ihr Vertrauen besitze, so lange Sie mit mir zufrieden sind, werde ich nie klagen. Aber sagen Sie mir ja — o ich beschwöre Sie darum, wenn Sie es nicht sind. Und dann noch eine Bitte, theuerste, innigstgeliebte Freundin, machen Sie für mich eben die Ausnahme, die Sie für die Veit*) gemacht haben. Ich habe hierin gleiche Ansprüche mit ihr. Auch ich, das betheuere ich Ihnen, will Ihnen nie etwas geheim halten, wie nachtheilig es mir auch sein möchte. Und wie könnte ich es auch Ihnen, der ich soviel danke, die ich so innig verehre, der ich so gern, was ich besitze, aufopfern möchte! — Da haben Sie nun vier vollgeschriebene Seiten, und alle von mir. Nun müssen Sie mir aber auch künftigesmal erlauben, ganz von mir zu schweigen, und bloß Ihren vorigen Brief zu beantworten. Leben Sie tausendmal wohl, beste Freundin.

Wilhelm.

---

*) Dorothea Veit, später die Gattin Friedrich Schlegels.

(Tegel) Sonnabend Nachmittag [1786].

Eben habe ich eine recht glückliche Stunde genossen. Jetzt muß ich Ihnen schreiben, beste Freundin, mein Brief wird heiterer werden, und Sie sind sicher, daß ich, wenn ich von den Ursachen meiner Unruhe oder meines Mißmuthes rede, gewiß nicht übertreibe. Ich war eben ausgeritten. Es ist hier im Walde ein kleines, niedliches Birkenthal, abgelegen vom Wege, am Fuße eines ziemlich hohen Berges. Da hab' ich Ihren Namen in eine recht schöne Birke gegraben, und deswegen, und weil man da so still und einsam sitzen kann, besuche ich diesen Ort so oft. Mein kleines Pferd findet nun schon den Weg ohne Zügel dahin, und bleibt jedesmal bei dem Baume stehen, dann steig' ich ab und es graset indeß. Klingt das nicht romantisch? Freilich wohl. Aber mag es immer. Ich danke doch einmal diesem kleinen Thale die süßesten Stunden dieses Sommers, meine reinsten Empfindungen, meine besten Vorsätze; und wie Sie auch darüber urtheilen mögen, ich kann mich Ihnen einmal nicht anders zeigen, als ich bin. Verzeihen werden Sie mir doch gewiß. Ich hatte Ihren Brief bei mir; ich habe ihn recht oft gelesen. Wie kann ich Ihnen je genug für Ihre herzliche Theilnehmung an meinem Schicksal, für Ihre freundschaftliche Besorgniß danken. Wahrlich wenn ich noch so traurig, noch so niedergeschlagen wäre, ein Brief, wie der Ihrige, würde mich wieder aufheitern. Wenn Sie es je fühlten, und gewiß fühlten Sie es, wie erquickend die Theilnahme der Freundschaft in jedem traurigen Augenblick ist, und wenn Sie wissen, was

Sie, theuerste Henriette, mir sind, welchen Einfluß Sie, und das, was Sie mir sagen, oder was Sie mir schreiben, auf mich, auf die ganze Stimmung meiner Seele hat; o so glauben Sie mir gewiß, daß ein Brief, wie Ihr letzter, mich ganze Tage von Kummer vergessen macht. Aber nennen Sie es doch nicht Zudringlichkeit, wenn Sie Vertrauen von mir fordern, wenn Sie wünschen, daß ich Ihnen etwas sagen soll, wovon Sie vielleicht glauben, daß ich es Ihnen verheimliche. In meinen Augen ist eine solche Forderung nur eine Erlaubnis, um die ich selbst schon gebeten hätte, wenn ich nicht fürchtete, zu viel von mir selbst zu reden. Sonst, liebe Freundin, soll nichts, nichts was mich angeht, ein Geheimniß vor Ihnen sein. Glücklich für mich, wenn Sie es nur immer hören wollen. Fahren Sie ja fort, es mir jedesmal, wie Sie jetzt gethan haben, zu sagen, wenn Sie glauben, daß ich etwas auf dem Herzen habe, was ich Ihnen nicht sage. Sie wissen es ja, meine Beste, ich habe zu niemand ein so völliges, so uneingeschränktes Vertrauen, als zu Ihnen, und, ich darf es ja wohl sagen, ich glaube es Ihnen bewiesen zu haben. Noch mit niemanden — die Nächsten meiner Familie ausgenommen — sprach ich, das schwöre ich Ihnen, von der Sache, von der wir gestern am Fenster redeten, und ich schmeichle mir, daß Sie vortheilhaft genug von mir denken, um diese Unterredung für den größten Beweis meines Vertrauens zu Ihnen zu halten. Wenn Sie mich nur nicht schon tadeln auch nur mit Ihnen davon gesprochen zu haben. Aber Sie sind ja die beste, ja — ich kann es mit Wahr-



W. v. Humboldt

heit sagen — die einzige Freundin, die ich habe, und Sie haben sich gegen mich immer so edel, so vortrefflich, so großmüthig gezeigt. Wäre ich dessen wohl werth, wenn ich Ihnen nicht alles, alles anzuvertrauen bereit wäre. Und der Punkt, von dem wir sprachen, ist gerade ein so wichtiger für mich, hat einen so nahen, so großen Einfluß auf meine ganze Lage, daß es unmöglich ist, diese zu kennen, ohne davon unterrichtet zu sein. Schade daß ich hierüber nichts schreiben kann. Und warum nicht? werden Sie sagen. Nicht darum, liebste Freundin, weil ich fürchtete, meine Briefe würden noch von Andern als von Ihnen gelesen; aber es steht dann so für ewig da — und der Gedanke ist mir verhaßt. Es wird ja wohl noch einen Nachmittag geben, ehe ich Sie auf ein halbes Jahr — o und wer weiß nicht, ob nicht auf ein ganzes! doch davon nachher — verlassen muß, wo ich Sie allein finde; und dann erlauben Sie Ihrem Freunde sein ganzes Herz, auch über diesen Punkt vor Ihnen auszuschütten. Ich hoffe doch, Sie sollen mit mir und mit meinem Betragen zufrieden sein. Schon längst hätte ich mich gern deswegen gerechtfertigt; aber gegen wen? Nur gegen Sie darf ich es, und nur gegen Sie, theure Henriette, interessirte es mich auch im Grunde. Aber ich eile Ihnen das zu sagen, warum Sie mich in Ihrem Briefe fragen. Sie könnten gar denken, ich wollte der Antwort ausweichen und das will ich doch nicht. Es ist mir ja so angenehm, daß ich mit Ihnen darüber reden darf. Ich sagte Ihnen schon gestern, daß die größte Ursache meines Mißmuthes in mir selbst liege,

und das ist auch gewiß sehr wahr. Ich übergehe den Kummer, den mir so mancher Fehler macht, den ich noch immer an mir bemerke. Denn mit wie vielem Rechte ich ihn auch anführen könnte, so könnte es Ihnen eine erkünstelte Bescheidenheit scheinen; und das möchte ich so ungern. Ich habe, Gott weiß, ob durch die Natur, oder durch Gewohnheit, oder durch irgend einen Umstand meines Lebens einen Zug des Karakters erhalten, der meiner künftigen Bestimmung ganz zuwider ist. Nicht daß ich nicht Lust hätte, arbeitsam und thätig zu sein, nein, liebste Freundin, vielmehr ist es mein einziger Zweck, nützlich zu werden, und ich bin bereit, diesem Zwecke alles, wie schwer es auch werden möchte, aufzuopfern. Aber ich muß künftig mit vielen Menschen leben, und gerade mit Menschen von meinem Schlage, wie ich sie nicht liebe. Und jetzt ist es mein einziger Wunsch, soviel als möglich allein, und einsam zu sein, jetzt würde ich, wenn ich meiner Meinung folgen könnte, die Einsamkeit nur mit der Gesellschaft eines Freundes, oder einer Freundin, wie Sie, vertauschen. Und nun ist es nicht bloß das Unangenehme mit ihnen leben zu müssen, es entsteht auch noch das daraus, daß auch ich ihnen nothwendig mißfallen muß, daß sie mich schief beurtheilen, und nur etwa eine, und gerade die Seite an mir herausheben, auf die ich selbst den wenigsten Werth setze. Allein dies ist bei Weitem nicht alles. Es giebt etwas, das seinen Sitz weit tiefer, so tief in meiner Seele aufgeschlagen hat, daß nichts es so leicht daraus verbannen wird. Es ist einmal mein einziger Wunsch, meine

einzige Sehnsucht, die einzige Art der Glückseligkeit, die ich mir denken kann — zu lieben und wieder geliebt zu werden, und dieses Glück werde ich nie, nie genießen. Fragen Sie nicht warum? theuerste Freundin. Ich kenne mich zu gut, die Ursache liegt in mir, und ich kann sie nicht ändern. Wenn ich selbst ein Mädchen fände, die gerade so wäre, wie ich, ich selbst würde sie kaum lieben. Ich sagte neulich zur Hollwede von einem Mädchen, das sie kennt, daß nur den ersten Tag es Ueberwindung kosten würde, sie zu lieben, hernach würde man recht glücklich mit ihr sein. Von mir möchte ich statt des Tages die ersten Jahre sagen, und auch dann möchte ich nicht den Erfolg versprechen. Ich weiß es zu gut, ich kann nichts als Gegenliebe wiedergeben, und das ist so wenig; aber die, das fühle ich, würde rein und treu, und herzlich sein. Denn, was für mich noch das Unglücklichste ist, wenn ein Eindruck auf mein Herz geschieht, da ist er so tief, daß auch eine lange Zeit ihn auszulöschen Mühe hat! Glauben Sie darum nicht, daß ich vielleicht jetzt noch die liebe, von denen ich Ihnen in meinen ersten Briefen ein paarmal schrieb. Das war nicht rechte Liebe; damals hielt ich es wohl dafür. Aber ich fühl' es, die war es nicht, die hätte sonst länger gedauert. Nehmen Sie nun diese innere Stimmung meiner Seele, denken Sie jene äußere Lage, von der wir noch gestern sprachen, hinzu, vergessen Sie auch ja nicht, daß ich nirgends auf der Welt so gern bin, als bei Ihnen, theuerste Freundin, und daß ich jetzt nur so selten kommen kann — und dann frage ich Sie selbst, ob nicht Ur-

sache, volle Ursache habe, traurig zu sein? Gewiß habe ich sie, und nur erst seit wenigen Monaten öffnen sich meinem Auge frohere Aussichten. Diese Aussichten gewährt mir die Freundschaft, die Sie mir beweisen. O, liebe Henriette, Sie können soviel dazu thun meinem Herzen mehr Ruhe, und meiner Seele mehr Heiterkeit zu verschaffen, wenn Sie fortfahren, mir so gut zu sein, als ich glaube — o verzeihen Sie meiner Offenherzigkeit — daß Sie mir sind, wenn Sie mir Ihr Vertrauen wenigstens in sofern geben, daß Sie mir alles das sagen, was Sie über mich denken. O thun Sie es ja. So selten ich Sie auch jetzt sehe, so sehe ich Sie doch zu oft, als daß ich nicht hie und da etwas sagen, oder etwas thun sollte, das Ihnen mißfällt. Sagen Sie es mir doch jedesmal. Es ist mir ja so wichtig, ganz so zu sein, als Sie es wünschen, und haben Sie mich je widerspenstig gesehen? Auch in meinen Briefen mag so manches stehen, was Sie anders wünschten. Schreiben Sie es mir doch immer, wenn Sie vielleicht einmal glauben, daß ich nicht recht offenherzig schreibe, daß ich Ihnen etwas verschweige, oder daß das, was ich Ihnen sage, nicht ganz so wahr ist; oder wenn ich einmal Ihre Güte mißbrauchen, wenn ich zu vertraulich werden sollte. — Hier haben Sie nun, was Sie forderten, beste Freundin. Die größte Ursach liegt, wie Sie sehen, in mir selbst, und wird, wie ich glaube, nie gehoben werden. Nennen Sie es immer Schwachheit, nennen Sie es gar Schwärmerei; haben Sie nur wenigstens Mitleid mit mir, spotten Sie nur nicht darüber. Es ist doch einmal etwas, das

ich empfinde, und so lebhaft empfinde, etwas, das sich nicht wegspötteln und nicht wegvernünfteln läßt. Nie hätte ich es Ihnen so ausführlich geschrieben, wenn Sie mich nicht dazu aufgefordert hätten. Lassen Sie mich nun aber auch Ihr Urtheil darüber wissen, sagen Sie mir recht ausführlich, was Sie über mich und mein Schicksal denken. Von wem möchte ich das lieber wissen, als von Ihnen, beste Henriette. — O ich nenne Sie jetzt immer bei diesem traulichen Namen; der Gedanke, Sie so nennen zu dürfen, ist mir so angenehm; aber wenn ich es auch nur darf, wenn Sie mich auch nur dieser Vertraulichkeit werth halten. O schreiben Sie es mir, wenn ich nicht soll. Aber Ihr Stillschweigen wird mir eine Erlaubniß sein, und darin danke ich Ihnen schon im voraus von ganzem ganzem Herzen dafür. Ich sagte erst von Frankfurt. Stellen Sie sich vor, man fängt jetzt an davon zu sprechen, daß es wohl leicht nöthig sein dürfte, daß ich statt eines halben, ein ganzes Jahr dabliebe. Sie können sich vorstellen, was mir dies für eine neue erfreuliche Aussicht giebt. Noch ein halbes Jahr länger von Ihnen entfernt zu sein! O das würde mir schwer werden! Bis jetzt aber ist noch alles ungewiß, und Kunth ist nicht dafür! Ich werde, das können Sie leicht denken, dagegen arbeiten, soviel ich kann. Allein wenn man nun sagte, daß es nützlich, vielleicht sogar nothwendig ist, und wenn ich einsehe, daß man Recht hat, was will ich dann thun? Auf alle Fälle kommt aber doch alsdann Kunth und mein Bruder auf Ostern zurück, und ich bleibe allein den Sommer in Frank-

furt. Nun ist es wohl endlich Zeit, diesen überlangen Brief zu schließen. Mich soll nur wundern, was Sie dazu sagen werden. Wenn Sie aber auch mit vielem, was ich geschrieben habe, unzufrieden wären, so können Sie es doch damit nicht sein, daß ich es schrieb. Sie forderten ja doch Wahrheit. Leben Sie recht wohl, theuerste Freundin, und denken Sie manchmal an Ihren Freund.

W.

(Tegel) Mittwoch Abend.

So ist er denn wieder verstrichen, der frohe, glückliche Tag, an dem ich Sie so lange sehen und so ungestört mit Ihnen reden konnte! O wie vielen vielen Dank bin ich Ihnen noch schuldig, theuerste Freundin, für alle die Güte, die Freundschaft, die Sie mir erwiesen, für das Vergnügen, das ich in Ihrer Gesellschaft genossen habe! Ach bald bald werde ich es nicht mehr genießen, noch wenige Wochen, und ich kann Sie in einem ganzen halben Jahre nicht sehen.*) O wer, liebe Henriette, wer wird mir diese lange Zeit ertragen helfen? Wer könnte es, als nur Ihre lieben, innigen, freundschaftlichen Briefe, und die, die soll ich entbehren! Aber warum rede ich schon jetzt von dieser traurigen Zukunft? Warum quäle ich mich schon jetzt

*) Wilhelm von Humboldt, geb. 22. Juni 1767 zu Potsdam, von Kunth, dem späteren Staatsrat, und Joh. Jakob Engel erzogen, stand damals (Sommer 1787) im Begriff, die Universität Frankfurt a. O. zu beziehen.

mit der Vorstellung davon? Wird mich das wirkliche Gefühl nicht genug schmerzen? Wäre doch der heutige Tag mit dem Augenblick geendigt gewesen, da Sie von uns wegfuhren! Aber nach Ihnen noch ein paar Stunden in Tegel zuzubringen, in einer völlig gleichgültigen Gesellschaft nach Hause zu fahren, und nicht einmal ruhig und ununterbrochen an Sie denken zu können, o das war schrecklich. Ich wäre so gern noch heute Abend wegen des Pelzes der Meyern selbst zu Kircheisen's gekommen; ich hätte Sie doch vielleicht noch gesehen. Allein die gute Salomon nöthigte mich herein, und nun durfte ich doch wohl nicht gleich wieder fortgehen, ohne die Achtung zu verletzen, die ich Ihrer Freundin schuldig bin. Desto mehr habe ich mit der (Rahel) Levin von Ihnen gesprochen; es ist ein amüsantes kluges Mädchen. Was wir geredet haben, wird sie Ihnen wohl selbst morgen erzählen. — Ob ich Sie wohl Freitag sehen werde? Daß ich es so gern thäte, das wissen Sie. Aber wenn ich Sie auch nicht sehe, so danke ich Ihnen doch von ganzem Herzen, beste Freundin, schon für das Versprechen, zu machen, daß wir gebeten würden. Ach Sie sind so gut, so gut gegen mich, liebe Henriette, so viel mehr, als ich es verdiene. Und ich sollte je aufhören können, Ihnen gut zu sein, je aufhören können, Sie zu lieben, Sie je nur weniger innig, weniger herzlich lieben können, als jetzt? Nein, Henriette, halten Sie mich jeder Schwachheit, jedes Fehltritts fähig, nur keiner Untreue, keiner Unbeständigkeit, ich bitte Sie darum. Wenn Sie wüßten, wie Sie, und nur Sie allein meine ganze Seele beschäf-

tigen, wie ich nur dann recht froh, recht zufrieden bin, wenn ich bei Ihnen sein, oder doch recht ungestört an Sie denken kann, wie meine Aussicht in eine glücklichere Zukunft sich nur darauf gründet, daß Sie, meine Theuere, fortfahren, mir so gut zu sein, als ich oft glaube, daß Sie mir jetzt sind; o dann würden Sie nicht besorgen — wenn es denn eine Besorgniß für Sie ist — daß ich je aufhören könnte, das für Sie zu empfinden, was ich jetzt empfinde. Wie lange schon suchte ich, sehnte ich mich nach einer Freundin, der ich mein ganzes Herz ausschütten, deren Vertrauen ich verdienen, die ich recht, recht innig lieben, und dadurch glücklich sein könnte. Diese Freundin habe ich jetzt gefunden, gewiß in Ihnen gefunden, theuerste, innigstgeliebte Henriette, — denn Sie haben mich ja Ihrer Freundschaft gewürdigt, erlauben mir ja, Ihnen jede Empfindung meines Herzens zu entdecken — und ich sollte jetzt dieses Glück nicht zu schätzen wissen, sollte es nicht genießen, nicht so lange genießen wollen, als Sie mir es zu genießen verstatten? Ist denn auch das, was ich für Sie empfinde von der Art, daß es so leicht wieder erlischt, so leicht von Gegenstand zu Gegenstand flattert? O, Henriette, klagen Sie die Freundschaft, die reinste, innigste, herzlichste Freundschaft nicht so ungerecht an! Ich fühle zu sehr, daß meine ganze Ruhe, meine ganze Zufriedenheit nur von Ihnen abhängt, daß Ihre Freundschaft mir unentbehrlich geworden ist, als daß ich nicht alles thun sollte, sie mir zu erhalten. Möchten Sie doch mein ganzes Herz sehen können, nur Ihnen, beste Freundin, würde ich

mich nicht scheuen, es zu zeigen, Sie würden dann gewiß sehen, daß ich nie anders gegen Sie denken kann. Wie gern hätte ich Ihnen das schon öfter gesagt, wie gern hätte ich Ihnen schon öfter versichert, daß ich Sie gewiß ewig, ewig lieben werde. Allein ich gestehe es Ihnen, oft, oft hielt mich die Furcht zurück, daß Sie mir böse werden möchten. Wenn ich Ihnen manchmal mit mehr Wärme schrieb, wenn ich manchmal den Ausdruck meiner Empfindung weniger mäßigte; o wie begierig war ich dann auf Ihre Antwort, mit wie viel Furcht öffnete ich sie, und wie dankte ich Ihnen hernach in meinem Herzen, daß Sie mir wenigstens verziehen hatten, waren Sie auch gleich vielleicht mit dem unzufrieden, was ich Ihnen geschrieben hatte. Das wird mich auch gewiß oft noch quälen, wenn ich Ihnen von Frankfurt aus schreiben werde. Da kann ich nun gar keine Antwort von Ihnen erhalten; wie werde ich da immer in Sorgen stehen, ob ich auch nicht vielleicht durch ein Wort, durch einen Ausdruck, Ihre Güte, Ihre Freundschaft gemißbraucht, ob ich Sie auch nicht vielleicht böse auf mich gemacht habe. O gewiß, liebe Henriette, Sie müssen mir noch hier recht aufrichtig, recht ohne Zurückhaltung und Schonung sagen, in wie weit diese Furcht gegründet ist, wenn ich Ihnen den Winter über ganz frei, ganz offenherzig schreiben, alles schreiben soll, was ich empfinde. Sie werden es mir doch sagen? Verzeihen Sie mir diese Furchtsamkeit, tadeln Sie mich deßhalb nicht. Der Gedanke, Ihre Freundschaft zu verlieren, ist mir zu unerträglich. Wenn Sie mir nicht mehr gut wären! · Gott, was sollte ich

dann anfangen? Ich bin, Sie wissen es, schon jetzt manchmal so unglücklich; wenn ich nun noch Ihre Freundschaft verlöre, diesen einzigen Trost, diese einzige Quelle aller Freuden, die ich jetzt genieße! — o Henriette, lassen Sie mich nicht daran denken. — Leben Sie wohl, beste Freundin! Ach, vielleicht habe ich nur noch zu viel Zeit, diesen Brief fortzusetzen! Leben Sie recht, recht wohl! W.

(Berlin) Sonnabend Nachmittag.

Wie glücklich macht mich das Vertrauen, was Sie mir gestern bewiesen haben! Sie sprachen so offenherzig, so ohne Zurückhaltung mit mir. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich das gefreut hat. Ich sehe mich dadurch der Erfüllung meines einzigen Wunsches näher. Nie soll es Sie gereuen, liebe Henriette, mich Ihres Vertrauens nicht unwerth gehalten zu haben; gewiß nie. Ich habe noch viel über das nachgedacht, worüber wir gestern zuletzt sprachen. Ob Sie ihm auch nicht vielleicht Unrecht thun, beste Freundin? Ob Sie auch nicht vielleicht unzufriedener mit ihm sind, als Sie es zu sein Ursache haben? Ich will zugeben, daß er Sie liebt, sogar daß er in Sie verliebt ist. Aber wollen Sie das nicht verzeihen? O bei so viel Schönheit, theuerste Henriette, muß man ein wenig nachsichtiger sein, und wie, wenn sich dazu nun noch ein Geist und ein Herz gesellen, die die Schönheit vergessen lassen? Und gewiß er liebt Sie auf eine edle Art. Ich glaube nicht, daß er jetzt auf eine andere Art lieben kann. Ich halte ihn zu gut dazu. Bedenken

Sie es auch selbst. Er ist Gatte*), er ist Vater, er hat eine junge hübsche Frau, die ihn über alles liebt, und die — lassen Sie uns billig sein — wenn sie gleich stolz ist, doch gut und sanft, und rechtschaffen ist. Sie haben mir selbst oft gesagt, daß er sie sehr liebt, daß er ihr alle mögliche Aufmerksamkeit erzeigt, Sie haben mir noch das Beispiel von dem Ringe erzählt. Sie erinnern sich, wie er während ihrer Krankheit traurig war, wie ihm oft die Thränen in den Augen standen. Nein, liebe Freundin, wenn ich das alles zusammennehme, so kann ich nicht anders als gut von ihm denken. Und gesetzt sogar, er wäre fähig, auf eine weniger edle Art zu lieben, so könnte er Sie doch nicht so lieben. Es ist wahrlich unmöglich, daß er Sie zwei Jahre kennen, Sie zwei Jahre fast täglich sehen sollte, und Sie dann noch auf diese Art lieben. Nein, er hätte längst aufgehört, zu Ihnen zu kommen, oder seine Liebe hätte eine andere Gestalt angenommen, und wäre edler geworden. Und nun, theure Henriette, wenn er Sie auf eine so edle Art liebt, können Sie dann noch unzufrieden mit ihm sein? — —

Sie schreiben mir von Laroche.**) Sie haben gewiß sehr recht, theuerste Henriette, seine Freundschaft ungern verlieren zu wollen. So viel ich ihn kenne, ist er ein überaus guter Mensch, und noch hörte ich kein Urtheil über ihn fällen, das nicht damit übereinstimmte. Aber Sie werden sie auch nicht verlieren. Laroche ist

*) Meyering, der auch zum Tugendbunde gehörte.

**) Karl von Laroche, der Sohn von Sophie von Laroche, der angebeteten Freundin Wielands.

gewiß nicht unbeständig, und mißverstanden kann er Sie unmöglich haben. Die Frage, die Sie ihm in Ihrem Briefe vorgelegt haben, ist gewiß sehr gerecht, und ich wüßte nicht, wie er auf irgend eine Art daraus eine Veränderung in Ihren Gesinnungen gegen ihn vermuthen könnte. Sie fragen ihn ja, ob er eigentlich Sie selbst lieb hat, oder bloß das, was nur zu Ihnen gehört, was nur Ausdruck, nur Bild Ihres Innern — Ihres Geistes und Ihres Herzens — nicht dieses Innere selbst ist. Das dächt' ich, müßte ihn freuen. Ich bin Ihnen auch für die Antwort Bürge, und nicht bloß für die Antwort des Mundes, nein auch für die Antwort des Herzens. Gewiß, liebe Henriette, auch unter den Bedingungen, die Sie machen, würde Laroche eben das für Sie empfinden, was er jetzt empfindet. Und wer, der Ihre Freundschaft besitzt, würde das nicht? Laroche denkt gewiß zu edel, um Jugend und Schönheit — wie mächtig auch die Reize von beiden sind — allein zu schätzen, um sie nicht da ganz zu vergessen, wo er Vorzüge findet, die weit vortrefflicher, weit erhabner als jene sind. — Sie sind eine glückliche Frau, Henriette, Sie genießen das Glück von manchen guten Menschen geliebt zu werden, gewiß ein seltenes, aber darum nur noch beneidenswertheres Glück. Ich beneide es Ihnen nicht, beste Freundin, ich wollte gern jede Glückseligkeit entbehren, wenn ich dadurch machen könnte, daß Sie sie genössen. Ich wünsche nur, daß Sie es immer genießen mögen, und das werden Sie gewiß, denn wenn irgend ein irdisches Glück dauernd ist, so ist es dieses. — Ich schließe

heute hier; ich will noch spazieren reiten. Sie wissen doch wohin? Ich werde gewiß viel Vergnügen haben. Es ist ein schöner Abend, und ich bin ja allein. Leben Sie recht wohl, liebe Henriette. W.

(Berlin) Mittwoch Nachmittag [1787].

Kunth und mein Bruder *) sind in die Komödie gegangen. Ich habe lieber zu Hause bleiben wollen, um Ihnen mit mehr Muße schreiben zu können; es macht mir so viel Vergnügen, und Sie, beste Freundin, sehen es doch nicht ungern? Es ist recht schade, daß wir uns jetzt nur noch so wenigemale werden allein sprechen können. Es ist vielleicht jetzt gerade die Zeit, wo Sie mehr als sonst zu sagen hätten; und für mich erhöht das Vertrauen, das Sie mir beweisen, noch das Vergnügen Ihrer Gesellschaft. Allein es ist nun schon einmal so im menschlichen Leben. Die glücklichsten Perioden sind immer die kürzesten. Glauben Sie aber doch ja nicht, daß jetzt für mich eine dieser glücklichen Perioden wäre. Nein, gewiß nicht, und nie, liebe Henriette, wird sie für mich mehr kommen. Ach! es gab eine Zeit, wo sie so war, wo ich ohne Leidenschaften, ruhig, und sorglos lebte! Aber nie kommt sie wieder diese glückliche Zeit. In Frankfurt selbst kann ich kaum hoffen, nur etwas ihr ähnliches zu finden. Ruhiger wie hier werde ich freilich wohl sein, aber ich nehme ja doch eben das Herz mit dahin. Jetzt gehen mir tausend Dinge im Kopf herum, die mich beunruhigen,

*) Alexander von Humboldt.

und, glauben Sie mir, die Unruhe, die Sie selbst, wie Sie mir sagten, empfinden, der Verdruß, den Sie jetzt haben, hat nicht geringen Antheil daran. Allein mich dünkt, Sie haben nicht ganz recht, verdrießlich zu sein, liebe Freundin. Er hat Sie gewiß nicht beleidigt, er hat Ihnen gewiß keine Ursache gegeben, auf ihn böse zu sein, und alle Verliebtheiten auch abgerechnet, hat er doch gewiß sehr viel Freundschaft für Sie. Warum wollen Sie böse auf ihn sein? Sie sind sonst so gut, so nachsichtig? Wollen Sie es gegen ihn nicht sein? Ich gebe gern zu, daß sein Betragen manchmal langweilig, sogar lästig sein mag; aber bedenken Sie nur den Grund, woher es entspringt. Er ist gewiß in einer sehr unglücklichen Lage, und wenn er nicht darin ist, so glaubt er doch darin zu sein, und das ist für ihn dann einerlei. Besonders bedaure ich ihn jetzt, da er krank ist. Die Unbequemlichkeiten der Krankheit, das Mißvergnügen, Sie nicht zu sehen, die Unruhe über den Grund, warum Sie seine Einladung nicht annehmen, den er doch gewiß nur darin sucht, daß Sie ihm nicht gut sind, daß Sie ihn nicht leiden können, bedenken Sie einmal, in welche Stimmung ihn das versetzen muß. Ich wünschte wenigstens, daß Sie ihm schreiben könnten. Geht denn die Veit gar nicht mit seiner Frau um, die könnte sie ja besuchen? Denn daß Sie nicht hingehen, scheint mir doch gut, um so mehr, da auch Ihr Mann es dafür hält. Wäre aber das nicht zu fürchten, daß seine Frau glaubte, Sie machten den Besuch seinetwegen, so würde ich es Ihnen sehr verdenken, wenn Sie nicht hingehen wollten. Sie

könnten ihm mit einer so kleinen Mühe eine so große Freude machen. — Sie müssen mich gestern ganz mißverstanden haben, liebe Henriette. Das hörte ich aus den letzten Worten, die Sie mir sagten. Wir mußten so leise sprechen, und wurden so oft unterbrochen, daß ein Mißverständniß sehr leicht war. Ich bin weit davon entfernt, seine Liebe für unedel zu halten. Ich verstehe darunter auch nicht bloß das, daß er, wie Sie gestern sagten, keine unedlen Absichten hat, nein ich meine damit auch, daß seine Liebe nicht bloße Galanterie, nicht bloße Verliebtheit, sondern daß sie wirkliche Liebe ist. Sie sagten zwar gestern, er wäre Galanterie mit dabei; allein das glaube ich kaum, ich glaube, daß seine Liebe nur die Äußerung davon hat; und davon liegt denn der Grund offenbar in dem Ton, in dem Zirkel, in dem er lebt. Ueberhaupt dünkt mich immer, rührt wohl seine Unzufriedenheit großentheils daher, daß er wahrscheinlich nie mit einer Frau umgegangen ist, wie Sie sind, Henriette. Sie sind so offenherzig, so natürlich, so ungezwungen, so ganz entfernt von dem gezwungenern, steifern, kokettern Ton der sogenannten vornehmern Frauen. Er aber ist immer mit diesen umgegangen. Kein Wunder also, wenn er Sie, beste Henriette, oft mißversteht. So erkläre ich mir sein Betragen; sagen Sie mir, ob Sie einig mit mir sind. Ich beharre gewiß nicht eigensinnig auf meiner Meinung. Ich kenne ihn noch viel zu wenig, und überhaupt ist meine Menschenkenntniß, wie sich bei meinem Alter, und meiner Lage schon von selbst versteht, so klein, daß ich mich sehr gern zurecht weisen

lasse. Nur übel möchte ich nicht von ihm denken. Aber wie, ich bitte Sie, theure Freundin, konnten Sie glauben, daß ich durch das, was Sie mir gesagt haben, eine weniger vortheilhafte Idee von Ihnen bekommen würde? Könnte es Sie schon gereuen, mir es gesagt zu haben? O lassen Sie es das nicht! Ich mißbrauche gewiß Ihr Vertrauen nicht. Aber warum sollte ich weniger gut von Ihnen denken? Ihr Betragen in dieser ganzen Sache macht gewiß Ihrem Herzen überaus viel Ehre. Ich gestehe es Ihnen, ich habe, als ich nur Meyering ein paarmal bei Ihnen gesehen habe, bemerkt, daß er verliebt in Sie ist. Aber nie, das versichre ich Ihnen, ist es mir eingefallen, daß Sie nun etwas Aehnliches auch für ihn empfänden, und ich wundere mich über Laroche, daß er das Gegentheil geglaubt hat. Ihr Betragen dünkt mich ist ganz und gar von dem verschieden, was man bei Verliebten so leicht bemerkt. Ich frage Sie selbst, liebe Henriette, ob Sie wohl mit der Freiheit, mit der Unbefangenheit mit ihm umgehen würden, wenn Sie verliebt wären, ob Sie es thaten, wenn Sie es je waren? Und sonst haben Sie gewiß ganz so gehandelt, wie es sich von Ihrem Geiste und Ihrem Herzen erwarten ließ. Warum sollten Sie darum, daß Meyering Sie liebte, böse auf ihn sein? Warum sollten Sie aufhören, Freundschaft für ihn zu empfinden, darum weil er mehr als Freundschaft empfand? Wahrhaftig bei den Frauen, die bei jeder auch edlen, aber nur wärmern Empfindung, die man ihnen äußert, böse werden, und allen Umgang abbrechen wollen, liegt nur Eitelkeit und Prüderie zum

Grunde, und gerade bei diesen ist der Sieg am leichtesten. Nein, theure Henriette, Sie haben sich mir durch das, was Sie mir seit Freitag gesagt haben, von einer Seite gezeigt, von der Sie eben so edel, eben so vortrefflich erscheinen, als von so vielen andern. O wo giebt es noch auf Erden ein Weib wie Sie? — —

Ich muß hier abbrechen, ich habe noch viel zu thun. Leben Sie recht wohl, liebe Henriette, und vergessen Sie nicht Ihren

W.

Frankfurt a. d. Oder, Donnerstag Abend um 12½ Uhr
[Herbst 1787].

Ihr kleines Briefchen, liebe Henriette, hat mir viel, sehr viel Freude gemacht, mehr als mancher langer, den Sie mir oft schrieben. Denn in diesen klagten Sie oft, und in dem heutigen kurzen schreiben Sie, daß Sie vergnügt, daß Sie glücklich sind. Sie sind glücklich, Henriette, durch das Bewußtsein edler Thaten, durch das Gefühl innerer Herzensgüte. O möchte doch nie eine widrige Begebenheit Sie hindern, alles das Glück zu genießen, was Ihnen dies Gefühl, das Sie gewiß immer begleitet, verschafft! Sie nähen also mit der guten Veit für das kleine Mädchen. Ist das nicht mehr Verdienst, als wenn Sie ihr etwas geben, das Ihnen keine Mühe zu erwerben gekostet hätte, ein Geld, das Ihnen unnütz gewesen wäre? Klagen Sie nicht, daß Sie nicht reicher sind, Henriette. Die Wohlthaten, die Sie jetzt thun, kosten Ihnen mehr Sorge,

mehr Arbeit, aber sie sind auch verdienstlicher, sie machen Ihnen auch mehr Freude. Nicht wahr, Liebe? Ich bin begierig, ob Sie den Vorschlag wegen des Mädchens annehmen werden? Es würde mir viel Freude machen. Gott, Henriette, die Vergnügungen des Herzens sind die einzigen, recht beglückenden, recht beseeligenden. Was ist gegen sie alle Freude, die Eitelkeit, Ruhmsucht, Ehrgeiz, sogar die Ausbildung des Kopfes und Gelehrsamkeit gewähren? Und doch wie selten genießen wir diese Vergnügungen des Herzens? Diese Vergnügungen, die aus dem Bewußtsein edler Thaten, und der daraus entspringenden Liebe der Menschen, und zwar der edelsten besten Menschen entstehen? Es gab eine Zeit in meinem Leben, wo ich sie gar nicht kannte, wo mir ein Lob, ein Beifall, denn ehrgeizig war ich immer sehr, mehr werth war, als ein herzliches Gespräch, als eine der Freundschaft geweihte Stunde. Aber wie viel anders ist das jetzt! Ich bin noch nicht gleichgültig gegen das Lob von Männern, deren Urtheil beweisend ist. Aber für den Mangel des Genusses der Freundschaft und Liebe kann es mich nie in keiner Rücksicht entschädigen. Ich freue mich, daß Sie so glücklich sind, meine theure, herzensliebe Henriette! O könnte ich doch machen, daß Sie immer so wären. Gott! wenn meine Henriette so recht ruhig, recht zufrieden wäre, wie viel wollte ich darum geben. Aber wählen Sie sich nur immer so gute Menschen zum Umgange, dann werden Sie selten Kummer empfinden. Sie leben jetzt, dünkt mich, so recht als es Ihrem Herzen und Ihrem Karakter gemäß ist; mit

wenigen, nur mit zwei, aber mit den vortrefflichsten Menschen. Möchte ich doch erst wieder in diesem Zirkel sein. Wie glücklich wollte auch ich mit Ihnen leben. — — Aber ich bin nicht bei Ihnen, nicht bei der Veit, nicht bei Karl. Darin allein liegt die Quelle meines Mißvergnügens. O! ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mir diese Einsamkeit noch durch Ihre Briefe ertragen helfen. Was machte ich ohne diese? Sie sind doch nicht böse darüber, Liebe, daß ich immer einen hier behalte? Aber den kann ich gewiß in Acht nehmen, der fällt gewiß niemand in die Hände. Und ich kann unmöglich ganz ohne einen Brief von Ihnen sein. Ich trag' ihn immer bei mir, und wenn ich Muße habe, so lese ich ihn, und danke Ihnen in meinem Herzen, daß Sie mir ihn schrieben. Ich kann so Ihren Ring hier nicht tragen. Darum freue ich mich auf Göttingen. Da kann ich ihn tragen. Weil ich von Göttingen rede, es ist nun gewiß, daß S. mitgeht. Seine Eltern haben es erlaubt. Es ist mir sehr lieb. Er ist ein herzlich guter und fleißiger Junge. Sehr viel Kopf hat er zwar nicht, aber doch genug, doch soviel, um ein recht brauchbarer, nützlicher Mann zu werden, und was kann man mehr verlangen. Ich für mein Theil bin mit diesem Ruhme zufrieden, wenn ich ihn nur erlangen kann; ach und sollte ich das nicht? — Ich will nun für heute schließen, Henriette, morgen Abend schreibe ich weiter. Was sagen Sie denn zu der Verwirrung, die in meinen Briefen herrscht? Ich schreibe Ihnen, wie ich's denke. Und das wird Ihnen, hoff' ich, lieb sein. Sie sind ja die Vertrauteste

meines Herzens. Nicht wahr, ist's Ihnen nicht lieb? — Gute Nacht, liebe Henriette.

(Frankfurt a. d. Oder) Sonntag Abend um 7 Uhr.

Arme Henriette, also sind auch Sie unglücklich! O das, das fehlte nur noch, um mich die Härte meines eigenen Schicksals ganz fühlen zu lassen. Ihr Brief hat mich in Unruhe und in Bestürzung gesetzt. Ich habe ihn zwei, dreimal überlesen, und soll ich Ihnen noch sagen, welche Empfindungen er in mir hervorgebracht hat? Und was noch das Schlimmste ist, so muß ich diese Empfindungen verbergen. Kunth fragte mich schon ein paarmal diesen Nachmittag, was mir fehle? Warum ich so ungewöhnlich traurig sei? Ich schützte Kopfschmerzen vor. Was sollte ich antworten? Aber was ist denn vorgefallen, liebste, beste Henriette? O, ich bitte Sie, schreiben Sie es mir, schreiben Sie es mir, und ganz so wie es ist. Jetzt bitte ich Sie um Vertrauen, jetzt bitte ich Sie mir die eigentliche Ursach Ihres Kummers zu entdecken. Denn jetzt kann ich Ihnen vielleicht nützlich werden, jetzt Ihnen vielleicht durch manches, was auch ich hörte, Aufschlüsse geben. Sie schreiben, daß man Sie so falsch beurtheilt, daß das so weit geht, daß Sie Berlin deßwegen zu verlassen wünschen, Gott, Henriette, was ist das, und wer ist daran schuld? Und wie ist das so plötzlich entstanden? Ich weiß wohl, daß man schon immer unwürdige, nur Verachtung verdienende Urtheile von Ihnen gefällt hat. Ich weiß, daß

Meyering davon wenn nicht die Schuld, doch wenigstens die Veranlassung ist; daß man wenigstens jetzt von ihm am meisten spricht. Ich habe Sie selbst so oft vertheidigt, mich so oft nur hüten müssen, nicht durch zu große Heftigkeit und Erbitterung den Leuten Gelegenheit zu geben, zu glauben, daß auch ich partheiisch für Sie sei, und Ihnen dadurch mehr schädlich als nützlich zu sein. Ich erinnere mich noch besonders einesmals diesen Sommer, wo — Sie sollten es kaum glauben — Carmer, den Sie nicht leiden können, mit ungewöhnlicher Wärme Ihre Parthei nahm — Sie wußten dies alles, Sie sprachen einigemal mit mir davon, und sagten mir sogar, daß Sie das nicht beunruhige, weil es in Berlin jeder jungen und auch nur leidlich hübschen Frau so gehe. Wie kommt es nun, daß Sie jetzt auf einmal so bewegt darüber sind? Bing scheint mir ein zu unbedeutender Mensch, um auch mit aller Bosheit Ihnen viel schaden zu können. O erklären Sie es mir, ich bitte, ich beschwöre Sie darum. Ich werde nicht eher nur etwas ruhiger sein. Sie können ja — soll ich es Ihnen noch betheuern — auf meine Verschwiegenheit rechnen. Ich müßte ja der verabscheuungswürdigste, verworfenste aller Menschen sein, wenn ich Sie, gütige, freundschaftliche Henriette, hintergehen könnte. Und auch durch Unbesonnenheit verrath' ich gewiß nichts. Ich spreche sogar überhaupt ungern von Ihnen. Nur mit der Veit und Laroche thue ich's gern; sonst verräth mein Mund und mein Gesicht zu sehr, was ich für Sie empfinde, und das wird oft falsch beurtheilt. Und

daß Sie sogar wünschen, sich von Berlin auf eine Zeitlang zu entfernen! Um Gottes willen, arme, unglückliche Henriette, es muß weit gekommen sein. Ich weiß, wie werth Ihnen Berlin ist, wie werth Ihre Veit; wie werth — ich kann's doch hinzusetzen, Laroche, der nun bald hinkommt, und ich weiß, daß Ihre Schwester keine Frau für ihn ist. — Doch ich muß nun zu Tisch gehen. Sobald ich wieder komme, noch soviel ich kann. Leben Sie wohl so lange, meine liebe, liebe Henriette. Gott, wenn ich Ihnen doch helfen könnte. Gern, gern wollt' ich noch jede glückliche Stunde dafür einbüßen, die ich jetzt noch habe. O Sie gute, liebe Henriette! Ich kann den Namen nicht genug wiederholen, der meinem Herzen so über alles, so unendlich mehr als jeder andere theuer ist, und ewig sein wird! — —

(Frankfurt a. d. Oder) Sonntag Abend um 12 Uhr.

(Mit deutschen Lettern.)

Wundern Sie sich nicht über die neue Gestalt meines Briefes, liebe Henriette. Sie fragen mich in Ihrem vorletzten Briefe, ob es mir wohl gleichviel sei, ob wir uns deutsch oder hebräisch schrieben? Ich schließe aus der Frage, daß Sie lieber deutsch schreiben wollen. Hab' ich Sie unrecht verstanden, so sagen Sie's mir, und Sie sollen wieder hebräische Schrift bekommen. Aber warum fragen Sie mich erst? ist es nicht Bewegungsgrund genug etwas zu wollen, daß Henriette es will? Gewiß, meine Theure, das ist es, und nicht

bloß in Kleinigkeiten, wie diese, sondern auch in wichtigen Dingen. Glauben Sie darum nicht, daß ich Ihnen überall blindlings folgen werde. In vielen Stücken werd' ich's gewiß, aber in allen wird Henriette selbst es nicht wollen. Aber mein Herz, das gesteh' ich, wird zuerst immer Ihrer Meinung sein, und mein Verstand wird viel Mühe haben, es zu überzeugen, daß doch auch Sie sich vielleicht geirrt haben, daß es Ihnen vielleicht nicht möglich war, die Sache von allen Seiten zu sehn. Aber, um auf das Hebräische zurückzukommen, so ist es mir wirklich gleichviel, wie wir uns schreiben. Das Hebräische ist mir freilich theuer, weil wir uns darin zuerst geschrieben haben. Man liebt auch solche, leblose, an sich nichtssagende Dinge wegen der Ideen, die man damit verknüpft. Es ist vielleicht eine Schwachheit, aber geht es Ihnen nicht auch so, theure Henriette? Doch auf der andern Seite schreiben wir wahrscheinlich beide das Deutsche geläufiger, als das Hebräische, und dann können wir uns vielleicht, ohne mehr Zeit auf unsren Briefwechsel zu verwenden, länger schreiben. Und soll ich Ihnen noch sagen, wie wichtig es mir ist? Und auch Ihnen, gute Henriette, weiß ich, ist es lieber. Es ist nicht mehr bloß Stolz, wenn ich das sage. Es wäre Undankbarkeit, Ihre Liebe zu verkennen. Gott! sie macht mich so glücklich! Mehr zu befürchten haben Sie gewiß auch nicht, wenn wir uns deutsch schreiben. Fände man einen Ihrer hebräischen Briefe, so wäre die Verfasserin doch bald errathen, und je versteckter dann, je schlimmer. Und gewiß, Sie brauchen nichts zu befürchten,

meine Beste. Ich schicke Ihnen ja die Briefe immer wieder zurück; und wer müßte ich sein, wenn ich weniger vorsichtig damit umginge? Ich kenne die Menschen, die mich umgeben, ich weiß, daß sie Sie nicht verstehn würden, selbst Kunth nicht, und an meinen Bruder, so gut er sonst ist, ist gar nicht zu denken. Ach, und ich freue mich so innig, daß ich Sie verstehe, und daß Sie mir das zutrauen, und mir so naiv, so offenherzig schreiben. O! Henriette, sich eines reinen Herzens und schuldloser Absichten bewußt zu sein, und sich dann ganz einer dem andren zu vertrauen, das ist das seligste Gefühl. Sagen Sie mir, könnte ich bei der heißesten, aber nicht so edlen, nicht so reinen Liebe des schönsten, klügsten, besten Weibes, eines Weibes wie Henriette, wenn solch ein Weib auch einer solchen Schwachheit fähig wäre, nur halb so glücklich sein, als ich es jetzt bin? O! meine Theuerste, ich bin von gewissen Seiten beneidenswerth glücklich, beneidenswerth glücklich, daß ich Sie gefunden, daß Sie mich lieben. Der Gedanke an Sie tröstet, richtet mich bei jedem Kummer, bei jedem Verdrusse auf; und wenn er mich manchmal nicht heiter zu machen vermag, so macht er mich doch ruhig, und versetzt mich in einen Kummer, der selbst so süß ist! — —

(Frankfurt a. d. Oder) Dienstag Abend um 7 Uhr
[Anfang 1788].

Wie herzlich hab' ich mich gefreut, Deinen und unsres lieben A.'s Brief zu erhalten! O! wenn Du

so ganz wüßtest, so wie ich's fühle, wieviel mir immer jeder Deiner Briefe ist, wie oft ich sie lese, wieviel Freude mir jede Zeile macht! Es ist ja der einzige Genuß jetzt, wo wir von einander getrennt sind! Wohl uns nur, daß wir es nun nicht mehr lange sein werden, daß ich nun mit jedem Tage den Augenblick näher sehe, wo ich meine Henriette und meine Brenna *) wieder in meine Arme schließe! — Der arme A. Er schreibt mir, Mittwoch spätstens reise er ab. Ach Gott! vielleicht sitzt Ihr jetzt eben zum letztenmal auf lange Zeit beisammen. O! könnte ich doch auch diese wehmüthige Scene mit Euch theilen. Wie Euch sein muß, wenn Ihr nun wieder allein seid! — — Was A.'s Vorschlag betrifft, so billige ich ihn völlig. Wollten wir wohl so stolz sein zu glauben, daß wir alles so gut eingerichtet hätten, daß es keiner Verbesserung mehr fähig wäre? Und wenn wir das nicht glauben, muß dann nicht jedes Mitglied, eben so gut als wir das Recht haben, neue Vorschläge zu machen? Darum, daß wir die ersten waren, welche die Verbündung stifteten, kommt uns doch nicht eigentlich ein Vorrecht zu. Und wer weiß, ob wir nicht durch solche neue Mitglieder manche gute neue Idee mehr erhalten. Schreibe doch also A. und bitte ihn, Deinen und seinen Vorschlag, wenn er's noch nicht gethan hat, den Regeln zuzusetzen. Vergiß auch nicht, mir den von A. erfundenen Chiffre zu schicken. Du weißt, daß ich mir A.'s Aufsatz abgeschrieben habe. Ich werde mir ihn

*) Die Schwester der Herz.

denn auch im Chiffre abschreiben, und das alte verbrennen, damit wir ganz sicher sind. — Wie soll ich denn A.'n jetzt schreiben? Geradezu, oder durch Dich, liebe Henriette? Schicke mir doch, wenn ich geradezu schreiben soll, seine Addresse. Ich weiß nicht einmal recht den Ort, wo er ist. Ich dachte er hieße Schönebeck, aber er schreibt mir von Schöningen. Schreibe es mir doch recht ausführlich. — Der gute B. grüße tausendmal. Ich erwarte mit sehnlichem Verlangen ihren zeigbaren, aber noch mehr einen nicht zeigbaren Brief von ihr. — Du, Henriette, wirst mir doch wohl auch bald wieder schreiben? O thue es ja! Bedenke nur, wie wenig Freude ich ohne Deine Briefe habe. Und es macht Dir, das weiß ich, ja auch Vergnügen, mit einem Freunde zu reden. Lebe nun wohl, meine beste, theuerste Henriette! Gott! Ich liebe Dich unaussprechlich. Du hast mich so glücklich gemacht. Wärest Du es nur halb so sehr auch durch mich geworden! Lebe wohl, traute Freundin, und liebe Deinen

W.

Den 11. November.

Ich kam den 8. zurück, Ihr Lieben, und fand Eure Briefe hier. Mit welchen Empfindungen sie mich erfüllten, kann ich Euch nicht beschreiben. Ich antwortete Euch gleich den folgenden Tag ein paar Zeilen. Tausend Geschäfte und Sorgen — denn noch nie erinnere ich mich einer Zeit, in der ich so wenig zu mir selber komme, als jetzt — hinderten mich, Euch mehr zu sagen. Gestern erhielt ich auf Einmal

Eure Briefe durch Bing. Ihr könnt nicht glauben, wie ich erschrack, als ich sah, daß Ihr meinen ersten Leipziger Brief nicht empfangen hattet. Ich lief gleich hin zu dem Menschen, dem ich die Besorgung übertragen hatte. Zum Glück beruhigte er mich. Er sagt, Du wärst, Jette, grade einen Tag früher von Leipzig abgereist, als er, er habe also den Brief dem ältern Vieweg gegeben, der Buchhändler in Berlin ist, und Vieweg habe versprochen ihn zu besorgen. Hast Du ihn also nun noch nicht, so schicke gleich zu Vieweg hin, und gieb mir augenblicklich Nachricht. Ich hoffe es soll alles gut gegangen sein. Auf meinen Kommissionair kann ich mich verlassen, und Vieweg kenne ich auch. Ich habe überdies gesagt, daß der Brief nicht von mir, sondern von einem guten Freunde von mir sei. — —

Ob wir das langsame Jahr überspringen, und K. V. B. gleich aufnehmen wollen, mein K.? Ist das noch eine Frage? Das Jahr war nur festgesetzt, damit jeder Gelegenheit hätte, den Neuaufzunehmenden genau kennen zu lernen. K. V. B. kennen wir jetzt schon, K. kennt sie, Du kennst sie, und wir kennen Euch und Eure Menschenkenntniß. Ueberhaupt gesteh' ich Dir, lieber K., daß es mir nicht ganz gefällt, eine Zeit zu bestimmen, eh jemand aufgenommen werden soll. Welche Zeit man auch so allgemein annehmen mag, so läßt sich nicht vermeiden, daß sie nicht im einzelnen Fall zu kurz oder zu lang sei. Suche die Stelle, wenn Du die Regeln für K. abschreibst, anders zu fassen. Ueberhaupt kannst Du vielleicht bei dieser

Abschrift noch manche kleine andre Abänderung machen. Wichtige wüßte ich zwar nicht, aber z. B. stehen Zeichen darin, die doch keiner von uns je macht, kaum weiß, die auch Herzen, die sich lieben, und eine natürliche Sprache durch Miene und Blick kennen, leicht entbehren können. Bliebe dies und vielleicht einiges Andre weg; so würde auch unsre ganze Loge weniger die Gestalt eines Ordens haben. Denn nimmt man nun das Wesentliche aus der Loge heraus; so läßt sich doch alles auf folgende sehr simple Sätze herausbringen:

Der Zweck unsrer Loge ist Beglückung durch Liebe. Daher hat auch ein Verbündeter gegen den andern eigentlich keine Pflichten. Denn die Liebe kennt keine Pflichten. Sie beseligt eben darum so sehr, weil sie für das, was Andre aus Pflicht thun, höhere beglückendere Prinzipien kennt.

Weil der Zweck der Loge Beglückung durch Liebe ist, und der Grad des Glücks wahrer Liebe immer im genausten Verhältniß mit dem Grade der moralischen Vollkommenheit der Liebenden steht; so ist moralische Bildung das, wonach jeder Verbündete am eifrigsten strebt.

Die Verbündeten haben alle Schranken des *bloß konventionellen* Wohlstandes unter einander aufgehoben. Sie genießen jede Freude, die nicht mit dem Verlust höherer Freuden erkauft wird.

Jeder Verbündete geht mit jedem Neuaufgenommenen eben so vertraut um, als mit den alten Verbündeten. Dadurch werden die sonst nothwendigen langen Prüfungszeiten erspart, dadurch wird der erste

Augenblick der Bekanntschaft eben so beseligend gemacht, als sonst vielleicht erst das zweite Jahr hätte sein können. Wie sehr fühlte ich das mit L.!

Gleichsam um beweisen zu können, daß wir zu einander gehören, haben wir ein simples äußerliches Zeichen, den Namenszug der Verbündeten.

Ich soll also, lieber K., nach Erfurt oder Rudolstadt, K. aufzunehmen.*) Gern will ich's thun. Wer könnte so eine Freude versäumen. Aber freilich wird's Mühe kosten, es mit meinen Geschäften zu vereinigen. Mehr als vier, fünf Tage werde ich nicht abwesend sein können. Schreibe mir mehr von Kn.'s Karakter. Nicht so bloß Bewunderung. Schildre mir sie genau. Schreib mir allenfalls einige interessante Gespräche, die Du gewiß mit ihr hattest.

Was mein Journal betrifft, so streiten sich Kunth und Du, liebe Jette, wahrlich um ein Ding, das gar nicht vorhanden ist. Ich schrieb nur sehr wenig auf, von den meisten Orten nichts, und was aufgeschrieben ist, ist so unleserlich, daß nur ich es herausbringen kann. Ich werde aber jetzt noch es umarbeiten, und dann erhälst Du — kannst Du noch fragen? — alles.

May und Gentz, die Du in L. sprachst, kenne ich nur von Ansehn. Sie haben mir Deinen Gruß gebracht. May ist ein guter Mensch, und der vertrauteste Freund von Kn.'s Bruder Franz. Gentz ist ein Windbeutel, der jedem Weibe den Hof macht.

Nun lebt wohl alle Drei. Schreibe mir bald, K.,

---

*) Karoline von Dacheröden, Humboldts spätere Frau (1791).

recht ausführlich über alle Punkte dieses Briefes. Sei indeß glücklich. Gewiß, Du wirst noch einmal L. besitzen. Arbeite nur, Deine Lage zu verändern. Kommst Du denn nicht nach Berlin? Du schreibst mir doch bald, Jette? Und Du, o! geliebte B. Ich hatte so lange nichts von Dir. Soll denn Dein W. nicht mehr durch Dich glücklich sein? Euer W.

Für L. erhaltet Ihr Sonntag einen Brief.

Alexander von Humboldt an Henriette Herz.

4. Sept. 1788.

Wer des Scherzes Feind ist, trete nicht in unser Heiligthum. Wieland, Kleine Schriften.

Fr. Hofräthin Herz. Hab' ich nicht immer gesagt, daß der Humboldt ein rechter Windbeutel sei? — Mad. Veit. Er verspricht so viel und hält so wenig, daß ich fast glaube, meine Verheißungen werden erfüllt. — H. H. O mit den Pleureusenmenschen hat er schon so manches gemein. Schade nur um sein bißchen Gutmüthigkeit, um . . . — M. V. Ach, um das alles fürchte ich, wird sich noch eine dicke Pleureuse schließen, wie die Schuppen im Luzian. H. H. Nur mit dem kleinen Unterschiede, daß diese abfielen. Aber diese Pleureusen hängen so fest! Der Mensch, der Freund verschwindet dann ganz und was bleibt . . . M. V. Und was bleibt ist eine bunte Lappengruppe. Doch so arg wird es ja wohl . . .

H. H. Da kommt Bär. Sieht er nicht recht

böse aus. — M. V. Sie haben meinen Bruder Joseph auch recht lange nicht besucht. — H. H. Sie sind gewiß wieder böse! Bär! Bär. Ach, ich habe garkeine Zeit dazu. Den Augenblick muß ich zu Jenner, von Jenner zu . . . H. H. Eine passende Antwort auf meine Frage. — — M. V.! Ei! Die Antwort galt mir. B. Ich verstehe Sie alle beide nicht. Freilich habe ich viel zu thun. Denken Sie nur. Erst die Chemie, dann die Pathologie und dann . . . Man glaubt garnicht, wie wenig Zeit mir übrig bleibt. — H. H. (leise). Sagt ich nicht, daß er böse wäre. (laut) Nicht wahr, Bär, Sie haben es übel genommen. — B. Was denn? Sie fragen mich auch so lange, ob ich böse bin, daß ich es bald darüber werden könnte. Doch nun habe ich auch keinen Augenblick Zeit mehr (geht hinaus).

M. V. Ein drolliges Intermezzo! Dem guten Bär möchte ich wohl ein paar Quentchen besserer Laune kaufen. — Es ist ein so braver Mensch. — H. H. Die könnte ihm Humboldt abgeben, der versteht die Kunst zu lachen. Sind die Menschen unterhaltend, so lacht er mit ihnen. Sind sie langweilig, so lacht er über sie. Die Moral ist nicht so übel. — M. V. Wenn sie unschädlich ist. Bequem ist sie wenigstens immer. — H. H. Medisiren thut der Humboldt noch am erträglichsten. Wenn er keinen anderen Stoff dazu hätte, ich glaube, er medisirte über sich selbst. — M. V. O, dazu hat er zu viel Eigenliebe. Die Männer . . . — H. H. Eigenliebe? Daß Du Dich doch nie an meine Unterschiede gewöhnst. Lieben, Liebe haben, verliebt

sein . . . Das sind ja himmelweit verschiedene Dinge. M. V. Thust Du nicht, als hätte ich geehrt und gut, schön und angenehm, gelehrt und klug, klug und weise . . . ja ich weiß nicht was zu Synonimen (sic) gemacht. Nun, so ist Humboldt in sich selbst verliebt. Sagt so die Cyprische Grammatik? — H. H. Ach! Liebe, das klingt wieder gar zu hart. Es giebt der Thorheiten so viele auf diesem Erdenrund. Ich glaube fast der kritische Fall wird nimmer eintreten. M. V. Das heißt den Zweifel von sich schieben, ohne ihn zu lösen. Dabei fallen mir jene alten Philosophen ein. Der eine sagt: Wie wenn Dich jemand früge: . . . . O ruft der andere; Es wird mich ja wohl niemand fragen! Doch wer klopft da? — H. H. Ich fürchte einen langweiligen Besuch. Die großen Helden mit den weitlauftigen Reden, langweilige Sterbliche. — M. V. Etwa Amor . . .

H. H. Ich habe den lebendigen Tod. — M. V. Gut, daß es der lebendige war. Für diesmahl nur Amor mit dem orangenen Mantel! Ein Brief. — H. H. Gieb ihn, Liebe (besieht den Brief). Wenn ich Humboldts Faulheit nicht kennte, ich schwöre, es wäre seine Hand (bricht auf)! Lebts! Von ihm. — M. V. Ei. laß doch hören. H. H. Wenn er doch nicht so klein und unleserlich geschrieben wäre (liest laut): „Ihnen, verehrungswerte Freundin, Ihnen sei diese „Stunde ganz geweiht.“ — M. V. Das fängt ja hochtrabend an. Ich fürchte das Ende. — H. H. „Schon sind 3 volle Wochen verflossen, daß ich nichts „von Ihnen gehört, keinen der Ihrigen gesehen habe.

„Meine Vernunft sagt mir, es wird bald eine längere „Zeit vergehen . . . Wie? Kann eine trübe Zukunft die „Gegenwart erheitern? Elender Trost.“ — M. V. Und doch eine Arznei, die noch so oft gebraucht wird. — H. H. „Ich bin Ihnen Rechenschaft schuldig für „die späte Erfüllung meines Versprechens, die kann „ich Ihnen leicht ablegen. Ein fast 8tägiger Aufent„halt auf der Hinreise“ (legt den Brief nieder). Ein Schreibfehler. Soll nur 4 Tage heißen, wie mir Zöllner gesagt. — M. V. Ja er rechnet die Herreise mit. Als Entschuldigung läßt man das gelten. — H. H. „Zöllners Anwesenheit.“ M. V. Der schon „seit Montag wieder hier ist. — H. H. „Antrittbesuche „und mancherlei andere kleine Hindernisse mögen mich „entschuldigen. Mit dem Können und Wollen, wissen „Sie, ist es ein wunderbares Ding. Wenn ich einmal „eine Welt einzurichten habe“ . . . M. V. Die mögen der H. v. Humboldt auch allein bewohnen. Ich bleibe hier. — H. H. „Werd ich die Ordnung einmal „umkehren und das Können vom Wollen abhängig „machen. Nicht wahr, meine Beste?“ — H. H. Der Brief ist wie ein Gespräch. „Meine Lage ist wie „ich sie Ihnen vorher schilderte. Es giebt hier der „Menschen mit den guten Herzen so viele, daß einem „ganz bange wird. Die Mädchen sind affectirt und „die Weiber einfach wie die Natur in ihren Gesezen. „Wie sehr sehne ich mich nach Berlin zurück. Unsere „Abreise ist auf übermorgen angesetzt. Ich fürchte „la trinité se passe etc. Da ich erst in ein anderes „Klima komme, so weiß ich nicht, wenn ich Sie alle

„einmal wiedersehe. Vielleicht, daß wir schon den „Dienstag Tegel verlassen. Empfehlen Sie mich „Ihrem vortrefflichen Manne und Ihrer Freundin" — (M. Veit macht eine Verbeugung nach ihrer Art) „und sagen Sie beiden so viel liebes und gutes, als „Ihnen Ihre Beredsamkeit einflößt. Den lieben „Freund Bär umarme ich in Gedanken. Und nun „leben Sie wohl, verehrungswerthe Freundin, und „vergessen Sie einen jungen Menschen nicht, der Ihrer „Güte und Freundschaft immer werther zu werden „sucht. Ringenwalde, den 4. September 1788. A. „v. Humboldt." (legt den Brief wieder zusammen). Der gute Humboldt! wenn er unser voriges Gespräch gehört hätte. — M. V. Ich habe nichts übles von ihm gesagt. — H. H. Und ich noch weniger. — M. V. Und hätte er es auch gehört. Unter allen seinen Eigenschaften ist das mit die beste, daß er Scherz mit Scherz erwiedert.

Noch ein kleines Nachspiel!

Bär. Ein Brief von Humboldt ist da? O zeigen Sie ihn mir doch. — H. Herz. Ei. Sie haben ja keine Zeit dazu. Erst die Chemie und dann . . . B. Wie ich hätte auch der Freundschaft keine Zeit aufzuopfern? Das denken Sie von mir. — H. H. Das wohl nicht. Aber es steht mancherlei von Ihnen darin. Sie möchten es übel nehmen. — B. Ei von einem Freunde muß man nichts übel nehmen. — H. H. Wenigstens war die Absicht gewiß uns ein paar fröhliche Augenblicke zu machen und wenn der Brief auch

nicht witzig ist, so ist er doch von ganz eigener Art. Da lesen Sie ihn selbst.

Ende des noch nie gesehenen Familienstücks.

Die Antwort muß ich leider verbitten. Denn der Brief wird mich nicht mehr hier finden.

Alexander von Humboldt an Henriette Herz.

Berlin, den 4. April 1796.

Wenn alle Träume so süß als mein gestriger wären, so möchte ich mein ganzes Leben in einen Traum umschaffen. Noch nie ketteten sich meine Ideen auf eine so wahre und doch sonderbare, auf eine so sonderbare und doch so angenehme, auf eine so angenehme und doch so lehrreiche Art an einander; noch nie. Doch wozu diese Einleitung. Wer wird jetzt wohl noch ein Buch mit einer Vorrede schreiben, oder wenn der Verfasser unmodisch genug ist, es zu thun, wer wird beim Lesen die Vorrede nicht überschlagen? Hören Sie gleich den Traum und urtheilen Sie Selbst, meine Freundin.

Daß unsere Träume sich nach den, leider! noch so wenig entdeckten Regeln unserer Ideenassociation richten, darüber sind wir einig. Ich erzähle Ihnen daher, was meinem Traume vorherging. Ich las in einem alten griechischen Weltweisen — erschrecken Sie nicht über meine Gelehrsamkeit, es war diesmahl eine französische Uebersetzung — ich las also die Worte des Alcibiades: „Verstand und Tugend sind in einem Manne verehrungs-, in einem Weibe anbetungs-

14*

würdig." Ich machte mein Buch zu, dachte, so gut ich konnte, darüber nach — und meine äußeren Sinne fingen allmählig an, sich zu verschließen. Da stand auf einmal ein ehrwürdiger Greis neben mir, der im jugendlichen Alter an Bildung dem schönen Sohne des Klinias nicht unähnlich gewesen sein könnte. Er drückte mir freundlich die Hand und sagte: Folge mir, Jüngling, ich will Dir Menschen zeigen. Ich folgte dem Greise und er führte mich in eine prächtige Stadt mitten unter das Getümmel von Leuten, die alle große Mäntel trugen und das Gesicht verhüllten, so daß man kein Geschlecht von dem andern unterscheiden konnte. Als wir über eine Brücke gingen, sah ich zur Rechten, ein Heer purpurner Mäntel und Köpfe, welche mit Kronen geschmückt waren. Einige sangen Lieder in fremden Zungen, andere machten Epigramme auf die Tugend ihrer Mitmenschen etc. Hüte Dich vor ihnen, sagte mein Führer, denn es sind Königinnen. Kaum erblickte mich eine, so rief sie zu mir: Ah. Mr. de . . . Aber es blieb bei dem bedeutenden von, mein Führer riß mich hinweg und versetzte mich auf einmal in einen angenehmen Spaziergang. Hier sahe ich 3 Wesen, welche, so wenig ich sie kannte, ein sonderbares, sehnsuchtsvolles Gefühl in mir veranlaßten. Der Greis befahl mir mich ihnen zu nähern und versprach auf einer nahen Rasenbank auf meine Rückkunft zu warten. Unsichtbar schlich ich mich hinter der rätselhaften Dreiheit her. Alles was ich hörte, war so verständig, so männlich schön, daß ich zu glauben anfing, es wären 3 edele Jünglinge, welche

die Weisheit ihres Lehrers wiederholten. Man beschloß endlich auf die Arbeit des Tages eine kleine Ergötzlichkeit folgen zu lassen. Jedes der Drei schlug eine eigene Art davon vor, jedes nahm völlig den Vorschlag der anderen an. Man sprach schon von der Ausführung, und noch hatte man sich nicht entschlossen. Denn jede der guten Seelen wollte was die andere wollte. Ein Zufall entschied, man sah Pomeranzen, man wollte Pomeranzen kaufen. Schon war alles gelagert, schon fing man an Zubereitungen zu machen und — was glauben Sie meine Freundin? — zwei Mäntel erhoben sich wieder, lachten über den Vorschlag der anderen und alle eilten unverrichteter Sache davon. Da lachte ich über mich selbst und über meinen vorigen Irrthum. Ich merkte wohl daß ich in Gesellschaft von Damen war und die Drei verständigen Damen wurden mir jetzt zehnfach interessanter, als es mir vorher die drei verständigen Jünglinge waren. Ich nahm sie näher in Augenschein und fand, daß die mittlere groß und majestätisch schön wie Minerva war. Sie hatte einen weißen Mantel über die Schulter geschlagen und ihr Kopfzeug war, wie soll ich ihn würdiger loben? als hätte ihn die Natur mit eigener Hand geordnet. Zur Rechten hatte sie die Dame, welche das Pomeranzenprojekt zuerst vereitelt hatte in einem lieblichen, veilchenblauen Mantel. Was zur linken ging, machte mir Mühe zu entdecken. Die Dame ging mit geneigtem Haupte und war schwarz gekleidet. Ich wagte es ein Stückchen ihres Kleides umzuschlagen und da fand ich daß die innere Seite rosenfarbig

war. Eine schöne Seele in einer etwas finstern Hülle dacht' ich. Wohl ihr, daß sie wie manche andere ihres Geschlechts den Mantel nicht umgekehrt und die innere Seite nicht zur äußeren macht. — Ich folgte noch immer diesen liebenswürdigen Geschöpfen, ich hörte aufmerksam auf ihre Gespräche. Da zog wieder ein Purpurmantel mit einem Diademe vorüber. Aber in der Gesellschaft solcher Frauen, hielt ich mich auch ohne meinen Führer stark genug, dem Diademe nicht zu folgen. Einige Schritte von uns lag ein unglückliches Mädchen am Wege, welches Räuber gemißhandelt hatten. Sie war halb nackt und mit Wunden bedeckt. Der Purpurmantel nahet sich ihr, stößt ein Paar italien. Seufzer o cielo, misera fanciulla aus und wirft dem Mädchen aus Mitleid — ein Paar unnütze Goldstücke in den Schoß. Indeß nahen sich meine Drei Mäntel. Der weiße seufzt, der veilchenblaue lacht und der schwarze sieht bekümmert in sich hinein. Sonderbare Ausdrücke des Schreckens, dachte ich bei mir selbst. Die 3 Damen werfen plötzlich ihre Mäntel ab und jede streitet um den Vorzug dem Mädchen den ihrigen zu geben. Es war mir, als sähe ich Drei Tugenden in der Seele eines großen Mannes streiten. Die größte unter den Damen siegte, sie stand nun enthüllt vor mir, ich wollte sie anschaun, aber eine unsichtbare Macht entzog mir den Anblick und ich saß auf einmal neben meinem alten Führer auf der Rasenbank. „Ich habe Menschen gefunden rief ich in dem Taumel des Entzückens. Dank, tausendfacher Dank sei Dir, ehrwürdiger Greis,“ und hier folgte die Er=

zählung alles dessen was ich gesehen. Dann schwiegen wir beide, mein Führer sah mich traurig an und sagte: Auch ich war einst ihr Vertrauter, aber ein widriges Schicksal trennte mich von ihnen. Willst Du die Frau von Angesicht kennen, die ihren Mantel dahin gab, so betrachte dies Bild.

Die Natur wollte einen Mann schaffen, aber sie vergriff sich im Tone und schuf ein Weib.

Ich betrachtete das Bild und erkannte wen? nein das erfahren Sie nicht meine Beste. Ich blickte wieder auf und siehe. Der ehrwürdige Greis war in einen schönen Jüngling verwandelt. Eine Orikel schwebte über seinem Haupte, ich wollte ihn umarmen — aber das Traumgesicht verschwand.

Alexander.

Berlin im Mai 1796.

Wer nicht mit uns denkt, empfindet und spricht, wird schwer diesen räthselhaften Traum errathen. Aber für den war er auch nicht geschrieben. Wie ich Ihnen und den Ihrigen vorlas, steht er hier. Ich habe kein Wort verändert. Es ist eine unreife Frucht, deren Sinn vielleicht nicht ganz — — Heben Sie dies Blatt auf, so kann es uns nach einer langen Reihe von Jahren vielleicht einmal wieder einen lustigen Augenblick verschaffen. Den Schlüssel verliere ich nicht, der ist an einem Orte, aus dem man leider auch das nicht verliert, was man los sein will.

Briefe Börnes an Henriette Herz.

Dienstag, den 9. November 1802.
(Vormittags 12 Uhr.)

Mir ist nicht wohl, mir ist nicht weh. Ich bin nicht froh, ich bin nicht traurig . . . . . . Mein Herz klopft in langsamen, starken Schlägen . . . . . . Wenn nur bald jemand käme, mir wird die Zeit lange. Jetzt schlägt es 12. Es wird erst um halb 3 gegessen. Diese Einrichtung gefällt mir nicht, doch ich will und muß mich drinn schicken und mein Mißbehagen verbergen. Ich bin so ängstlich. Warum? Ich wollte ich hätte Herzen schon gesprochen. — Wie gefällt mir Madame Herz? Ich habe sie noch nicht recht angesehen. Schön ist sie, auch höflich und zuvorkommend gegen mich. Wenn sie nur nicht stolz ist: das wäre mir fatal; denn ich mache nicht gern Complimente, und Madame Herz wird wissen, daß sie sehr gelehrt ist und den Ruf dafür hat. Lion, Lion, nimm dich in acht und sey nicht dumm! Wenn sie nur alle mögliche Vollkommenheiten hätte, damit ich ihr nicht zu schmeicheln brauche. — Wer ist denn wohl das Mädchen, das ich bey Madame Herz gesehen habe? Ihre Tochter? nein. Sie ist ja schon ziemlich erwachsen. Ihre Schwester? das kann seyn. Wenn sie nur auch im Hause wohnte,

sie gefällt mir sehr. — Ich bin neugierig was der Bruder der Madame Herz für ein Mensch ist. Wenn wir nur gute Freunde werden. — Mein Zimmer gefällt mir nicht. Es wird mir wohl noch manches mißfallen. — Ich habe mir aber auch alles zu schön, zu herrlich ausgemalt ..... Wie träumte ich diese Nacht mit offnen Augen, so freundliche, liebliche Träume! — — — Und nur Träume? — — Wird die Wirklichkeit meinem Bilde nicht entsprechen? Geduld, es muß sich bald zeigen. — O nur Menschen, guter Gott, nur gute Menschen, die mich lieben, die ich lieben kann. Jetzt wird mir besser. Ich fühle mich leichter. — — Es ist eine Leere in meinem Herzen, ein Verlangen in meiner Brust; soll denn nie diese Lücke ausgefüllt, dieses Sehnen nie gestillt werden? — niemals? — — Nur eine Seele, nur ein Herz dem ich ergeben bin, und weiter nichts — — Henriette, gute Henriette! — — — Die Gedanken, die ich in Gießen, in den ersten Stunden meines dortigen Aufenthaltes hatte, dieselben dringen sich mir auch heute am ersten Tage meines Hierseins auf. — .... Jetzt schlägt es halb 3, jetzt wird Professor Herz bald nach Hause kommen. — Ich bin sehr froh daß die Frau Professorin keinen Puder in die Haare, und keine Ringe am Finger trägt. — Ich wollte mich sehr freuen, wenn ich Madame Herz recht lieb bekommen könnte. — Was soll ich denn zu Herz sagen? Ich bin ein wenig verlegen. — — —

Dienstag, den 9. November.
(Nachmittags 5 Uhr.)

O, es sind herrliche Menschen! wie gut und herzlich. — ...... Ihre Schwester, wie munter und liebenswürdig ... Noch nie hat mir ein Frauenzimmer besser gefallen. Hat sie nicht einige Aehnlichkeit mit H.? Gutes, liebes Mädchen ... O wüßtest Du, wie oft ich an Dich denke, wie hell Dein Bild noch in meinem Herzen lebt, wie warm, wie brüderlich ich Dich noch liebe!!! Du warst das erste Geschöpf, das mich erfahren ließ daß ..... Du warst das einzige Herz, dem ich theuer und lieb war! — Wann werde ich Dich wiedersehen? Deine blauen Augen.

(Nachts 11 Uhr.)

Welche Augen! Welch ein holdes Lächeln! Welche Freundlichkeit umfließt den Mund! — Ich habe keine Worte. — Wer die Sprache erfand, hatte kein Gefühl für Schönheit; das erste schöne Weib hätte seiner Erfindung gespottet. — Ich habe keine Worte ..... O, daß es mir gelänge, die Zufriedenheit und den Beyfall dieser liebenswürdigen Frau zu erlangen. — Ich will alles thun was ihr gefallen muß: alles was gut ist und schön. — Gott des Traumes! Schicke mir liebliche Träume ...... So wäre nun der erste Tag vorüber. Und so wird der zweite und der dritte, so werden sie alle verfließen. — Furcht und Hoffnung. — Ich bin schwach, sehr schwach, und nicht gewohnt meinen Leidenschaften Zügel zu geben, und bin in einer Stadt, wo mich Verführungen, Reizungen

und Lockungen aller Art umgeben. Werde ich mich nicht sehr bald zum Bösen verleiten lassen? Und mein heißes Blut? — Nein. — Madam Herz — Nein. — Schon 12 Uhr? — Bescheine mich freundlich, morgende Sonne, bescheine mich freundlich und sey mir hold! — Ich bin noch gar nicht schläfrig. — —

An seine Eltern.

Sonnabend, den 13. November.
(Morgen um 10 Uhr.)

Montag Abend bin ich hier angekommen. Ich war sehr müde und blieb die Nacht im Gasthofe. Den andern Morgen um 10 Uhr ging ich zu Herrn Professor Herz. Ich traf ihn nicht zu Hause, aber seine Frau ... Sie können sich denken, liebe Eltern, daß ich ein wenig Herzklopfen hatte, als ich zu Madam Herz in die Stube trat. Meine Aengstlichkeit verlor sich sogleich nachdem ich sie gesehen und gehört hatte. Sie empfing mich sehr freundlich. — Herz ist ein sehr guter Mann. — Madam Herz besucht mich oft in meinem Zimmer .... Sie kann mich sehr gut leiden. — Sie kennt 4 fremde Sprachen. Haben Sie das je von einer Frau gehört? Sogar griechisch. — Ich will mich recht gut aufführen, liebe Eltern, und fleißig seyn, damit Mad. Herz mit mir zufrieden ist. — ...... Ich war auch schon in der Comedie, unsre gefällt mir besser. Aber Iffland müßten Sie spielen hören. — ... Es geht sehr vornehm zu. — — —

Sonnabend, den 13. November.
(Morgen um 12 Uhr.)

Wie still ist es in dieser Straße*), man hört ja kaum alle Stunde einen Wagen vorbeifahren; und eine häßliche Straße. — Mein Zimmer fängt doch an mir besser zu gefallen als im Anfang. — Eine blaue Decke, einen Himmel über mir. — Ein schöner Himmel, statt Engel Fledermäuse! Ich lese die Morlacken; zuweilen lege ich das Buch hin; hör ich aber jemanden kommen so nehme ich's geschwind wieder in die Hand. Ein Symptom der Faulheit würde Professor Herz sagen, wenn ers wüßte. Ja wohl, ja wohl! — Mit welchen Entschlüssen kam ich nach Gießen! Welche gute Vorsätze faßte ich dort! Und hielt ich sie? nein. Wird es mir hier wohl besser gehen? Ja, gewiß! Und schöne frohe Tage breiten sich vor meinen Augen aus; Tage der Freude und des Genusses. — Wie froh bin ich! — — Da gieng sie weg! Ihre freundliche Sorgfalt wegen meinem Butterbrodt entzückt mich. Ich fühle mich so unwiderstehlich angezogen. Ich glaube ich würde ihr ohne Scheu alle meine Gedanken sagen, wenn ich nicht fürchtete sie sagte alles ihrem Manne oder ihrer Schwester wieder. — Herrliches Brodt hat man hier, das muß ich gestehen. Und aus solchen Händen. Wahre Götterspeise. Gestern Abend fragte mich Herz, ob ich auch schon etwas gelesen habe; ich antwortete: nein, und schämte mich zu gestehn daß ich viele Romane gelesen

---

*) Neue Friedrichstraße 22.

habe. Das ist sonderbar, und gar nicht mir gemäß. Ich habe so was nie verhohlen. Und warum denn dießmal? Ich hatte aber noch nie mit einem Herz zu thun. Würde er sich wohl darüber aufgehalten haben, wenn ich's ihm gestanden hätte? — — — Iffland spielt herrlich. Welch eine deutliche kraftvolle Sprache! Er sagte einmal: topp! und schlug in die Hände. Wie schön war das. Die andern gefielen mir nicht, außer das Frauenzimmer, das des Bürgermeisters Frau spielte. (Viertelsmeister Iffland.) Schöne Decorationen! Unser Haus kömmt mir viel größer vor. (Jezt finde ich es anders.) Schlechte Anstalten für Erfrischungen. (Reibedanz Conditorey habe ich erst späterhin entdeckt, ich wollte sie wäre mir immer unbekannt geblieben.) — — — Brenna kann Federn schneiden; das muß ich meiner Schwester schreiben . . . .

An Madam(e) Herz.

Ich habe mich entschlossen, meine Lebensgeschichte in Quart herauszugeben. Das Buch wird folgenden Titel bekommen:

Ludwig Bartel,

ein psychologischer Roman.

Berlin 1804.

An seine Schwester Amalie Spiro.

Sonnabend, den 13. November.
(Nachmittags 4 Uhr.)

. . Gut, liebe Schwester, Du willst es, und ich habe es Dir versprochen . . . . aber ich weiß gar nicht wo und wie ich anfangen soll. Welcher Mensch könnte aber auch hier beschreiben? — Nein, gute Schwester, sey nicht böse, sie gieng so eben von mir weg, — und — ich kann nicht. Ein andermal werde ich geflißentlich einen ganzen Tag ihren Augen auszuweichen suchen, damit ich Dir von ihr schreiben kann. Das größte Opfer meiner brüderlichen Liebe, das ich Dir je gebracht habe, und bringen werde! . . . . . . Alles was man bei uns von ihr sprach, und alles was man uns von ihr erzählt hat, ist nichts. Du mußt sie selbst sehen . . . . . Auch hat sie eine Schwester, die ihr zwar nicht an Schönheit, aber an Liebenswürdigkeit und muntrer Laune völlig gleichkömmt. — Dmlle. Wezlar, erinnre ich mich, war einmal in Verlegenheit welchen deutschen Namen sie sich beylegen sollte. Sie kann sich Brenna nennen, so heißt die Schwester der Mad. Herz. — Unter euch Frankfurter Mädchen, die kein Schweinefleisch essen, habt ihr nicht eine einzige Brenna aufzuweisen. Du und Deine Schwestern mögen diese Unart nicht meinem bösen Herzen zuschreiben. Sie ist wahr, und fließt bloß aus dem Kopfe. — Du solltest nur einmal sehen wie fleißig Brenna ist, und wie schön sie zeichnet. — Zeige diesen Brief ja nicht an Dmlle. Trier, sie würde gewiß sagen: habe ich's doch voraus gewußt, sobald

Dein Bruder nach Berlin kömmt, macht er sich über uns lustig und spottet über uns. Freilich hätte sie so ganz unrecht nicht — die neuen Gegenstände zerstreuen mich noch zu sehr, sobald ich aber wieder zu mir selbst werde gekommen seyn, will ich Anstalten treffen mich in Brenna zu verlieben. Lache nicht, liebe Schwester, es ist mein völliger Ernst. Sage es aber ja dem Vater nicht, der würde denken: dazu hätte ich ihn nicht nach Berlin zu schicken brauchen, das hätte er hier auch thun können. Und er hätte recht. Also ich bitte Dich, erzähle es ihm nicht. — Ich bin recht froh und glücklich hier. Ich fühle mich schon wie zu Hause, oder vielmehr noch besser. — Herz ist ein sehr guter Mann und läßt sich meine Studien recht angelegen seyn . . . .

Ich küsse Deinen Jungen hundert tausendmal. Sobald er schreiben kann, wollen wir recht viele Briefe miteinander wechseln. Ich grüße Deinen Mann und Deine Schwiegermutter recht herzlich. —

Sonntag, den 21. November.
(Abends 7 Uhr.)

Wenn ich Stunde bei ihr habe, das ist meine schönste Zeit; aber lernen werde ich nicht viel. Wer kann aber auch da aufmerksam seyn, wenn man ihr so nahe ist, so nahe ihren schwarzen Augen. —

Ich wollte Madam Herz wäre meine Mutter, oder ich könnte meine Mutter so lieben wie sie. —

Ich merke jetzt, daß ich Mad. H. lieber habe als

alle Menschen. Wenn sie's nur wüßte. Ich habe es ihrem Manne schon gesagt; bey der ersten Gelegenheit will ich's ihr selbst sagen. —

Man hat mir zu Hause viel gesagt, wie mäßig man hier ißt. An unserm Tische finde ich das nicht. — Auch fühle ich nicht das Feuer und die Wißbegierde in mir, die man haben muß, um etwas großes zu werden. —

Ganz sonderbar ist's daß mir Brenna manche Tage gefällt, und manche Tage gar nicht. —

Ich möchte Mad. Herz immer ehrfurchtsvoll den Rock küssen, wenn sie zu mir kömmt. Ich finde darin so was Erhabenes, Herablassendes. —

Gestern habe ich ihre Schwester gesehen, die scheint mir ganz außerordentlich schön. Wer die andere war, weiß ich nicht, aber sie gefiel mir gar nicht. —

Gestern Vormittag habe ich bei Mad. Herz einen Menschen gesehen mit einem blauen Rock, der sieht so recht aus wie ein Frankfurter Judengalant. —

Professor Herz hat zwar ein kluges Gesicht; aber man sieht ihm den großen Mann gar nicht an. —

Mir wird diesen Abend die Zeit recht lang, und Madam Herz war noch gar nicht bei mir. — (Damals kamen Sie täglich zum wenigsten 3, 4 mal in meine Stube und wenn Sie einmal zur gewöhnlichen Zeit Ihres Besuches ausblieben, ward ich ganz unruhig, und fühlte recht was mir fehlte. D a m a h l s. Jezt ist es nicht mehr so. —) — Ein Kenner des menschlichen Herzens und dessen Schwächen, sollte ein Buch ü b e r d i e K u n s t z u s c h m e i c h e l n, schreiben.



Ludwig Börne

Der Verfasser müßte aber ein Franzose seyn. Ich übersetzte es dann in's Deutsche und begleitete es mit erläuternden Anmerkungen. (In Gießen hatte ich einmal einen Entwurf eines Buches: über die Kunst zu schmeicheln, geschrieben. Ich hatte es niemanden weiter als Hezels Tochter zu lesen gegeben; und ich hatte das Unglück mir dadurch auf eine lange Zeit ihre Gunst zu entziehen. Sie können sich leicht denken, wie das zugieng. Um sie wieder zu versöhnen, machte ich ein Anhang zu meinem Buche, worin ich sagte daß bey manchen Menschen, Schmeicheley, auch die allerfeinste, nichts helfe. Dies erwarb mir wieder, was ich verloren hatte.)

Montag, den 29. November.
Morgen 8 Uhr.

Professor Herz will haben ich soll mich am frühen aufstehen gewöhnen, heute habe ich den Anfang gemacht, und ich saß schon um 6 Uhr an der Arbeit. —

Ich kann mirs nicht läugnen, daß ich froh bin wenn Herz nicht bey Tische ist, ich weiß gar nicht warum, denn er genirt mich gar nicht. Und ich kann mich 8 Tage vorher freuen wenn ich weiß, daß ich mit Mad. Herz ganz allein essen werde. —

Brenna ist sehr lustig, bey der kann man sagen, sie nimmt alles auf der leichten Achsel. —

Ich muß lächeln wenn ich zuweilen bemerke wie Herz um mein Eßen so ängstlich besorgt ist. —

Es giebt mir wenig Hoffnung für mich, wenn ich bedenke wie wenig ich weiß und wie viel ich wißen könnte. Zu Gießen hätte ich viel fleißiger seyn müssen. Und warum sollte es hier besser gehen? Madam Herz zu Gefallen habe ich mich noch sehr wenig angestrengt. Ja wenn sie's wüßte, daß ich's nur ihretwegen thue, dann noch eher. Ich suche immer Parallelen zwischen hier und Gießen, ich habe aber noch wenig gefunden. In mir wohl, aber nicht in den Menschen und Dingen.

Die andere Woche höre ich, soll hier im Hause eine große Gesellschaft zusammenkommen, mir ist ein wenig bange unter die Menge neue Menschen zu treten. Man nennt dies ein Kränzchen. Ein schöner Ausdruck, ein Kränzchen, ein Blumenkranz. Mad. H. ist die Rose im Kranz. —

Meine Schwester rief mir noch leise ins Ohr als ich Abschied von ihr nahm: „suche Dich nur ja bei Madam Herz einzuschmeicheln", es ist mir noch nicht gelungen, aber sie hat sich schon den ersten Tag bei mir einzuschmeicheln gewußt. Ueberhaupt ihr ganzes Wesen ist eine Schmeicheley, ein Compliment des Himmels für die Erde. —

Bendavid weiß mir die Logik recht deutlich zu machen. Doch bemerke ich mit Verdruß daß ich in der ersten Stunde aufmerksamer war als in der zweiten, und in der zweiten aufmerksamer als in der dritten. — In Gießen hatte ich täglich 8 Stunden. Ich lernte aber auch zu gleicher Zeit lateinisch, französisch, italienisch, Geschichte, Geographie, Calligraphie, rechnen, deutsche Sprache, und hörte bei Hezel zwey Vorlesun=

gen über die Psalmen und hebräische Grammatik. Endlich lernte ich auch noch arabisch 2 mal wöchentlich. —

Wenn man Mad. Herz so sprechen hört, dann sollte man gar nicht glauben, daß sie so viel weiß. Sie thut sich gar nichts darauf zu gut. Madam Weil in Frankfurth ist unausstehlich stolz, weil sie italiänisch und französisch spricht, und schön ist. —

Freitag, den 3. December.
(Vormittag 11 Uhr)

Ich bin jezt fast 4 Wochen hier. Die Zeit scheint mir bald eine Ewigkeit, bald eine Stunde.

Ich kann mir gar nicht recht vorstellen, daß ich diese Menschen erst seit 3 Wochen kennen soll. Mad. Herz zum wenigsten hat für mich so ein bekanntes Gesicht, daß ich sie schon irgendwo gesehen zu haben glaube; denn als ich sie hier zum erstenmal sah, hätte ich gewußt, daß sie es sey, wenn man mir's auch gar nicht gesagt hätte. — Ich kann mich nicht deutlich machen, aber ich verstehe mich. —

Ich wollte daß mir Bendavid die Geometrie planmäßiger nach einem Buche lehrte. —

Ich habe es nicht gern daß mich Herz über Tisch lesen läßt. Zu einer andern Zeit wäre es mir viel angenehmer; und muß es denn nicht für Madam Herz und ihre Schwester sehr langweilig seyn, immer wenn auch schon gegessen ist, am Tische sitzen zu bleiben, bis ich mit dem Lesen fertig bin? Ich hätte mir die Mutter der Frau Professorinn Herz nicht so vor-

gestellt. Jetzt da ich ihre Schwester ohne Hut gesehen habe, gefällt sie mir nicht mehr so sehr wie sonst. —

Als ich gestern Mittag Madam Herz fragte wer der Schleiermacher sey, von dem sie so oft sprächen, und sie mir antwortete: „ein sehr guter Freund von mir“ kam ich in einiger Verlegenheit; aber ich dachte gar nichts dabei, und wußte mir einen solchen Eindruck dieser Worte gar nicht zu erklären. (Und auch jezt da ich dies abschreibe, weiß ich nicht was ich davon denken soll.)

Das Essen an unserm Tisch ist sehr gut gekocht. — —

Ich kann mich in der That nicht genug verwundern, daß Madam Herz für ihr Alter noch so jung aussieht. Ich antwortete ihr gestern, ich schätzte sie 28 bis 30 Jahr; eigentlich glaubte ich bestimmt zu wissen daß sie erst 24 Jahr alt sey, denn Herr Fränkel hat mir es gesagt. Ich schämte mich aber ihr zu sagen daß ich sie noch für so jung hielt. Warum? kann ich selbst nicht begreifen. Ich sezte also noch einige Jahre zu. Aber 34 das ist erstaunlich. Mir wäre es lieb sie wäre 10 Jahre älter, und noch lieber 10 Jahre jünger. (Sie werden lachen wenn ich Ihnen gestehe, daß mich Ihre 36 Jahr denselben Abend ein wenig verdrießlich gemacht hatten.) —

(Abend 11 Uhr)

Ich komme aus der Comedie und habe mich sehr amüsirt, und viele Thränen geweint. — Wie göttlich spielt Mad. Unzelmann die Maria Stuart! — (Heute

hatte ich die Conditorey entdeckt.) † *) Hier liegen 12 Groschen begraben! gefühlvoller Wandrer, beweine sie! Sie starben an einem Tage ihrem Vater.

Mittwoch, den 15. December.
(Vormittag 10 Uhr)

Ich fühle es daß ich glühe, und mein ganzes Wesen hat sich verändert . . . .

Donnerstag, den 23. December.
(Abend 12 Uhr.)

Als sie Iphigenie vorlas, konnte ich meine Thränen nur mit Mühe zurückhalten. Nicht auf die Worte, nur auf ihren Ausdruck habe ich gemerkt. Gott! Warum muß man sich schämen zu weinen?

Donnerstag, den 30. December.
(Nacht 12 Uhr.)

Noch nie habe ich ein reineres Vergnügen genossen, als diesen Abend in Iphigenie, und die Unzelmann hat mich entzückt. — —

Ich sagte, Mad. Weil hat mich sehr lieb gehabt; und als sie mich fragte ob sie denn auch diese Aehnlichkeit mit ihr habe — allmächtiger Gott! Was ich da fühlte, was da in mir vorgieng, vermag ich nicht mit Worten zu sagen. Ich habe ihr geantwortet, ich kann mich aber nicht besinnen, was. Ich zitterte leise; eine laue Wehmuth ergriff mein klopfendes Herz;

---

*) Grabkreuz im Original.

ein schmerzhaftes, namenloses Gefühl beherrschte mein Innerstes — — — Der Vorhang ist weggezogen, und mit Flammenzügen stehts gräßlich vor meinen Augen: Du liebst sie, und diese Liebe wird Dich unaussprechlich elend machen. — O daß ich in ihr Herz blicken könnte, daß ich wüßte was sie dachte, als sie mir das sagte. — Ahndet sie was ich ihr nicht sagen darf. Und warum sollte sie es nicht wißen? Kann es denn ihren Augen entgangen seyn, wie verlegen ich war? Und wenn sie es weiß, war es Mitleid, Spott, Scherz das in ihren Worten lag? — Da helfe mir jemand heraus, ich will ihn wie einen Gott verehren. — Wie mich das bewegt wie mich das foltert! — — Morgen schenke ich ihr Blumen, und schreibe ihr alles was ich fühle. Sie wird's ihrem Manne sagen, das will ich. — Kein Mensch ist und war mir jemahls werth, und das wußte ich wohl, daß wenn ich liebe, ich rasend liebe. —

Und diese Liebe wird mich, und meine Eltern durch ihren Sohn glücklich machen, oder sie bringt mir grenzenloses Verderben. —

Ich hatte meinem Herzen dies schon längst abgelauscht, doch dachte ich nicht recht gehört zu haben; aber jezt ward es plötzlich laut durch 6 Worte.

Sonnabend, den 1. Januar. (1803.)

Nehmen Sie diese Blumen, als einen Beweis wie gern ich Ihnen Freude machen möchte, von meinem Herzen an. Ich fordre nur eins zum Dank; schenken

Sie mir die schönste zurück. Ich wünschte Sie immer vor Augen zu haben — die Rose. —

Mittwoch, den 1[illegible] Januar.
([illegible] 9 Uhr.)

Er ist tod, und alle meine Freuden sind hin. Ich muß Madam Herz verlassen und das schönste Glück! — Alle meine Gefühle sind abgestumpft; und ich brüte dumpf über mein schreckliches Geschick. Und keinen Freund, an den ich mich festhalte; einsam und verlassen stehe ich da. Er lebt nicht mehr, und man blickt nicht auf mich; ich bin wie unter der Menge verlohren, und man sucht mich nicht. — Von meiner Liebe soll ich scheiden, von meiner Liebe, die an meinem Leben hängt. — Dies Unglück kam mir zu schnell, ich kann es nicht ertragen. — Ein schöner Traum war's, ein wonnevoller Traum, und jezt habe ich ausgeschlafen. — Und wie wird sie ihr Unglück tragen können? — Allgütiger! Nimm nur von ihr die Last, lege mir sie auf, daß ich völlig zu Boden gedrückt werde. Mache sie nur froh und glücklich und laß mich sterben. Sterben? Wie kann ich sterben, ist denn ein Leben ohne sie?? — — Könnte ich meinen Schmerz nur denken, dann wollte ich mich eher beruhigen; hätte ich nur Worte, ich würde mich trösten. —

(Nach 12 Uhr.)

Sie will mich behalten, ich soll nicht weg von ihr. Hört Ihr's Ihr Menschen?

Sonnabend, den 22. Januar.

Ich kann es nicht fassen, dies unverhoffte, herrliche Glück. Sie gewährt mir gerne, mich ferner an ihren Augen zu sonnen. —

Sonntag, den 30. Januar.
(Abend 7 Uhr.)

Ich habe ihr Blumen geschenkt, ich habe ihr Freude gemacht, und ich beneide keinen König. — —

O beweine mich, beweine Deinen armen verlohrnen Freund; ich bin unglücklich, unaussprechlich unglücklich. Halte dieses nicht für die Sprache einer üblen Laune. Ich allein bin die Quelle meines Jammers, die Quelle die nie versiegen wird. — Der ewige Kampf meiner Leidenschaft mit der Vernunft; das macht mich elend, und ich werde es immer bleiben, denn endlos ist dieser Kampf. —

Sonntag, den 27. Februar.

Sie haben das seidne Band zerschnitten, das mir so werth war, weil Sie mir es schenkten. Sie haben mir einen frohen Tag verdorben. Können Sie meinem Herzen so wehe thun? —

Montag, den 28. Februar.

Ich bin in der schrecklichsten Lage, dorthin zieht mich die Vernunft und hierher reißt mich mein Herz. „Schweige", ruft jene, „rette Dich", spricht dieses.

Ja, ich will, ich darf, ich kann nicht mehr schweigen. Soll ich mein Innerstes zerreißen? — Edle Frau, verzeihen Sie mir, vergeben Sie meinem Herzen, wenn es fehlen sollte, es ist ein Kind, ein schwaches krankes Kind. — Ihre Schönheit, Ihre Liebenswürdigkeit, und Ihre freundschaftliche Theilnahme an mich, hat schon längst in meiner Brust eine Leidenschaft angefacht, die mich glücklich oder elend [machen], die mir nützen oder schaden wird, nachdem Sie es wollen oder das Schicksal es beschlossen hat. Ihre Menschenliebe verspricht mir: Sie werden nicht zürnen; Ihr edles Herz läßt mich hoffen Sie werden mich dulden, aber mein Unwerth raubt mir jede Hoffnung. Unmöglich kann Ihnen meine heiße Liebe entgangen seyn, sie leuchtete stets aus meinen Augen, sie sprach aus jedem Worte hervor. — Ich schreibe dieses gelassen, ohne Hitze, doch nicht ohne Ueberlegung nieder. Ich habe geflißentlich die ruhigste, kälteste Stunde gewählt, damit ich weiß was ich thue. Macht mich dieses Geständniß in Ihren Augen strafbar, und nehmen Sie es mit Unwillen auf, so häufen Sie namenlose Schmerzen auf mich, die ich nicht werde ertragen können. —

Börne an einen Freund.

Freitag, den 4. Merz.

Bist Du böse, daß ich Dir so lange nicht geschrieben habe? Geh Närrchen, ich bitte Dich. — Ich bin krank, ich kann Dir und mir nicht sagen was mir fehlt, aber gewiß ich bin sehr krank. — Madam

Herz geht eben von mir weg. Madam Herz? ich sage Dir's ganz im Vertrauen, da ist's; halte es fest, und bewahre es fest in Deiner tiefsten Seele. Da liegt's. Der Kerker meiner Freude. — — Hier Freund stehe still und küsse diesen Namen; oder komme her zu mir und wische mir die Thränen ab. Hörst Du nicht? Gott schicke mir einen Engel, einen wohltätigen — den Engel des Todes mit dem Schwerdte in der Hand. — — —

An einen Freund.

Sonnabend, den 5. Merz.
(Morgen 11 Uhr.)

So eben komme ich von der Manege. Ich ritt einen Schimmel. Alle Rippen hat mir das Pferd zerstoßen; ich bin wie gerädert; das Reiten hat mir mein Arzt empfohlen, es soll gut für den Unterleib seyn. Ueberhaupt ich habe jezt meinen Körper einer radicalen Cur unterworfen. Ich bade, nehme China, trinke alten Wein: alles um mich zu stärken; ich befinde mich auch besser. — — Wer giebt mir China für das kranke schwache Herz? — Als ich vor einigen Tagen bei Madam Herz war . . . . und ich konnte mit Mühe eine Thräne verbergen, die in meinem Auge schwamm. — Lache über mich, lache mich recht aus. Bin ich denn nicht ein Thor? — Sie ist 36 Jahr alt, und ich 17. Bin ich nicht ein Kind? — Ein breiter Strom der Zeit fließt zwischen ihr und meiner Liebe, ich stehe traurig am Ufer und weine bittre Thränen; und ich finde kein Schiffchen mich

hinüber zu rudern. — — Beym allmächtigen Gott, Freund, es giebt Augenblicke wo ich mich für wahnsinnig halte, und jede Scheere, und jedes Messer entferne, aus Furcht ich möchte mir Leids thun. — Wahnsinn! Schauderst Du nicht zurück vor dieses schreckliche Wort? — — Jezt ist's halb 3, ich werde nun bald zum essen gerufen werden. Wie ich mich freue sie zu sehen, ich habe sie heute noch gar nicht gesprochen. Sonst kam ich jeden Vormittag zu ihr. Sie sagte aber ich störe sie, und ich sah überhaupt daß ihr meine Gegenwart sehr unangenehm und lästig sey; deßwegen habe ich mir vorgenommen nur zum Essen zu ihr zu kommen, und mich gleich nach Tische wieder zu entfernen. Ob ich's halten werde? lange gewiß nicht! (Ich freue mich sehr, Ihnen die angenehme Versicherung geben zu können, daß ich mir's jezt ernster vorgenommen habe, Sie nicht mehr zu stören, und ich hoffe daß ich diesmal nicht so bald meinen Vorsatz brechen werde. — Wenn ich auch mein größtes Glück darin setze, um Ihnen zu seyn, so habe ich doch so viele Liebe für Sie, daß ich mein größtes Glück nicht mit Ihrem Mißvergnügen erkaufen will.)

(Nachmittag 4 Uhr.)

O gewiß ich habe Unrecht, gewiß! Wie könnte ich Dir o göttliches Geschöpf nicht etwas seyn, da Du mir doch alles bist? Gewiß ich irre mich. Edles Herz! O ich möchte rasend werden! — — — — —

———

Sonnabend, den 5. Merz.
(Mittag halb 3 Uhr.)

Ich kann nicht fort wenn ich bey ihr bin. Wie angewurzelt sind meine Füße, wenn ich neben ihr stehe. — Seit 8 Tagen habe ich bei Madam Herz keine Stunde gehabt. Es schmerzt mich tief; es kränkt mich unbeschreiblich. —

An einen Freund.

Sonntag, den 6. Merz.
(Abend 6 Uhr.)

„Werden Sie mir nicht bald wieder eine Stunde geben können?“ fragte ich Madam Herz. „So lange Sie bey dieser Laune sind, nicht“, gab sie mir zur Antwort. — — Freund, was soll ich machen? Rathe mir. Den ganzen Tag schwimmen meine Augen in Thränen. — Ich kann nicht mehr. — Ich tröste mich: mein Mißmuth kann nicht höher steigen.

(Abend vor 8.)

Wie schnell hat sich das geändert! Ich bin heiter. Sara *) war bei mir und hat mich froh gemacht. — Ich schäme mich fast bei Tische froh zu seyn.

An einen Freund.

Dienstag, den 8. Merz.
(Morgen 9 Uhr.)

Wie mir so wohl ist, wenn ich mich in ihren großen schwarzen Augen spiegeln kann! Wie ich mich

*) Schwester der Henriette Herz.

so seelig fühle, Freund, theuerster Freund! Und Brenna ihre gute liebenswürdige Schwester, wie ich die so warm, so brüderlich liebe. Es ist ein Glück von einem guten Herzen geliebt zu werden, und nicht minder eine Seeligkeit eine gute Seele zu lieben; ist mir auch jenes noch nicht zu Theil geworden, so genieße ich doch diese in ihrer ganzen Fülle. — — — Werde ich denn nie glücklich werden? — Wo liegt denn die Quelle meines Glückes? Wo? — In mir selbst? —

Donnerstag, den 10. Merz.

Ich finde keine Worte Ihnen mein Entzücken und meine Freude auszudrücken. Das Tuch haben Sie selbst getragen und jezt ist es mein. Ich küsse es hundert tausendmal, danken kann ich nicht. —

Ich sezte mich hin meinem Vater zu schreiben, hatte aber weder Muth noch Kraft genug, ihm das zu sagen, wozu ich mich so fest entschlossen zu haben glaubte. Die Feder entfiel meinen Händen, Thränen verfinsterten mein Auge, als ich ihm meinen schrecklichen Wunsch vorzutragen anfieng. So ist der Mensch. Er will von seinem Uebel befreyt werden, und entsezt sich doch vor der schmerzhaften Operation sich ein Glied abschneiden zu lassen. Ich kann mir nicht selbst diese Quaal bereiten; thun Sie es. Ich bitte, schreiben Sie meinem Vater, daß ich nicht mehr in Berlin bleiben wolle, und er solle mir erlauben, daß ich nach Hause oder anderswo hinreise.

Sie sind grausam; Sie behandeln mich so kalt, Sie sind sehr grausam gegen mich. Reicht man doch dem Verurtheilten noch Wein und Kuchen; und was bin ich anders? — Doch danke ich dem liebevollen Gotte, daß er mir das Gefühl für diese Schmerzen nahm. — Wer dem Richtplatze entgeht, fühlt kein Kopfweh mehr.

Wollen Sie thun warum ich Sie bat?

Den 11. Merz 1803. Louis.

Ich sende Ihnen hier einen Theil von dem, was ich gestern in mein Tagebuch geschrieben habe. Nicht alles; es wäre sonst zu viel gewesen, und ich wünsche, daß Sie es nicht mit Unbehagen lesen möchten. Was mir noch übrig blieb, schicke ich Ihnen morgen, so wie überhaupt jeden Tag zwei Seiten voll. Ich habe den Wunsch, Ihnen zu gefallen so viel als möglich zu unterdrücken gesucht, damit er auf die freye und wahre Vorstellungsart meiner Gedanken und Empfindungen keinen Einfluß habe. Auch habe ich von Ihrem hellen Verstand und edlen Herzen eine zu hohe Meinung, als daß ich zu befürchten brauchte, mir durch meine freien Geständnisse bei Ihnen zu schaden; oder mich durch manche Fehler und Schwächen, die ich aufdecke, in Ihren Augen herabzusetzen.

Louis.

Sollten Sie etwas finden, worinn ich mich geirrt habe, oder sonst etwas das Ihnen Gelegenheit giebt mich zu berichtigen oder zurecht zu weisen, so bitte ich Sie mit mir darüber zu sprechen.

Donnerstag, den 17. Merz.
(Morgen 10 Uhr.)

... So wäre es geschehen, unabänderlich geschehen? — Ja. Der Pfeil, der einmal abgeschossen, kehret nicht zurück, und das Wort das meine verschwiegene Brust bisher bewahrte, ist gesprochen. — Gott! erhalte meine Besinnung, feßle mein Bewußtsein. Jezt liest sie's .... jezt hat sie's gelesen .... jetzt schwebt Leben und Tod auf ihren erstaunten Lippen .... Mein Herz will springen; ich zittre wie ein Verurtheilter; kalter Schweiß dringt aus meinen Gliedern ... Erbarmen? Sterben? .. Ist der Stab über mich gebrochen? Ahndungsvolles, furchtsames Herz, fasse Dich. — Mein Herz spricht: hoffe, und die Vernunft ruft mir: verzweifle, zu. Ich werde gedrängt von innen und von außen. — Barmherzigkeit! Himmel! — —*)

Sonnabend, den 19. Merz.

Das Leben ist ein Traum, und ich träumte hier ein schönes Leben. Ich bin nun aufgewacht, es ist zu Ende. Haltet mich fest, ihr guten Engel, kettet mich an diesen fürchterlich schönen Gedanken: ich will sterben. Sie stößt mich von sich, das schmerzt; sie thut es mit feindlicher Kälte, das bringt mich zur Verzweiflung. Sie liebt mich nicht, das will wenig sagen; aber sie haßt mich nicht, das ist das schrecklichste. — Nicht lieben und nicht hassen. Gleichgültig. Gleichgültigkeit und meine glühende Liebe, Feuer und Was-

*) Hier folgen im Original (Geiger, Briefwechsel, 1905) noch weitere Billetts von Börne an Henriette Herz.

ser. — Was habe ich nun von meinem ganzen Leben? Welchen Genuß? — O hätte ich geschwiegen und mich bis an's Grab mit der lieblichen Hoffnung gelabt! Ich zog aber den Vorhang mit neugieriger Hand und unersättlichem Herzen hinweg, und jeglicher Wahn ist vorüber, es liegt sonnenklar vor meinen Augen welch ein Kind, welch ein eitler Thor ich war. — O ich kenne euch Ihr Menschen, ganz gut. —

„Nach Jahren wollen wir von der jetzigen Zeit sprechen.“ Gute Frau, die Todten sprechen nicht. — Ich soll fort; gut, das kann mich heilen; ich soll mir einen Arm abnehmen lassen; ich genese wenn ich die Operation überstehe, aber wie wenn ich ihr unterliege? Ich bin sehr schwach, ertrage wenig Schmerz.

Ich habe mich einschläfern lassen, ich fühle keine Schmerzen mehr; nicht weil ich gesund bin, sondern weil ich schlafe. Ich erwache und mit mir die Schmerzen.

Was habe ich versprochen? Die Flamme will ich verbergen, in mir verschließen, ruhig und fleißig seyn? Ich Thor betrüge ja mein eignes Herz. — Ich soll kalt seyn, wo ich liebe, und höflich wenn ich glühe? — Vater im Himmel, ich falle vor Dir nieder und flehe Dich mit reinem Herzen an; ende meine Quaal, oder gieb mir Kraft und Ausdauer sie geduldig zu ertragen. Sende mir einen Freund der meine Schmerzen lindre, und mit warmer Theilnahme meine Thränen trockne. —

Segne meine Angebetete, meine Heißgeliebte, mache sie froh und glücklich, und mich — nimm weg von dieser Erde die mir so wenig Freude trägt. — O Gott vergieb mir, es war ein Ausbruch meiner Schmerzen. Ich werde ohne Murren dulden. Du weißt was mir gut ist, und wirst gewiß noch alles zu meinem Besten lenken.

Mag mich das Glück noch einst bis zum Himmel erheben, es wiegt mir diesen unglücksvollen Tag nicht auf.

An Madam Herz.

(Ich bin überzeugt es wäre ein fruchtloses Unternehmen, wenn es ein junger Mensch versuchen wollte, eine heftige Liebe mit Gewalt auszurotten, und es ist eine selbstmörderische That, wenn ihm dieser Versuch gelingt. Dies ist ein Urtheil meiner Vernunft; es mag falsch seyn, aber ich betheure daß mein Herz nicht den mindesten Theil daran hat.)

— — — Ich bin ein Mensch. — Sie haben mein Urtheil gesprochen: ich kann nicht bestehen. Sie gossen Oehl zu der Flamme, es verzehrt mir das Herz. Ich muß zu Grunde gehen, wenn ich noch länger in Ihrer Nähe bleibe. Ich will fort von hier, das will ich meinem Vater schreiben.

Ihre Vernunft wird mich tadeln, Ihr Herz mich bedauern!

Lachen Sie? — — So möge Sie in Ihrer Todes=

stunde das Gedächtniß verlassen, daß Sie sich dieses Vergehens nicht erinnern.

Louis.

Mir zittert die Hand, mir klopft ängstlich das Herz. Ich konnte nicht länger an mir halten. Das Haus steht in Flammen, ich muß mich retten, sonst gehe ich zu Grunde.

Wenn ich zu Ihnen komme, erwähnen Sie mit keinem Worte dieses Billets, darum bitte ich Sie.

Merz 1803.

An den Apotheker Lezius.

Da ich auf einige Zeit meiner Gesundheit wegen, von hier abreisen werde, so bitte ich Sie mir meine Rechnung zu schicken. Ich werde in meiner Stube sehr von Ratten und Mäusen geplagt, die ich bisher nicht habe vertilgen können, da ich jetzt verreise so könnte ich in meiner Stube Gift legen; wollen Sie mir wohl durch Ueberbringerinn, eine Quantität Arsenik, versiegelt schicken?

Den 20. Merz.

Der Ihrige
Louis.

Guten Morgen zuvor.

Ich bitte Sie meine liebe Mutter, dieses mein Schreiben an den Grafen Hatzfeld zu lesen. Dann mir aufzuschreiben die Aufschrift inwendig im Brief und die Adresse auswendig. Dann bitte ich um ein Petschaft und Siegellack, welches ich Ihnen gleich wieder zurückschicken werde.

Wünschen Sie mir Glück. Heute kann sich das Schicksal der Juden entscheiden und das Meinige. Ich kann heute den Krystallisationspunkt finden, um den das Glück sich krystallisire. Es ist ein chemischer Prozeß. Mag mir das Gefäß, der Kolben und die Vorlage tausendmal zerspringen, ich versuche es von neuem. L.

Ich werde doch selbst hingehen zu Lange, ich mag nicht feige zurücktreten, und werde mein begonnenes Werk durchführen. Zur Vorsicht nehme ich die Tochter meiner Wirthinn mit mir *), und laße sie unten an der Thür warten, unter dem Vorwande, daß ich aus dem Hause einen Sack Geld bringen werde, welchen sie nach mein Logis tragen soll. Ich werde auch mein Matrikel mitnehmen, um mich im Nothfall als den zu legitimiren, für den ich mich ausgebe. Ich werde den Brief an Hatzfeld einstecken, um beweisen zu können, daß die Sprache in meiner Rede, die Sprache meines Herzens ist. Schicken Sie doch, wenn ich bis 10 Uhr nicht sollte bei Ihnen gewesen sein, zu mir herüber, und laßen Sie fragen, ob ich nicht zurückgekommen sey, und im Fall daß nein, fragen Sie die Tochter, wo sie mich verlassen habe. L.

Lesen Sie dieses Billet und zürnen Sie nicht! Es sind die letzten Worte dieser Art die ich Ihnen

*) Gemeint ist Brenna, die Schwester von Henriette Herz. Der Brief an Graf Hatzfeld erscheint fingiert.

schreiben werde. Die Antwort die Sie mir vorhin gaben, hat mich so niedergeschlagen, als ich wünschte, daß Sie mich froh gemacht hatten, Sie sagten, Sie können mich nicht froh machen. Das kam Ihnen unmöglich von Herzen, denn wer anders als Sie, ist die Ursache meines Kummers, wer anders könnte die Quelle meines Frohsinns sein? Da ich Sie so unaussprechlich liebe, wie können Sie mir es verargen daß ich in Ihrem Wohlwollen mein höchstes Glück setze und daß die Erwartung desselben, mein einziger, mein heißester Wunsch ist? Sie waren sonst so freundlich, so theilnehmend, so herzlich gegen mich? Warum sind Sie es jezt nicht mehr? Soll mich dies nicht schmerzen? O erbarmen Sie sich meiner, daß mir das Leben nicht so jammervoll, so freudenleer dahinfließt.

Ich bitte Sie um Antwort, ich bitte Sie recht sehr darum. Sein Sie nicht böse, es sind die Sterbeworte meines kranken Herzens.

Den 31. Merz 3.

Antwort von Henriette Herz.

Es ist völlig wider unsere Abrede, daß ich dergleichen Worte von Ihnen annehme, Louis, deshalb schicke ich sie Ihnen zurück. Ich wollte daß strenger Ernst immer der herrschende Ausdruck in meinem ganzen Wesen gegen Sie gewesen wäre, vielleicht hätte ich dann anders auf Sie gewirkt und glücklicher, oder Sie hätten es wenigstens nicht zu sagen gewagt, wie ich auf Sie gewirkt habe.

Ich wiederhole, was ich erst gesagt, Sie allein können sich froh machen; ich kann nichts dazu thun.

Henriette Herz an Börne.

Sie wollen diesen mittag nicht zu Tische kommen, Louis; sagt mir meine Schwester, warum nicht? Gehen Sie in die schöne Frühlingsluft, lieber Louis und lassen Sie darinn Ihr Gemüth froher werden und kommen dann zu uns. Ich erwarte Sie zu Tische. Ernst zu sein haben Sie Recht, aber nicht so gedrückt und unglücklich wie Sie aussehen. Antworten Sie mir nicht, aber kommen Sie.

(1. April.)

Sie sehen, was ich für Sie thun kann. Ich entziehe mir die einzigen glücklichen Stunden, wo ich Sie ohne zu stören sehen könnte, blos um Ihren frohen Kreis durch kein verdrießlich Gesicht zu stören. — Doch ich merke, Sie wollen mich, wie Sie es nennen, taufen lassen, Sie thun sehr wohl daran, Frau Professorinn; und ich wundre mich recht sehr, daß Sie zur Anwendung dieses Mittels nicht früher geschritten sind, da Sie doch die Unfehlbarkeit der guten Wirkung dieser Arzney, gewiß genau berechnet haben werden.

Antwort Henriettes.

Ich bitte Sie mir zu sagen was ich wissen soll, nach Ihrem gestrigen Zettel nehme ich nichts Geschriebenes von Ihnen.

Sie halten mich für einen solchen Narren, daß Sie denken können, Brennas Eisbär hätte mich böse gemacht. Es ist mir unerträglich, mich so von Ihnen verkennen zu lassen, ich sage Ihnen daher daß ganz andere Dinge Schuld meines Verdrusses sind, Dinge, die ich Ihnen nicht sagen darf. Louis.

An Herrn Lezius.

Schicken Sie mir meine Rechnung, denn ich reise bald von hier ab. Ich gebe Ihnen 10 Louisd'or, wenn Sie mir geben, worum ich Sie letzthin in ein Billet gebeten habe. Louis.

Den 1. April.

So ist's recht, so will ichs gerade haben. Entweder Sie heben mich ganz hinauf, oder Sie stürzen mich ganz hinab. Ich kann, wie ich Ihnen schon einmal gesagt habe, die Dämmerung nicht leiden. Licht oder Finsterniß. — Nur das bitte ich, spannen Sie nicht meinen Witz auf die Folter, er könnte in seinem Schmerze fatale Dinge bekennen.

Sie haben mich sehr aufgeheitert, ja sogar lustig gemacht. „Ich kann Ihre Liebe zu nichts brauchen." Ich danke für diese Worte, sie machen mich um 100 Jahre klüger, nur lassen Sie sie ja nicht laut werden, sie könnten die beißendste Satire auf Ihr Geschlecht abgeben. L.

Wenn Sie nur nicht glauben möchten, daß ich, wenn ich Ihnen klage, Hülfe fordere. Sie können mir nicht helfen, mit dem besten Willen nicht; denn das Herz nimmt keine Befehle an; aber eben darinn liegt die Unendlichkeit meines Elendes. L.

Sie können mich für keinen schlechten Menschen halten, dazu bin ich Ihnen zu gut, aber Sie halten mich für einen gewöhnlichen Menschen, und darinn irren Sie sich, ich bin grade das nicht. Ich könnte mich von der niedrigen Stufe auf der ich stehe, bis zur höchsten hinaufschwingen, wenn mich das meinem Himmel näher brächte; aber daß ich weiß, dahin kannst Du kommen und weiter nicht, das lähmt alle meine Kraft. — Wenn ich sagte, es genüge mir nicht an Ihrer Freundlichkeit, das wäre Undank und auch würde ich anders sprechen als ich denke, aber daß ich hier die Schranken sehe, das — macht mich verdrüßlich! — Die Grenzen Ihres Wohlwollens könnten enger gezogen seyn, nur dürfte ich diese Grenzen nicht kennen. L.

(Ein Billet mit Vernunft und Ueberlegung geschrieben.)

Henriette an Börne.

Ich muß wiederholen, was ich Ihnen schon unzählige male gesagt habe, mehr als freundlich kann ich Ihnen nicht sein. Lügen mag und werde ich nicht, ich muß also Ihre für mich sehr drückende Verdrüßlichkeit ertragen, wenn das Bekandtwerden mit der Grenze meines Wohlwollens Sie nicht endlich heben wird. Ich halte Sie bei Gott weder für schlecht noch gemein, das könnte ich Ihnen beweisen, wenn ich Briefe hier hätte, in welchen ich von Ihnen geschrieben; könnte ich Sie aber durch eine Lüge zum herrlichsten Menschen machen, ich würde dieser Lüge mich nicht schuldig machen. Daß Sie mich übrigens mehr als viele Menschen interessieren, gegen die ich auch freundlich bin, das liegt in unserm ganzen Verhältniß. Verderben Sie sich und mir

das Zusammensein nicht. Müssen Sie mir denn ewig von dieser unseligen Leidenschaft sprechen. Ich darf es eigentlich gar nicht anhören.

Sie gestehen mir selbst mit kalten, trocknen Worten, ich sey Ihnen nicht mehr als jeder andere Mensch, das heißt — gleichgültig. Gewiß ich habe Sie nie trostloser und trauriger verlassen als diesmal. Noch jedesmal wenn ich mit Schmerzen und Quaalen in der Brust, und mit blutendem Herzen zu Ihnen kam, noch jedesmal vernahm mein Ohr, tröstende, freundliche Worte; ich beschwäzte mein Herz, und ich verließ Sie beruhigt, und war wieder heiter auf einige Tage. Diesmal haben Sie mir mein Elend zergliedert, und recht klar und deutlich vor Augen gelegt; diesmal haben Sie mir alle Hoffnung geraubt, die doch auch das härteste, unerbittlichste Schicksal nie den Menschen nimmt. Diesmal haben Sie mich betrübter entlassen, als ich zu Ihnen kam.

Liebe gute Frau, um eins bitte ich Sie: hassen Sie mich. Ich kann Ihren Haß eher ertragen, als Ihre Gleichgültigkeit, die mich noch rasend machen wird. Meine Bitte ist so klein, und Sie werden sie so leicht und gern erfüllen. Nicht wahr? —

Vor einigen Wochen war ich einmal einige Tage sehr munter. Das gefiel Ihnen und Sie sagten: Lieber Louis, wenn Sie immer bey dieser Laune, und fleißig sind, habe ich Sie sehr lieb. Als Sie diese Worte sprachen, war Sara gegenwärtig, ich wollte meine Empfindung nicht zeigen,

und wendete mich herum und affectirte ein Lachen, um meine freudige Rührung zu verbergen. — Als ich mich gestern Abend zu Bette legte, erinnerte ich mich an diese Scene, und ich hätte mich gewiß zu todt darüber gelacht, wenn mich nur nicht — meine Thränen daran verhindert hätten.

Wenn ich auch die Sage vom goldenen Zeitalter für eine bloße Fabel halte, so bin ich doch gewiß daß jeder Mensch eins hat. Vor 6 Wochen hatte ich goldene Stunden. Jezt liegen sie schon in grauer Ferne, und ich träume davon, wie ein Greis von seinen frohen Jünglingsjahren. —

Wie wird das enden? wenn? Louis.

Den 15. Aprill.*)

Ich grüße Sie herzlich, liebe Mutter. Leben Sie recht wohl und wünschen Sie mir Glück zu meiner Reise. Ich wollte nicht mehr nach Charlottenburg kommen, ich fürchtete so sehr das Abschiednehmen von Ihnen, als ich mich freue auf die Zeit wo ich Sie wiedersehen werde. Möge ich Sie froh und glücklich wiedersehen, wie ich Sie verlasse. Vergnügen Sie sich recht in Dresden und kommen Sie gesund zurück. Den Ort wo ich so frohe und so traurige Tage verlebt habe, die Menschen die ich anbetete, und die ich doch so oft gekränkt habe, verlasse ich mit gepreßtem Herzen, das wissen Sie. Ich danke Ihnen für das, was Sie mir waren, nicht für das was Sie mir

*) Hier folgen wiederum eine Reihe von Briefen und Aufzeichnungen Börnes aus dem April und Mai 1803.

haben seyn wollen; dafür habe ich keine Worte; möge es Gott belohnen! Ich werde mich bestreben zu werden, was ich nicht bin; und was Leidenschaft in mir verdarb, soll Leidenschaft wieder gut machen. Bleibe ich wie ich bin, so sehen Sie mich nicht wieder, so wahr Gott lebt. Von dem was ich Ihnen je gesagt oder geschrieben habe, nehme ich kein Wort zurück; ist es wünschenswerth das ich meine Gesinnung verändre, so wird es kommen mit der Zeit, und mit der Verderbniß meines Herzens. Adieu!

Empfehlen Sie mich der Dmlle. Itzig und Blanc und Mad. Levi. Louis.

Den 9. July 1803.

Ich habe oft Ihr Billet gelesen, und habe es benezt mit reichlichen Thränen, mit Thränen der reinsten Freude und der schönsten Hoffnung. Ich fühle wie sich in mir alles hinzieht, auf jenen Punkt, den Moment des Wiedersehens. Das bedeutet was Gutes. Ich fühle es und trockne meine Thränen, und freue mich des Glücks Sie meine Freundin nennen zu können, und mich Ihren Freund. Louis.

Ich habe meinem Vater geschrieben.

Den 10. July 1803.
(Morgen halb 3 Uhr.)

Halle, den 19. July 1803.

Liebe Mutter!

Seit vergangenen Donnerstag, also erst 6 Tage bin ich hier, und schon hänge ich mit Leib und Seele

an Halle. Vergessen ist Berlin und alles was mir dort theuer war. Mir ist's als wäre ich hier geboren, und Zufriedenheit und Frohsinn erfüllen mein Herz. Nicht wahr, das kam geschwinder als Sie es erwarteten? Glauben Sie, daß ich traurig bin über meine veränderte Lage? — Nichts weniger als das. Wandelt mich ja zuweilen ein schmerzliches Gefühl an, so mache ich einige Gänge durch das Zimmer, weide meine Augen an die schöne Fußdecke, betrachte mit Wohlgefallen die eleganten Meubles, und weg ist aller Schmerz; Sie wissen, ein Sopha war immer der Gegenstand meiner heißesten Wünsche gewesen; jetzt habe ich eins und es wiegt mir zum wenigsten den Thiergarten auf. — Nun liebe Mutter können Sie mich seelig preisen. Wie oft habe ich Sie sagen hören: „So ist es recht, Louis, bis zur Ironie muß es mit der Sache kommen.“ Also freuen Sie sich jetzt, denn mein ganzes Wesen ist Ironie, ich bin die beißendste Recension aller Compendien der Moral die in Nummern und a b cs eingetheilt sind wie die Waschtabellen. Ich habe Ihnen ein Lied vorgesungen von Besserung, Sie freuten sich des guten Vorsatzes und seegneten mich. Ziehen Sie Ihre Hand von mir ab, liebe Mutter, ich habe geheuchelt. Hilft mir kein Gott, so bin ich verloren, denn ich kann nicht kämpfen wider Laster, die Zeit und Gewohnheit panzerten. Ständen Sie vor mir, ich müßte schaamroth werden. — Ich will Ihnen doch auch erzählen wie es mir hier gefällt, denn was ich hier am Anfange des Briefes sagte, das war Spaß, wie Sie von selbst werden einsehen. Als ich ankam,

war Reil noch im Colleg. Ich machte der Reilin mein Compliment. Die hieß mich willkommen. Gleich ward Obst und Kirschkuchen präsentirt. Das gefiel mir nicht, denn Sie hatten mir nichts präsentirt, als ich zu Ihnen kam. Reil kam zu Tische, fragte nach Ihrem Befinden und damit Punktum. Ich saß da wie ein armer Sünder, der beim Stehlen ertappt wurde. Während dem Essen ward sehr wenig gesprochen. Nach geendigter Mahlzeit ging ich auf meine Stube und weinte mich recht satt, so daß ich aus Müdigkeit einschlief. Diese Menschen werden mir nimmermehr gefallen. Ich hatte es Ihnen gesagt, ich werde Parallelen ziehen und mich unglücklich machen. Ich habe ein Elysium geschmeckt in Ihrem Hause, und dieses irdische Leben will mir nicht behagen. Ich versichere Sie, als ich Reilen zum erstenmale sah, habe ich mich recht erschreckt, denn seine rauhe Stimme, sein ernsthaftes Wesen, und sein ganzes Aeußere überhaupt, hat für mich etwas sehr Abschreckendes. Mir ist es ganz unbegreiflich, wie Sie eine gute Freundin dieses Mannes sein können. Die Reilin fand ich weder über, noch unter meine Erwartung, aber ganz anders als ich sie mir gedacht habe. Sie ist klein, schmal, winzig, und man sieht es ihr an, daß sie einmal schön gewesen war. So weit ich sie bis jetzt kenne, ist sie sehr ungebildet. Sie mag eine recht gute Frau sein, ich könnte auch nicht sagen, daß ich sie nicht leiden kann, sie ist aber doch in meinen Augen — ich muß mich eines harten Wortes bedienen, weil ich sonst nicht weiß, wie ich mich ausdrücken

soll — ein erbärmliches Ding. Mir wird über Tische oft bange, und ich weiß gar nicht, wo ich meine Ohren hin thun soll, wenn ich höre welcher pöbelhaften Ausdrücke sich Reil gegen seine Frau, und sie sich gegen ihn zu bedienen pflegt. Z. B. habe ich sie schon einige male wechselseitig zu einander sagen hören: Du willst immer gescheiter sein als andre Leute; das wäre recht dumm von Dir, u. dergl. mehr. Wenn Sie mich fragen, liebe Mutter, was mich diese Dinge angehn, so antworte ich: nichts, aber es ist unangenehm unter solchen Leuten zu leben. Man könnte mir einwenden, ich sei nicht hergekommen um angenehm zu leben, sondern um von Reil's Gelehrsamkeit zu profitiren. Ja du lieber Gott, aus dieser werde ich wenig Nutzen ziehen können. Reil hat mir diesen Morgen ausdrücklich gesagt: Sie wissen, ich habe unbändig viel zu thun, also in's Detail kann ich mich nicht mit Ihnen beschäftigen, was ich für Sie thun kann, besteht darin, daß ich Ihnen zuweilen einen guten Rath gebe, und Ihnen sage, wie Sie es am besten machen können. Das ist ein theurer Rathgeber, und ich habe doch immer sagen hören, daß zum Rathgeben sich mehr Leute fänden, als wünschenswerth sey. Ich hatte mir so ernstlich vorgenommen, beste Mutter, nicht eher über einen der neuen Gegenstände, die mich hier umgeben zu urtheilen, bis ich mich hier lange genug werde aufgehalten haben, um ein richtiges Urtheil fällen zu können, aber gegen Sie glaubte ich mich jetzt schon äußern, und Ihnen sagen zu können, wie ich jetzt die Sachen nehme. Wenn ich Ihnen also schreibe,

das ist so, und jenes so, will ich nicht sagen, daß es gewiß so sei, sondern daß es mir so vorkomme. Ich hoffe es, ja ich bin es gewiß, daß mir mit der Zeit manches gefallen wird, was mir jetzt mißfällt, und sollte ich auch die Dinge immer so finden, wie sie mir jetzt scheinen, so macht doch die Gewohnheit das angenehm, was uns sonst mißfiel, und das erträglich, was uns unerträglich schien. Ich hatte mir schon so oft vorgenommen recht fleißig zu studieren, aber der Vorsatz meiner Bestimmung stets eingedenk zu sein, den ich in Berlin zuletzt gefaßt habe, war ernster als alle vorige. Vielleicht wäre auch die Ausführung desselben glücklicher gewesen, wenn nicht gleich im Anfange meine Tugend auf so eine harte Probe gestellt worden wäre. Reil will, und besteht darauf, ich soll auf das Gymnasium gehen, und das ist mir so zuwider, und schlägt mich so nieder, daß all mein bischen Eifer, den ich mitgebracht habe, verraucht ist. Bis Ostern soll ich noch auf der Schule gehen, und den ganzen Tag weiter nichts lernen, als: Lateinisch, Griechisch, und Zeichnen. Ich ließ mir dies alles noch gefallen, wenn ich Privatstunden hätte; aber Reil bedenkt nicht, daß der Vortheil, den öffentlicher Unterricht vor Privatstunden voraus hat, bei mir nicht zu rechnen ist, denn er wird durch den Schaden aufgehoben, den der Widerwille, mit dem ich mich in dieser Einrichtung schicke, unausbleiblich nach sich ziehen wird. Wenn Sie also jemand frägt, liebe Mutter, warum ich nach Halle gekommen bin, so antworten Sie: um durch Reil's Hand in der Schule zu laufen, und wenn

sich der Jemand wundert, daß es 500 Rthlr. kostet, und meint das hätte wohlfeiler geschehen können; so mag er vernehmen was Lessing spricht: was wohlfeil ist, ist theuer. Mir hat es zu Berlin jeder vorausgesagt, daß sich Reil nicht mit mir abgeben wird, und ich sehe es ja, er ist so sehr mit Geschäften überhäuft, daß ihm wahrlich keine Zeit für mich übrig bleibt. — — Louis.

Liebe Mutter, warum habe ich nicht zu Berlin bleiben können? — Und ist es hier besser für mich? — Haben Sie von meinem Vater Brief erhalten? — — —

Briefe Schleiermachers.

Schleiermacher an seine Schwester.

Den 4ten October 1797.

Daß Dein Brief die Nachricht von dem Abscheiden Deiner treuen und so sehr geliebten Stubengefährtin enthalten würde, hatte ich wohl im voraus vermuthet, ja sogar von Herzen gewünscht, denn bei einem Uebel von der Art, was hilft da langes Leiden, wenn doch keine Besserung zu hoffen ist. Welchen Eindruck dies alles auf Eure Kinder gemacht haben muß, kann ich mir gar leicht vorstellen und freue mich herzlich jeder guten Empfindung, welche dieses Bild bei mancher unter ihnen hervorbringen wird, wenn auch jezt unmittelbar wenig davon zu bemerken wäre. Bekannte Personen und besonders solche, die ihre Wohlthäter gewesen sind, sterben zu sehn, das pflegt auch Kindern schon sehr heilsam zu sein. — Auch ich bin in diesen lezten Wochen durch die Krankheit eines Mannes erschreckt worden, mit dem ich freilich so genau nicht verbunden war, als Du mit L., aber für den ich mich doch von ganzer Seele interessire. Der alte Probst Spalding nämlich, ein Mann von beinah 83 Jahren, bekam vor einigen Wochen eine ziemlich heftige Ruhr



Friedrich Schleiermacher

und war lange in Gefahr. Aber welche Natur, sich in solchem Alter durch solches Uebel hindurchzuarbeiten, und er hat es richtig gethan und zwar wohnt er noch in seinem Sommeraufenthalt Charlottenburg, wo er doch nicht jeden Augenblick, wenn ihm etwas besonderes zustieß, ärztliche Hülfe haben konnte. Jetzt ist über den herrlichen Mann ein neues Unglück ausgebrochen: seine Frau, die seiner mit der größten Zärtlichkeit und Sorgfalt gepflegt hat, hat nun die Ruhr in einem weit heftigeren Grade bekommen, als er sie hatte, und man ist sehr für ihr Leben besorgt; seit gestern fängt sie an sich etwas zu bessern. Die Zärtlichkeit, welche zwischen diesen beiden ehrwürdigen Alten stattfindet, und die kindliche Verehrung aller ihrer Kinder und Angehörigen ist in unsrer Stadt, wo es fast zum guten Ton gehört, mit seinen nächsten Blutsverwandten so wenig als möglich nahe verbunden zu sein, ein seltnes Beispiel echt patriarchalischer Eintracht und Pietät, und was ich davon höre — denn ich sehe nichts davon, weil sie Besuche unter solchen Umständen nicht gern haben — erfreut mich immer fast bis zum Entzücken.

Meine verreisten Freunde — ich habe schon in meinem letzten Briefe, wo ich nicht irre, der Reise der beiden Dohna's erwähnt — bleiben etwas länger, als Deine L., denn sie sind noch nicht zurück und werden erst gegen Ende des Monats erwartet. Ueber sie wie über Lotte Schede freue ich mich herzlich. Wie gern gönne ich es jedem guten Menschen von Zeit zu Zeit die Freuden des Wiedersehns mit den seinigen zu ge-

nießen. Daß L. zu ihrem Vortheil verändert befunden worden ist, nimmt mich gar nicht Wunder. Ich weiß aus eigner Erfahrung, daß nichts mehr bildet, als das Bilden andrer Menschen, und nur in der Selbstthätigkeit zu einem großen Zweck die Frauenzimmer, und besonders bei Euch, nur als Vorsteherinnnen oder in der Erziehung froh werden können. Dies zusammen muß freilich eine große Wirkung auf's Gemüth machen. Die Heiterkeit, mit der sie zurückgekommen ist, hat freilich verursacht, daß ihr Dein Zustand noch weit übler erschienen ist, als er gewesen sein mag, aber gewiß wird von ihrer Freudigkeit auch viel auf Dich übergegangen sein, und wenn sie und ihre Sorge um Dich nicht wäre, wie bange müßte mir bei Deiner fortwährenden Schwachheit sein. Grüße sie herzlich von mir. — Sonderbar, daß mir auch kurz vor der Ankunft Deines Briefes etwas ähnliches begegnet ist, wie Dir, in Absicht auf Aehnlichkeit. Ich gehe unter den Linden und begegne da einem sehr anständig aber sehr bescheiden angekleideten jungen Frauenzimmer, welches Dir — den einzigen Umstand abgerechnet, daß sie etwas, jedoch auch nicht bedeutend, größer war — so vollkommen glich, wie mir noch nie etwas vorgekommen ist. Sie schien zu promeniren und hatte einen Bedienten hinter sich; ich beobachtete sie ein paar mal die Linden auf und ab, um zu hören, ob sich niemand zu ihr gesellen und ob sie nicht sprechen würde; am Ende aber ging mir nicht sowohl die Neugierde als vielmehr die Zeit aus, und ich mußte ganz unbefriedigt abtrollen. Einige Tage darauf bin ich

bei Herz zu einem Thee, wo viele Leute waren, und siehe da, auch ein Gesicht, von dem ich nicht zweifeln konnte, daß es das nämliche sei, welches ich vor wenigen Tagen vergeblich verfolgt hatte. Es war ein Fräulein aus Sachsen, aber Deinen Ton der Sprache und Dein Lachen hatte sie nicht. Sollte die Aehnlichkeit vollkommen sein, so müßte ich an ihr auch noch eine kleinere Nase gefunden haben, als die Deinige, die, wie Du wohl weißt, ungebührlich klein ist. Ich sprach mit ihr und sie redete sehr verständig und ungezwungen über Iffland, über das Theater, über einige Bücher und was dergleichen Unterhaltungs-Plätze in solchen Zirkeln mehr sind; aber ein besonderes Interesse fand ich denn auch nicht an ihr.

Für heute leb' wohl, ich habe Dir noch viel zu sagen und der Brief wird sich wohl noch ein paar Posttage gedulden müssen.

Den 22sten October.

Aus den paar Posttagen sind ein paar Wochen geworden und dessen, was ich Dir zu sagen habe, ist unterdeß nicht weniger, sondern mehr geworden. Da sind vor einigen Tagen die Dohna's zurückgekommen und haben mir viel aus Preußen erzählt. Alles befindet sich wohl, alles lebt einträchtig; der frohen Feste sind während dieses Aufenthalts viele gefeiert worden, unter anderm ist Graf Louis' Geburtstag den 8ten September mit einer großen militairischen Fête begangen worden. Graf Fabian, der bisher als Junker in Königsberg vielerlei Unannehmlichkeit erduldet, ist

17*

Officier geworden, und meiner erinnern sich alle, wie die Grafen versichern, freundlich und liebreich. Es thut mir doch immer noch sehr wohl, von dort zu hören, und mein herzliches Interesse an diesen lieben Leuten wird nie aufhören. — Da haben die Grafen noch einen andern Dohna mitgebracht und in dem hab' ich einen alten Bekannten entdeckt, den ich als Knabe in der Anstalt zu Niesky gekannt habe, und der mit Carl auf einer Stube wohnte. Es war ein außerordentlich schönes Kind und ist jezt mit starken traits und von den Pocken verdorben nichts weniger als hübsch; was innerlich aus ihm geworden, das kann ich freilich von einmal sehen nicht beurtheilen. Eigentlich wollte ich Dir aber von einer weit interessanteren Bekanntschaft erzählen, die ich zwar dem äußeren nach schon diesen Sommer gemacht, die aber erst seit kurzem für mich recht wichtig und fruchtbar geworden ist. Es ist nichts weibliches, sondern ein junger Mann, der Schlegel heißt und sich jezt hier aufhält. Ich lernte ihn zuerst in einer geschlossenen Gesellschaft kennen, von der ich ein Mitglied bin, wo man zusammenkommt, um sich Aufsäze vorzulesen, schöne schriftstellerische Werke zu beherzigen, literarische Neuigkeiten mitzutheilen u. s. w. Ich weiß nicht, ob ich Dir von dieser Gesellschaft, unter dem Namen der Mittwochsgesellschaft, schon etwas geschrieben habe; wo nicht, so soll Dir nächstens eine nähere Nachricht davon zu Diensten stehn. Hier lernte ich Schlegel zuerst kennen, dann sah ich ihn öfters bei Herz, und Brinckmann, der seine Bekanntschaft schon vor einigen Jahren ge-

macht hatte, brachte uns näher zusammen. Er ist ein junger Mann von 25 Jahren, von so ausgebreiteten Kenntnissen, daß man nicht begreifen kann, wie es möglich ist, bei solcher Jugend so viel zu wissen, von einem originellen Geist, der hier, wo es doch viel Geist und Talente giebt, alles sehr weit überragt, und in seinen Sitten von einer Natürlichkeit, Offenheit und kindlichen Jugendlichkeit, deren Vereinigung mit jenem allen vielleicht das wunderbarste ist. Er ist überall, wo er hin kommt, wegen seines Wizes sowohl, als wegen seiner Unbefangenheit der angenehmste Gesellschafter, mir aber ist er mehr als das, er ist mir von sehr großem, wesentlichem Nutzen. Ich bin zwar hier nie ohne gelehrten Umgang gewesen, und für jede einzelne Wissenschaft, die mich interessirt, hatte ich einen Mann, mit dem ich darüber reden konnte. Aber doch fehlte es mir gänzlich an einem, dem ich meine philosophischen Ideen so recht mittheilen konnte, und der in die tiefsten Abstractionen mit mir hineinging. Diese große Lücke füllt er nun auf's herrlichste aus; ich kann ihm nicht nur, was schon in mir ist, ausschütten, sondern durch den unversiegbaren Strom neuer Ansichten und Ideen, der ihm unaufhörlich zufließt, wird auch in mir manches in Bewegung gesezt, was geschlummert hatte. Kurz für mein Dasein in der philosophischen und literarischen Welt geht seit meiner näheren Bekanntschaft mit ihm gleichsam eine neue Periode an. Ich sage: seit meiner näheren Bekanntschaft, denn obgleich ich seine Philosophie und seine Talente weit eher bewundern lernte, so ist es

doch eine Eigenheit von mir, daß ich auch in das innere meines Verstandes niemand hineinführen kann, wenn ich nicht zugleich von der Unverdorbenheit und Rechtschaffenheit seines Gemüths überzeugt bin. Ich kann mit niemand philosophiren, dessen Gesinnungen mir nicht gefallen. Nur erst, nachdem ich hievon soviel Gewißheit hatte, als man mit gesunden Sinnen aus dem Umgang und den kleinen Aeußerungen eines Menschen schöpfen kann, gab ich mich ihm näher und bin jezt sehr viel mit ihm. Er hat keine sogenannte Brodwissenschaft studirt, will auch kein Amt bekleiden, sondern, so lange es geht, spärlich aber unabhängig von dem Ertrag seiner Schriftstellerei leben, die lauter wichtige Gegenstände umfaßt und sich nicht so weit erniedrigt, um des Brodes willen etwas mittelmäßiges zu Markte zu bringen. An mir rupft er beständig, ich müßte auch schreiben, es gäbe tausend Dinge, die gesagt werden müßten und die gerade ich sagen könnte; und besonders, seit er mich in der erwähnten Gesellschaft eine kleine Abhandlung hat vorlesen hören, läßt er mir keinen Tag Ruhe. Wir kauen jezt an einem Project, daß er auf Neujahr zu mir ziehn soll und ich würde mich königlich freuen, wenn das zu Stande käme; denn jezt kostet mich jeder Gang zu ihm hin und zurück immer eine Stunde Weges. Nota bene den Vornamen hat er von mir, er heißt Friedrich; er gleicht mir auch in manchen Naturmängeln, er ist nicht musikalisch, zeichnet nicht, liebt das französische nicht und hat schlechte Augen. Seit 8 Tagen habe ich einen großen Theil meiner Vormittage, die ich

sonst sehr heilig halte, bei ihm zugebracht, um eine philosophische Lectüre mit ihm zu machen, die er nicht gut aus den Händen geben konnte. Daß ich so viel von ihm geplaudert habe, wird Dir hoffentlich nicht unlieb sein, da er zu denen gehört, die mir jezt hier die liebsten sind. — —

Ich weiß nicht, ob ich Dir gesagt habe, daß die Kirchenräthin C. jezt hier ist; auch einer traurigen Familien-Angelegenheit halber. Ihre Tochter, die seit 10 Jahren mit einem Officier verheirathet und lange unglücklich gewesen ist, kann es nun nicht länger aushalten; sie ist von ihm gegangen und es ist eine Scheidung im Werke. Nichts ist jezt gemeiner, als traurige Eheverhältnisse, und wenn das zu Christi Zeiten mehr die Härtigkeit des Herzens bewies, so scheint es jezt mehr von der Erbärmlichkeit desselben herzurühren, davon, daß es die Leute von Anfang an mit ihrem Leben und Lieben auf nichts ordentliches anlegen und keinen Begriff und keinen Zweck damit verbinden. Glücklich ihr, die ihr das so wenigstens äußerlich nicht zu sehn braucht. Adieu, laß bald wieder von Dir hören. Dein treuer Bruder.

An seine Schwester.

Den 31sten December 1797.

Wie ist das Jahr zu Ende gegangen, ohne daß diese Epistel vorwärts gekommen ist! Da kam das Fest, wo ich diesmal gepredigt habe, da kam Schlegels Einziehen und Einrichtung bei mir, und so ist die Zeit

vergangen ohne mich zu fragen. Eine herrliche Veränderung in meiner Existenz macht Schlegels wohnen bei mir. Wie neu ist mir das, daß ich nur die Thüre zu öffnen brauche, um mit einer vernünftigen Seele zu reden, daß ich einen guten Morgen austheilen und empfangen kann, sobald ich erwache, daß mir Jemand gegenüber sizt bei Tische, und daß ich die gute Laune, die ich Abends mitzubringen pflege, noch früh Jemand mittheilen kann. Schlegel steht gewöhnlich eine Stunde eher auf als ich, weil ich meiner Augen wegen des Morgens kein Licht brennen darf, und mich also so einrichte, daß ich vor $^1/_2$9 Uhr nicht ausgeschlafen habe. Er liegt aber auch im Bette und liest, ich erwache gewöhnlich durch das Klirren seiner Kaffeetasse. Dann kann er von seinem Bett aus die Thüre, die meine Schlafkammer von seiner Stube trennt, öffnen, und so fangen wir unser Morgengespräch an. Wenn ich gefrühstückt habe, arbeiten wir einige Stunden, ohne daß einer vom andern weiß; gewöhnlich wird aber vor Tisch noch eine kleine Pause gemacht, um einen Apfel zu essen, wovon wir einen gemeinschaftlichen schönen Vorrath der auserlesensten Arten haben; dabei sprechen wir gewöhnlich über die Gegenstände unsrer Studien. Dann geht die zweite Arbeitsperiode an bis zu Tisch, d. h. bis halb zwei. Ich bekomme mein Essen, wie Du weißt, aus der Charité, Schlegel läßt sich seines aus einem Gasthause holen. Welches nun zuerst kommt, das wird gemeinschaftlich verzehrt, dann das andere, dann ein paar Gläser Wein getrunken, so daß wir beinah ein Stündchen bei unserm Diner zubringen.

Ueber den Nachmittag läßt sich nicht so bestimmt sprechen; leider aber muß ich gestehn, daß ich gewöhnlich der erste bin, der ausfliegt, und der lezte, der nach Hause kommt. Doch ist nicht die ganze Hälfte des Tages dem gesellschaftlichen Genuß gewidmet; ich höre einige mal die Woche Collegia und lese einigemal welche — versteht sich privatissime, nur einem oder dem andern guten Freunde, und dann erst gehe ich, wohin meine Lust mich treibt. Wenn ich Abends zwischen 10 und 11 nach Hause komme, finde ich Schlegel noch auf, der aber nur darauf gewartet zu haben scheint, mir gute Nacht zu geben und dann bald zu Bette geht. Ich aber seze mich dann hin und arbeite gewöhnlich noch bis gegen 2 Uhr, denn von da bis halb 9 kann man noch vollkommen ausschlafen. Unsre Freunde haben sich das Vergnügen gemacht, unser Zusammenleben eine Ehe zu nennen und stimmen allgemein darin überein, daß ich die Frau sein müßte, und Scherz und Ernst wird darüber genug gemacht. Seit Schlegel hier ist, ist es doch schon ein paar mal geschehn, daß ich einen ganzen Abend zu Hause geblieben bin und daß wir zusammen von 7—10 einen traulichen Thee getrunken und uns dabei recht ausgeplaudert haben. Wahrscheinlich aber wirst Du auch wissen wollen, wie ich nun bei dieser nächsten aller Bekanntschaften den Mann selbst finde? Ich weiß wirklich nicht, wie viel ich Dir schon von ihm gesagt habe, und so stehe denn ein für alle mal eine kleine Schilderung von ihm hier. Was seinen Geist anbetrifft, so ist er mir so durchaus supérieur, daß

ich nur mit vieler Ehrfurcht davon sprechen kann. Wie schnell und tief er eindringt in den Geist jeder Wissenschaft, jedes Systems, jedes Schriftstellers, mit welcher hohen und unparteiischen Kritik er jedem seine Stelle anweist, wie seine Kenntnisse alle in einem herrlichen System geordnet dastehn und alle seine Arbeiten nicht von ungefähr, sondern nach einem großen Plan aufeinander folgen, mit welcher Beharrlichkeit er alles verfolgt, was er einmal angefangen hat — das weiß ich alles erst seit dieser kurzen Zeit völlig zu schäzen, da ich seine Ideen gleichsam entstehn und wachsen sehe. Aber nach seinem Gemüth wirst Du unstreitig mehr fragen, als nach seinem Geist und Genie. Er ist äußerst kindlich, das ist gewiß der Hauptzug darin; offen und froh, naiv in allen seinen Aeußerungen, etwas leichtfertig, ein tödtlicher Feind aller Formen und Plackereien, heftig in seinen Wünschen und Neigungen, allgemein wohlwollend, aber auch, wie Kinder oft zu sein pflegen, etwas argwöhnisch und von mancherlei Antipathien. Sein Charakter ist noch nicht so fest und seine Meinungen über Menschen und Verhältnisse noch nicht so bestimmt, daß er nicht leicht sollte zu regieren sein, wenn er einmal jemand sein Vertrauen geschenkt hat. Was ich aber doch vermisse, ist das zarte Gefühl und der feine Sinn für die lieblichen Kleinigkeiten des Lebens und für die feinen Aeußerungen schöner Gesinnungen, die oft in kleinen Dingen unwillkürlich das ganze Gemüth enthüllen. So wie er Bücher am liebsten mit großer Schrift mag, so auch an den Menschen große und starke Züge. Das

bloß sanfte und schöne fesselt ihn nicht sehr, weil er zu sehr nach der Analogie seines eignen Gemüths alles für schwach hält, was nicht feurig und stark erscheint. So wenig dieser eigenthümliche Mangel meine Liebe zu ihm mindert, so macht er es ihm doch unmöglich, ihm manche Seite meines Gemüths ganz zu enthüllen und verständlich zu machen. Er wird immer mehr sein als ich, aber ich werde ihn vollständiger fassen und kennen lernen als er mich. Sein äußeres ist mehr Aufmerksamkeit erregend als schön. Eine nicht eben zierlich und voll, aber doch stark und gesund gebaute Figur, ein sehr charakteristischer Kopf, ein blasses Gesicht, sehr dunkles rund um den Kopf kurz abgeschnittenes ungepudertes und ungekräuseltes Haar und ein ziemlich uneleganter aber doch feiner und gentlemanmäßiger Anzug — das giebt die äußere Erscheinung meiner dermaligen Ehehälfte. In Deinem Brief, meine liebe, kommt auch etwas vom wahren ernstlichen Heirathen vor, das mir ein sehr wichtiges Capitel ist; auch die leiseste Vermuthung, daß mir das lächerlich sein könnte, kann nicht Dein Ernst sein, da Du weißt, wie viel mir Häuslichkeit und Herzlichkeit ist. Ich will Dir nächstens meine Gedanken darüber recht ausführlich mittheilen; denn fragmentarisch will ich mich auf einen solchen Gegenstand nicht einlassen; nur so viel, daß leider, leider, Deine Vermuthung wohl wahr werden könnte! Ich habe gestern Abend ein langes und sehr merkwürdiges Gespräch mit der Herz gehabt darüber, wieviel jedem Menschen von dem, was eigentlich in ihm ist, verloren zu gehn pflegt

durch äußere Lagen. Ach, wie viel ginge in mir verloren bei diesem Sinn für's Familienleben, wenn ich nicht heirathete — und doch! aber ich will mich nicht melancholisch machen, denn wenn ich bei diesem Punkt verweile, bin ich auf dem geraden Wege es zu werden. — —

An Henriette Herz.

Den 1sten Januar 1798.

Hier haben Sie Ihr Fragment, liebe Freundin, die Ueberzeugungen, die es enthält, stehen für sich, aber die Aussichten für mich mag Ihre fortdauernde Güte wahr machen.

Wenn eine ruhige und schöne Seele sich zwischen den lieblichen Ufern des Wohlwollens und der Liebe bewegt, so gestaltet sie ihr ganzes Leben sich ähnlich. Es gleicht einem stillen Bach, der nicht nur die Bläue des Himmels in voller Klarheit abbildet, sondern aus dessen Spiegel selbst die grauen trüben Wolken in milderer Gestalt zurückstrahlen, weil die schönen Bilder der buntfarbigen Blumen, mit denen jene Ufer überall besetzt sind, sich unmittelbar mit ihrem düsteren Colorit vermischen. Wenn die zarten Aeußerungen eines solchen Gemüths sich nur dem Vertrauteren offenbaren — wie nur der das Herz seines Freundes schlagen hört, der am Busen desselben ausruht — so vervielfältigt es dafür in ihm sein ganzes schönes Dasein. Denn, wer ein schöngestaltetes Leben mitgenießend anschauen darf, dem fließt das seinige ge-

wiß ruhig daneben hin, und wem es vergönnt ist, auf der Ruhe eines wohlgeordneten Gemüths mit seinen Blicken zu verweilen, dessen Leben kann auch nicht ohne Züge von Schönheit bleiben, weil ein solcher Anblick mit dem wohlthätigsten Zauber alles, was den Grazien feind ist, entkräftet und verscheucht.

An seine Schwester Charlotte.

Berlin, den 30sten Mai 1798.

Du mußt Dich nicht wundern, meine liebe, daß es mit meinem Schreiben so auffallend schlecht geht; es steckt nichts dahinter, als das lautere Wohlbefinden und Lebensgenuß. Der Sommer hält mich an tausend Stricken gefangen und läßt mich nicht los; ich komme kaum dazu die Hälfte von alle dem zu thun, was ich mir vorseze, und doch kann ich eigentlich nicht unzufrieden mit mir sein. Ich lebe, ich mache anderen angenehme Stunden, ich bin ihnen nüzlich beiher — was kann man denn auf dieser Welt mehr thun. Am meisten lebe ich jetzt mit der Herz; sie wohnt den Sommer über in einem niedlichen kleinen Hause im Thiergarten, wo sie wenig Menschen sieht und ich sie also recht genießen kann. Ich pflege jede Woche wenigstens einmal einen ganzen Tag bei ihr zuzubringen. Ich könnte das bei wenig Menschen; aber in einer Abwechslung von Beschäftigungen und Vergnügungen geht mir dieser Tag sehr angenehm mit ihr hin. Sie hat mich italienisch gelehrt oder thut es

vielmehr noch, wir lesen den Shakespeare zusammen, wir beschäftigen uns mit Physik, ich teile ihr etwas von meiner Naturkenntniß mit, wir lesen bald dies bald jenes aus einem guten deutschen Buch, dazwischen gehn wir in den schönsten Stunden spaziren und reden recht aus dem innersten des Gemüths miteinander über die wichtigsten Dinge. So haben wir es seit dem Anfang des Frühlings getrieben und niemand hat uns gestört. Herz schätzt mich und liebt mich, so sehr wir auch von einander unterschieden sind. Der Herz ihre Schwestern, ein paar liebe Mädchen, freuen sich, so oft ich komme, und sogar ihre Mutter, eine verdrießliche und strenge Frau, hat mich in Affection genommen. Kannst Du nach diesem wohl denken, daß uns von Seiten unsrer besten Freunde ein paar unangenehme Tage gekommen sind. Schlegel und die Veit haben zusammen Besorgnisse gebrütet, daß ich gegen jenen und die Herz gegen diese — ihre älteste und unzertrennlichste Freundin — kälter würden. Die Veit machte mir Vorwürfe, daß ich Schlegeln nicht wäre, was ich ihm sein könnte, daß ich über sein Thun und seine Werke nicht offen gegen ihn wäre; daß ich sein Gemüth nicht schonte, zu ihr käme ich auch nicht, man müßte am Tode sein, um meine Theilnahme zu erregen, ich wäre alles nur par charité, und wenn die Leute wieder auf den Beinen und glücklich wären, ließe ich sie gehn. Schlegel bekannte mir aufrichtig, er wäre eifersüchtig auf die Herz, meine Freundschaft mit ihr wäre so schnell und so weit gediehen, als er es mit mir nicht hätte bringen können, er sei fast nur

auf meinen Verstand und meine Philosophie eingeschränkt und sie habe mein Gemüth. Was hatte ich da in's klare zu bringen und wie stach ich ab gegen die andern mit meiner Ruhe und Sicherheit. Beim Licht besehen war dann neben dem allen noch etwas anderes. Beide nämlich, sowohl Schlegel als die Veit, hatten einige Besorgnis, daß ich mich über mich selbst täuschte, daß Leidenschaft bei meiner Freundschaft gegen die Herz zum Grunde läge, daß ich das früher oder später entdecken und daß es mich unglücklich machen würde. Das war mir denn zu arg und ich habe ausgelassen darüber stundenlang gelacht. Daß gewöhnliche Menschen von gewöhnlichen Menschen glauben, Mann und Frau könnten nicht vertraut sein, ohne leidenschaftlich und verliebt zu werden, das ist ganz in der Ordnung, aber die beiden von uns beiden! So wunderbar war es mir, daß ich mich gar nicht darauf einlassen konnte, sondern nur ganz kurz Schlegeln auf mein Wort versicherte: es wäre nicht so und würde auch nie so werden. Die arme Herz aber war ein paar Tage ganz zerrüttet über diesem Mißverständnis. Dem Himmel sei Dank ist aber alles wieder im gleichen und wir gehn ungestört unsres Weges fort. Von Schlegel habe ich aber jezt wenig Genuß. Seit einigen Tagen ist sein Bruder [Wilhelm] aus Jena hier, der als Dichter und als neuer Uebersezer des Shakespeare bekannt ist. Er wohnt in der Stadt in einem Hause, wo ich nur wenig sein kann, und Schlegel ist fast immer da. Dieser Bruder hat weder die Tiefe noch die Innigkeit des hiesigen, er ist

ein feiner eleganter Mann, hat sehr viel Kenntnisse und künstlerisches Geschick und sprudelt von Witz, das ist aber auch alles. Ich habe Schlegeln geweissagt, daß sein Bruder keinen Sinn für mich haben würde, und wie es scheint, habe ich sehr recht. Vor einigen Tagen habe ich mit ihnen beiden bei Iffland gegessen, den ich sonst schon ein paar mal gesehn habe, und mich da gerade sehr gut amüsirt. Das komische Talent dieses Mannes ist ganz einzig, er ist voll lustiger und ergötzender Anekdoten und die agirt er gleich so köstlich, daß man so seiner Kunst weit mehr froh wird, als auf dem Theater. Dabei ist er höchst gutmüthig, was Leute von dieser Gabe so selten sind, und das Bewußtsein, daß er seiner Gesinnungen wegen, mit denen er aber nicht prahlt, Achtung verdient, läßt es einem recht wohl bei ihm sein.

An Charlotte.

Berlin, den 25sten Juli 1798.

— — Am Anfang dieses Monats hat mich Schlegel verlassen, um mit seinem Bruder einige Wochen nach Dresden zu gehn, wo sie eine verheirathete Schwester haben. Da, wie ich aus Deinem Brief sehe, die preußischen Jahrbücher auch in Deine Gegend kommen und zwar ziemlich bald, so werde ich mein Exemplar von dem schönen Gedicht, welches der ältere Schlegel kurz vor ihrer Abreise auf die Huldigungsfeier gemacht hat, lieber für Carl aufheben. Aufmerksam will ich Dich hiemit darauf gemacht haben; es ist ein Meister-

stück von Versification und an Gedanken und Wendungen so reich, wie ich noch kein Gelegenheitsgedicht gesehn habe. Hoffentlich wird es Dir auch gefallen. — Am Huldigungstage, von dessen Feierlichkeiten ich nichts sah, weil ich meinen Arm keinem Gedränge aussetzen wollte, hatte ich das Vergnügen, daß die Herz ihre Sommerwohnung wieder bezog, und ich habe seitdem wieder manche schöne Stunde bei ihr zugebracht. Auch meine Reise nach Freienwalde habe ich mit ihr gemacht. Wir hatten einen schönen Tag, waren beide sehr aufgelegt und haben eine schöne Menge interessanter Dinge abgesprochen. Dort wohnte ich in einem Hause, wo unten ein verrückter Mensch war, wo ich Abends ein Stümpfchen gezogenes Licht auf dem schmuzigsten Küchenleuchter bekam, und wo die Schweine haufenweise bis in die zweite Etage hinaufstiegen und sich vor meiner Thür lagerten. Doch ich war den ganzen Tag mit Herzens und so ging mich mein Logis nichts weiter an. Das Badeleben und die Badegäste habe ich gleich abscheulich und fade gefunden; aber die Gegend ist nächst Potsdam gewiß die schönste, die man in dieser armen Mark Brandenburg haben kann. Ich fand eine üppige und mannigfache Vegetation, dergleichen ich seit meinem Aufenthalt in der Mark nicht gesehn habe; ich freute mich, den vaterländischen Fleiß wieder zu sehn, und jeder Tag zeichnete sich durch eine Fahrt nach einem interessanten Punkt in der Nähe aus, so daß ich nur einmal in schlechtem Wetter auf dem eigentlichen Brunnen war. Meinen Rückweg mußte ich allein machen, die Herz wird mit

ihrem Manne erst morgen zurückkommen. Unterdeß habe ich hier schon wieder eine Fatalität gehabt. Sack hatte vom Kirchendirectorio den Auftrag mich zu fragen, ob ich als Hofprediger nach Schwedt gehn wollte, einem angenehmen Städtchen, wo die Gemeine nicht unbedeutend und das Gehalt von der Art ist, daß die Stelle zu den besseren gehört. Sack war sehr dafür, und Du kannst denken, daß die Sache mir den Kopf nicht wenig warm machte. Alles wohl überlegt habe ich es aber abgelehnt. Denke Dir, daß ich dort von so manchem Studium, welches ich hier mit Eifer betreibe, gänzlich hätte Abschied nehmen müssen, daß meine wissenschaftliche Bildung wegen der Entfernung von allen Hülfsmitteln und dem Mangel an literarischem Umgang ihre Endschaft erreicht hätte, daß ich in ein luxuriöses Städtchen gekommen wäre, wo die Geselligkeit in Festen und Spielen besteht, und daß ich mich von meinen hiesigen Freunden hätte losreißen müssen, ohne andere zu finden, — um diesen Preis ein Einkommen von etwa 600 Rthl. zu erkaufen, mit dem man doch eine Familie nur sehr kümmerlich ernähren kann, dazu, denke ich, ist es im Nothfall in zehn Jahren auch noch Zeit genug.

An seine Schwester.

Berlin, den 4ten August 1798.

So eben, meine liebe, komme ich von der sich so nennenden reisenden Dame, die in ihren Briefen über

Berlin der jüdischen Frauen so angelegentlich und so sonderbar gedenkt. Es ist Madame Unger, eine ält- liche, kränkliche, grämliche Frau, die Berlin gewiß seit vielen Jahren nicht länger, als auf einige Tage, ver- lassen hat. Warum sie so eine eigene Pique gegen die Juden hat, weiß ich nicht, sie soll aber in ihr schon sehr alt sein. Daß junge Gelehrte und Elegants die hiesigen großen jüdischen Häuser fleißig besuchen, ist sehr natürlich, denn es sind bei weitem die reichsten bürgerlichen Familien hier, fast die einzigen, die ein offenes Haus halten, und bei denen man wegen ihrer ausgebreiteten Verbindungen in allen Ländern Fremde von allen Ständen antrifft. Wer also auf eine recht ungenirte Art gute Gesellschaft sehn will, läßt sich in solchen Häusern einführen, wo natürlich jeder Mensch von Talenten, wenn es auch nur gesellige Talente sind, gern gesehn wird und sich auch gewiß amüsirt, weil die jüdischen Frauen — die Männer werden zu früh in den Handel gestürzt — sehr ge- bildet sind, von allem zu sprechen wissen und gewöhn- lich eine oder die andere schöne Kunst in einem hohen Grade besizen. Auch ich würde ein paar von diesen Häusern besuchen, wenn ich nicht den Zirkel meiner Bekanntschaften ein für allemal geschlossen hätte, und wenn mich nicht dieses Mißverhältniß zwischen beiden Geschlechtern abschreckte, bei dem es nur gar zu auf- fallend ist, daß man nur der Frauen wegen hingeht. Mit Herzen's und Veit's ist das eine ganz andere Sache. Die ersten sehen zwar auch viele Fremde, und es kommt nicht leicht ein merkwürdiger Mensch nach

Berlin, der sie nicht besuchte, und auch hier sind sie in den ausgebreitetsten Verbindungen, aber sie halten doch nicht, was man ein offenes Haus nennt, und ich besonders bin meistentheils en famille bei ihnen und vermeide es, große Gesellschaften dort zu sehn, weil mir wirklich zu wenig daran liegt. Sie besonders, die Herz, schränkt ihre persönliche Bekanntschaft sehr ein, und wenn sie nicht des Mannes wegen müßte und weil sie einmal eine bekannte Frau ist, so würde sie gewiß nur mit ein paar Menschen leben. Veit's aber sind gar nicht in diese Klasse zu setzen und leben sehr eingezogen. In dieser Rücksicht also gehöre ich weder unter die Elegants noch unter die jungen Gelehrten, obgleich ich mich in andrer Rücksicht bestrebe zu beiden gerechnet zu werden. Mit Sack habe ich auch dieser Tage eine Herzenserleichterung über meinen jüdischen Umgang gehabt. Er sagte mir offenherzig, er hätte auch deswegen gewünscht, daß ich nach Schwedt gegangen wäre, weil er fürchte, meine Art zu existiren möchte meiner Beförderung hier hinderlich sein, und ein paar Jahre Abwesenheit würden das besser gut machen, was sich sonst vielleicht nicht ändern ließe. Er sei, wie ich wisse, nicht pedantisch genug, gegen den Umgang mit Juden zu sein (wie denn auch sein Vater und sein Schwiegervater mit Mendelssohn viel umgegangen sind), aber für diese bureaux d'esprit, für den Umgang, wie ihn Madame Unger beschriebe, habe er doch keinen Sinn, und wenn es gar zu bekannt wäre, daß ich so ganz unter diesen Menschen lebte, so müßte das doch auf viele Leute einen nach-

theiligen Eindruck machen, und er selbst besorge, der Ton, den man nach und nach in diesen Gesellschaften annehme, würde mir mit der Zeit Gleichgültigkeit und Widerwillen gegen mein Amt geben. Ueber den letzten Punkt suchte ich ihn denn zu beruhigen, und ihn über das erste eines besseren zu überzeugen. Was kann einem doch das unbefugte Schreiben über Gegenstände, die der Schreiber nicht recht kennt, für Noth machen! — Die Lieder aus dem Meister, welche Du wünschest, habe ich schon abgeschrieben hier. Musicirt nur fleißig, ihr lieben, und recht schöne Sachen. Nicht alles, wovon Du mir gesagt hast, kenne ich, das Matthisson'sche nicht, nur die Reichardt'schen Compositionen von Goethe. Schreibe mir doch, ob ihr diese Goethe'schen Lieder von Reichardt alle habt, oder welche ihr abschriftlich besitzt, so kann ich euch entweder die ganze Sammlung schicken oder wenigstens von Zeit zu Zeit eins einlegen. Wenn ich nur wüßte, was ihr liebt, würde ich keinen Brief notenleer schicken; meine musicalischen Freundinnen werden mir gern dazu behülflich sein. Ich gehe jezt öfter als sonst, um Musik zu hören, in's Theater, und habe nur kürzlich zwei gar herrliche Operetten gehört, den Axur von Salieri und die beiden kleinen Savoyarden von D'Alayrac. Bei Gelegenheit des lezten sah ich denn auch in einem kleinen Stück, das vorherging, unsern Iffland wieder spielen, ein Vergnügen, das ich lange nicht genossen habe, und das mich ganz auf's neue ergriff.

An Henriette Herz.

Landsberg, den 3ten September 1798.

Gestern habe ich gepredigt, zur großen Freude der Cousine, ob auch der anderen Menschen, weiß ich nicht, denn ich habe es ganz ohne gute Lebensart betrieben und ihnen eine Lection gegeben, von der ich wußte, daß sie sie gar wohl brauchen könnten. Einen eigenen Eindruck hat es auf mich gemacht, auf meiner alten Kanzel zu stehen, es war halb Freude, halb Schreck, und beides scheint mir sehr natürlich. Denn es war, als wären die zwei Jahre, die zwischen mir und der Gewohnheit hier zu predigen stehen, auf einen Schlag vernichtet, und wie viel Schönes und Herrliches liegt nicht in diesen zwei Jahren! Es ist nicht wahr, daß man das Gute am lebhaftesten durch den Contrast fühlt, hier, wo ich des Guten und Schönen so viel habe, fühle ich das, was mir durch Sie geworden ist, so lebhaft, als je.

An Henriette Herz.

Landsberg, den 6ten September 1798.

Mein Gott, wie bin ich überströmt von lauter Herrlichkeit und Freude von Berlin her. Sie im Thiergarten, Schlegel zurück und zum Ueberfluß sogar in Oranienburg — und unabhängig von allen Nachrichten, Eure lieben schönen Briefe, es ist wahrlich fast zu viel. Sie sind eigentlich sehr kurz in Lanke gewesen und haben doch so viel Entzücken eingesogen und das schlechte Wetter ist nicht einmal ein Leiter gewesen,

der Ihnen diese electrische Fülle wieder abgezogen hätte? Führen Sie mich doch ein in die Mysterien Ihrer unbefriedigten Wünsche. Wir müssen wirklich etwas erfinden, damit sich diese Electricität nicht häuft und uns irgendwo einschlägt. Ach Liebe, meine Saat steht so schön, meine Wohnungen sind alle so friedlich und heimisch, daß mir wohl vor dem kleinsten Wölkchen bange sein darf, das irgendwo aufsteigt, und gar in Ihnen? Ich will einmal eine kalte und fühllose Seite herauskehren und Ihnen sagen, daß ich gar nicht begreife, daß und wie's Ihnen das Land thut, sind wir etwa nicht mit in der großen Thätigkeit? Eigentlich giebt es doch keinen größeren Gegenstand des Wirkens, als das Gemüth, ja überhaupt keinen andren, wirken Sie etwa da nicht? O Sie fruchtbare, Sie vielwirkende, eine wahre Ceres sind Sie für die innere Natur und legen einen so großen Accent in die Thätigkeit der Außenwelt, die so durchaus nur Mittel ist, wo der Mensch in dem allgemeinen Mechanismus sich verliert, von der so wenig bis zum eigentlichen Zweck und Ziel alles Thuns hingedeiht und immer tausendmal so viel unterweges verloren geht! Und jenes Thun und Treiben, wobei sich der Mensch müht und schwitzt — was er doch eigentlich nie thun sollte — ist es nicht lärmend und tobend gegen unsere stille Thätigkeit? Wer vernimmt etwas von uns? was weiß die Welt von unserer inneren Natur und ihren Bewegungen? ist ihr nicht alles Geheimniß? Sehen Sie nur, was Sie gethan haben und noch thun und thun werden, und gestehen Sie, daß dieses Thun und Bilden un-

endlich mehr ist, als Alles, was der Mensch über das große Chaos, welches er sich zurecht machen soll, gewinnen kann. Bin ich nicht dithyrambisch geworden und das alles aus lauter Polemik! Aber Recht habe ich doch! und künftiges Jahr will ich wirklich die physicalische Reise machen und die große Electrisirmaschine in Lanke besehen.

An Charlotte.

Berlin, den 15ten October 1798.

— — Daß Du Dich über meine Art zu existiren beunruhigtest, habe ich Deinem lezten Briefe eben nicht abmerken können und es also auch ehrlicher Weise nicht gedacht, ob ich es gleich gewissermaßen erwartete. Hättest Du aber nicht, meine Liebe, die ich so gern mit allem bekannt mache, was zu meiner Existenz gehört, eben so aufrichtig sein können, als der gute Sack, der nicht halb so viel davon weiß? Ich wünschte nur, Du hättest Dich über Deine eigentliche Meinung deutlicher erklärt, so wäre ich gewiß, Dich vollständiger zu beruhigen als ihn, der manches schlechterdings nicht sehn will, wie es ist. Das glaubst Du mir gewiß auf meine bloße Versicherung, daß in meinem Verhältniß zu den Frauen nicht das geringste ist, was auch nur mit einem Anschein von Recht übel gedeutet werden könnte; Du wirst in allem, was ich über sie gesagt habe, nicht eine Spur von Leidenschaft angetroffen haben und ich versichere Dich, daß ich von

jeder Anwandlung dieser Art weit entfernt bin. Die Zeit, die ich mit ihnen zubringe, ist keinesweges bloß dem Vergnügen gewidmet, sondern trägt unmittelbar zur Vermehrung meiner Kenntnisse und zur Anspornung meines Geistes bei und ich bin zugleich wieder ihnen auf dieselbe Art nüzlich. Daß übrigens die Herz eine Jüdin ist, schien anfangs gar keinen nachtheiligen Eindruck auf Dich zu machen, und ich glaubte, Du seist mit mir überzeugt, daß, wo es auf Freundschaft ankommt, wo man ein dem seinigen ähnlich organisirtes Gemüth gefunden hat, man über solche Umstände hinwegsehn dürfe und müsse. Es streitet auch ein solcher Umgang gar nicht so sehr mit meinen äußern Verhältnissen, als Du denken magst. Herr Teller und Herr Zöllner, zwei der angesehensten Geistlichen, sind beide öfters im Herz'schen Hause, freilich nicht auf dem vertrauten und herzlichen Fuß als ich, aber ich denke, wenn man um unwichtigerer Absichten willen dieses alte Vorurtheil bei Seite sezen darf, so muß dies da um so rechtmäßiger sein, wo die Absicht reeller und die ganze Art des Umgangs erheblicher ist.

An Charlotte.

Den 8ten November 1798.

Das ist eine lange Pause, die gar nicht in meinem Plan lag; aber ich war diese Zeit über zu beklemmten Herzens, als daß ich ein vernünftiges Wort hätte

schreiben können. Mir selbst ist nichts begegnet, aber allerlei Unheil, das meine Freunde betraf und mir viel zu schaffen machte, hat mich sehr angegriffen. Die Herz und ich haben alle unsre Kräfte angestrengt. Wie wir beide über alle Verhältnisse des menschlichen Lebens einig denken und fühlen, das habe ich auch bei dieser traurigen Gelegenheit mit Freude wahrgenommen. Selbst da, wo unser herrschendes Gefühl Unzufriedenheit über unsre Freunde sein mußte, waren wir immer ganz einig. Wenn ich je die Herz hätte heirathen können, ich glaube, das hätte eine kapitale Ehe werden müssen, es müßte denn sein, daß sie gar zu einträchtig geworden wäre. Es macht mir oft ein trauriges Vergnügen zu denken, welche Menschen zusammen gepaßt haben würden, indem oft, wenn man drei oder vier Paar zusammen nimmt, recht gute Ehen entstehen könnten, wenn sie tauschen dürften. Ebenso geht es mit den Menschen, welche zusammen Geschäfte treiben oder sich in die Hand arbeiten müssen; es ist fast alles verkehrt und könnte mit leichter Mühe besser sein. Dem Schicksal, welches die Menschen für das rechte halten, laufen sie nach, soweit ihre Füße sie tragen können; aber nach angemessenen Menschen gehen sie keinen Schritt und wüßten sie nicht einmal festzuhalten, wenn sie sie haben. Verzeihe mir diese Anmerkungen; sie sind aus dem, was ich in diesen Tagen erlebt habe, entsprungen. — —

Dorothea Veit an Gustav von Brinckmann.

Berlin, den 2. Februar 1799.

Seit drei Wochen bin ich, nach vielen Kontestationen, Szenen, — nach manchem Schwanken und Zweifeln — endlich von Veit geschieden, und ich wohne allein, aus diesem Schiffbruch, der mich von einer langen Sklaverei befreit, habe ich nichts gerettet, als eine sehr kleine Revenue, von der ich nur äußerst sparsam leben kann, vielen guten, frohen Mut, meinen Philipp, einige Menschen, mein Klavier, und das schöne Bureau, den ich von Ihnen habe, und vor dem ich Ihnen jetzt schreibe — da haben Sie in wenigen Worten alles was ich nun besitze — aber wie soll ich Ihnen alles herrechnen, was ich los geworden bin? — Jetzt, jetzt wünscht ich, Sie wären wieder einmal in unserer Mitte! Sie täten mir grausames Unrecht, lieber Freund, wenn Sie nicht recht überzeugt wären, daß ich oft, sehr oft mit der freundschaftlichsten Teilnahme Ihrer gedenke, ich wenigstens habe den festen Glauben, daß, wären Sie jetzt hier, ich dürfte Sie mit zu der kleinen Zahl Auserwählten zählen, die ich bei dieser Gelegenheit bewährt gefunden habe, und würdig, meine Freunde zu heißen. O lieber Brinckmann! ich habe manche Menschen kennen gelernt bei diesem Vorfall, der meine ganze Wachsamkeit erforderte — meine lange Untätigkeit verhinderte es bis jetzt: es war mir nichts wichtig genug es zu untersuchen, nicht einmal die Menschen, die sich meine

Freunde nannten, — wenn ich auch nur diesen Vorteil davon hätte, es wäre schon der Mühe wert! — Wie durch einen Zauberschlag kam mir Ihr Brief gerade jetzt, in einem Moment, wo ich seit langer Zeit wieder einmal recht lebhaft, recht tief im Herzen das Bedürfnis fühle, alles was mir lieb, was mir wert ist, recht eng um mich zu versammeln, und mich meines erworbenen, meines kostbaren Eigentums zu erfreuen, wie eine Freigelassene, die nun erst etwas ihr eigen nennen darf, nachdem sie sich selbst angehört; und nun mit eifersüchtiger Sorgfalt es bewacht. Denken Sie sich mein Gefühl, solange ich lebe, ist dies das erstemal, daß ich von der Furcht frei bin, eine unangenehme Unterhaltung, eine lästige Gegenwart, oder gar eine demütigende Grobheit ertragen zu müssen. Kaum fühle ich mich noch recht — noch bis jetzt ist mir es wie einer, der lange eine große Last getragen, er glaubt sie noch zu fühlen, nachdem er ihrer schon längst entledigt ist. Jetzt bin ich was ich längst hätte sein sollen, lieber Freund! jetzt bin ich glücklich, und gut — keine Gruselei mehr, keine Beschämung, vielleicht würden Sie mich auch nicht mehr so hart finden, ich lebe in Frieden mit allem was mich umgibt! — Es war noch eben Zeit — hätte ich diesen letzten glücklichen Moment nicht festgehalten, und benutzt, so wäre es dann zu spät gewesen, und — glauben Sie mir — ich hätte es nicht ertragen — was die Welt ein geehrtes Alter nennt, wäre für meine Überzeugung ein schmachvolles Alter gewesen, und dies wollte ich nicht erleben — mein Tod war beschlossen, wenn ich hätte unwürdig leben

müssen! Diese innere Notwendigkeit hat mich bestimmt einen Schritt zu tun, der, wie Sie längst denken werden, die öffentliche Meinung gegen sich hat — vielleicht wird selbst bis nach Paris allerlei darüber geschrieben werden — von allen Motiven, die man mir unterschieben wird, glauben Sie nichts, als was ich Ihnen hier darüber geschrieben — ich habe nach meiner Überzeugung gehandelt; daß ich es bis jetzt noch nicht getan habe, ist unverzeihlich von mir, zu meiner Verteidigung kann ich nur das einzige anführen, daß ich bis jetzt meine Rechte eigentlich gar nicht kannte, die Freunde, denen ich mich entdeckte, nicht meiner Meinung waren, so daß ich mich fürchtete ganz allein stehen zu müssen. — Schlegel, Schleiermacher, und die Herz haben mich jetzt redlich unterstützt — und nun erzählt man sich freilich vieles — Wären Sie doch hier lieber Freund! Unsere kleine Levin hat freilich recht viel Verstand — aber an Weltklugheit fehlt es uns beinah allen, von Ihnen würde ich lernen — Ihren guten Rat würde ich oft in Requisition setzen! Daß Jette nach Wien reist *), um dort ihre Selbständigkeit an sich und ihre Pädagogik an anderer Leute Kinder zu probieren, das wissen Sie vermutlich schon durch sie selbst — ich würde ihre Entfernung von mir nicht so ruhig zugegeben haben, wenn ich nicht dächte, daß es ihr im Grunde doch nicht schaden kann, ihre Kräfte zu versuchen, da sie, sobald sie will, zu mir zurückkehren kann, und es doch alsdann vorteilhaft für uns beide

*) Henriette Mendelssohn, die Schwester Dorotheas.

sein wird, wenn sie gelernt hat etwas Ernsthaftes auszuführen — ich werde doch auch auf irgend eine Unternehmung sinnen müssen, wodurch ich meine Einkünfte etwas verbessere; und das können wir ja dann gemeinschaftlich besser, als einzeln. Wären Sie doch hier, und könnten uns aussinnen helfen! wenigstens lachen helfen über die tausend närrische Plane. — — —

Schlegel schreibt jetzt vortreffliche Sachen; im Athenäum — einen Roman — das sind die wirklichen — Plane hat er unendlich, und auch zu lauter unendlichem. Welch eine vortreffliche Seele ist dieser Schlegel! Von ihm Ihnen zu schreiben, wäre ein vergebliches Bestreben. Sie kannten ihn etwas, Sie ahndeten in dieser kurzen Bekanntschaft manches — wenn Sie aber so wie ich um ihn wären, und so nah der Entwicklung dieser reichen üppigen Fülle von Geist, Seele und Leben. Beneiden Sie mich immer um diesen Genuß — oder noch besser kommen Sie und teilen Sie ihn — — mit Tieck lebe ich viel, und schätze ihn ungemein hoch. Grüßen Sie doch Humboldts, den D. Veit und den Bildhauer Tieck, auch meinen Bruder, wenn Sie ihn sehen. Humboldts ganz besonders. — Schlegel hat mir aufgetragen Sie herzlich zu grüßen, er schreibt Ihnen gewiß bald.

Die Ihrige

D. V.

Friedrich Schlegel an Novalis.

[Berlin, 17. Februar 1799.]

— — — Wir wünschen sehr Dich zu sehen. Du würdest Dich an Dorothea freuen, an äußerer Bildung und Zierlichkeit steht sie der Schwägerin weit nach. Sie ist nur eine Skizze, aber durchaus in einem großen Stil. Ihr ganzes Wesen ist Religion, obgleich sie nichts davon weiß. Wenn sie mich verlöre, sie würde mir nach indischem Gebrauch folgen aus eigentlicher Religion und ohne zu ahnden, daß das außerordentlich, oder auch nur daß es recht wäre. Ich sage Dir das, weil ich es Dir nicht länger verhehlen mag, daß ich Ihr Deine Mysterien mitgeteilt habe. Alle diese Gedanken und Ansichten sind ihrem Gefühl so nah, daß es mir unnatürlich schien, sie nicht einzuweihen. Ja die Religiosität ihres Gefühls ist um so entschiedener, als ihr Verstand noch vom Unglück so betäubt ist. — — —

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

[1799.]

Ich ward das letztemal eben unterbrochen, liebster Freund, als ich Dir noch einige Nachrichten von den Effecten Deiner Reden geben wollte.

Goethe hat sich mein prächtiges Exemplar geben lassen, und konnte nach dem ersten Lesen von zwey oder drey Reden gegen Wilhelm die Bildung und die Vielseitigkeit dieser Erscheinung nicht genug rühmen. Je nachlässiger indessen der Styl und je christlicher

die Religion wurde, je mehr verwandelte sich dieser Effect in sein Gegentheil, und zuletzt endigte das Ganze in einer gesunden und fröhlichen Abneigung. Also ein neuer Beleg für die innere Duplicität dieses Mittels.

Hardenberg hat Dich mit dem höchsten Interesse studirt und ist ganz eingenommen durchdrungen begeistert und entzündet. Er behauptet nichts an Dir tadeln zu können, und in sofern einig mit Dir zu seyn. Doch damit wird es nun wohl so so stehen. Er hat mir einen Aufsatz über Katholicismus verheißen, auch will er über Dein Buch mir etwas aufschreiben. Ich verspare also das übrige bis dahin, da ich ihn ohnehin nur einen halben Tag gesehen und nichts gründlich mit ihm habe durchsprechen können. — —

Schelling geht es mit Deinen Reden fast wie Fichten. Jedoch hatte er Hochachtung, und sagte mir, wenn Du nun etwa noch etwas des Inhalts oder der Art schriebst, oder auch etwas zur Vertheidigung der jetzigen Schrift, so wolle er dann damit anfangen, und hernach auch die jetzige Schrift gründlich studiren, die ihm wie Fichten sehr schwer zu lesen und zu verstehn wird. Er ist ungefähr eben so weit darin gekommen wie Fichte.

In dem Meßkatalog ist eben nicht viel von Bedeutung, auch nicht viel was uns gute Hoffnung giebt, ich meyne für Deine Notizen.

Der Fabel vom Herzog magst Du nur allenthalben widersprechen. Was er etwa darüber gesagt hat, wissen wir nicht und es geht uns nichts an: aber sagen lassen hat er uns n i c h t s, und Goethe würde wenn es da-

mit was auf sich hätte, sich nicht so günstig für die Teufeleyen geäußert haben wie er gethan hat.

Persönlich kann ich mit Schelling sehr gut fertig werden, ja ich habe sogar einen Anfall gehabt ihn zu lieben. Von seiner Naturphilosophie hält er beynah nicht mehr als billig, und übrigens arbeitet er im Stillen an einem großen Gedicht über die Natur, und groß dürfte das wohl in jeder Rücksicht werden.

Wie groß erst die Ungeduld und dann die Freude über Dorothea war, kannst Du denken. Aus der ersten hast Du mich durch Deinen letzten Brief errettet, der mir sehr erfreulich war. Nun habe ich gar keine Entschuldigung mehr, wenn ich nicht arbeite; daher sollst Du auch bald erhalten was nöthig ist. Das verfluchte Lesen! Ich habe einmal wieder alle italiänischen Dichter gelesen. Das schlimmere Denken nicht zu erwähnen.

Daß Fichte die Ideen liest, überrascht mich mehr als daß es mich freut. Die Form oder Unform wird ihm zu sehr widerstehen. Ich werde ihm doch selbst darüber schreiben müssen. Aber Freund, Du hättest Unrecht, wenn Du nicht die Zeit nutztest. Das geht darauf, daß Du in Deinem letzten Brief an Dorothea Fichte seit ihrer Abreise noch nicht wieder gesehen hattest.

Was ich noch sagen wollte. Du siehst nun also, daß Du mit den eigentlichen Philosophen (Hülsen geht immer mehr über die Philosophie hinaus; den rechne ich also nicht) durch die Reden nicht en rapport kommen kannst. Das thut auch gar nichts; da Du es

aber doch wohl überhaupt wollen wirst, so wäre es ein Motiv, das über Spinoza oder auch das über die Grenzen der Philosophie recht bald zu schreiben. Vielleicht würde auch dieses letzte nicht zu lang für's Athenäum.

Dorothea Schlegel an Schleiermacher.

Jena, den 11. October 1799.

— — Denken Sie sich, ich war auf dem Wege von Leipzig hieher einen Mittag in Weißenfels. Ein gewisser Doctor Lindner, der mit mir fuhr, besuchte Hardenberg*), und ich habe nichts dazu gethan ihn zu sehen, so begierig ich auch war. Lindner durfte es ihm gar nicht einmahl sagen, daß ich dort wäre. Er kommt mir erschrecklich parador und eigensinnig vor nach allem was ich von ihm höre; er ist ganz toll in Tieck und in seine Frau, als Tieck's Frau**), verliebt, und verachtet alles übrige. Alles übrige sagt man. Wie lange dieses Delirium anhalten wird, weiß man nicht zu sagen. Enfin, mir hat aber sein Wesen, das ich schon immer ahndete, eben keinen Muth gemacht, ihm mit einem Schritt zuvorzukommen, um seine Bekanntschaft zu machen. Ungeheuer aber ist es, daß Goethe hier ist, und ich ihn wohl nicht sehen werde. Denn man scheut sich ihn einzuladen, weil er wie billig das Besehen haßt, und er geht zu niemandem als zu Schiller, obgleich Schlegels und

*) Novalis.

**) Amalie, geb. Alberti.

Schelling ihn täglich auf seiner alten Burg besuchen in der er haust. Bis die andre Woche bleibt er nur hier. Zu Schiller geht man nicht; also, ich werde in Rom gewesen seyn ohne dem Papst den Pantoffel geküßt zu haben. Es ist unrecht, und was noch mehr ist, dumm, und was noch mehr ist, lächerlich. Aber man kann mir nicht helfen. — — Mit Friedrich, der mir immer lieber wird, je mehr ich andre neben ihm sehe, will es nur nicht so recht fort; das Arbeiten wird ihm immer schwerer, und er dadurch immer betrübter. Ich hüte mich ihm meine tiefe Besorgniß blicken zu lassen, weil das ihn völlig niederdrücken würde; auch Wilhelms sind mit mir darüber einverstanden, daß man ihn nicht quälen dürfte, und man läßt ihn in Ruhe. Das ist wirklich das einzige was man für ihn thun kann, damit er nicht zerstört werde.

— — Es scheint die Berliner können nicht ruhen; sie können eben so wenig ein Leben als einen Roman sich ohne geschloßnen Schluß denken, und nehmen nun gar bey mir die heilige Taufe als völligen Ruhestand und Auflösung an. Wie wäre es, wenn sie mich todt sein ließen? so wären sie aus der Ungewißheit, und mir geschähe auch kein kleiner Dienst damit. — —

Dorothea Veit [Schlegel] an Schleiermacher.

Jena, den 28. October 1799.

— — Sie haben mir schön geschrieben, lieber Schleyer. Ich war einmal einen Morgen bei Ihnen,

wie Friedrich in Dresden war; da waren Sie ungemein gut, und eben so ist mir Ihr Brief vorgekommen. Lieber Freund, seyn Sie gut gegen Friedrich; denn niemand ist so gequält wie er bey seinem Nichtgelingen. Reden kann ich nicht viel darüber; wie es gehen wird weiß ich auch nicht. Jetzt arbeitet er, wie er sagt, am zweiten Theil der Lucinde; aber er ist nicht so frey, so munter, als er sein sollte. Es ist entsetzlich, daß ihn die Sorgen am Arbeiten verhindern anstatt ihn zu spornen. Noch entsetzlicher ist es, daß die Sachen die er doch in so kurzer Zeit gemacht hat, nicht so viel eintragen daß er wieder ruhen und sammeln könnte. Entsetzlich, daß er von Kunstwerken leben soll, die wie Handwerksarbeiten bezahlt werden. Bei alledem habe ich die beste Hoffnung, daß wenn wir ihm nur noch einige Jahre durchhelfen, so wird es gewiß besser gehen. Die Welt scheint ja wieder von der Sonne beschienen zu werden, die Guten siegen ja wieder. Ich träume mir noch immer, daß Schlegel einmal eine andre Carriere ergreift, als die er jetzt hat. Giebt uns das Schicksal einen Staat, so wird er gewiß auch noch Bürger. Bald, nur bald, lieber Himmel, ehe es für uns zu spät ist! Was in aller Welt sagen Sie nur zum Buonaparte? Darf man wohl dem Glück eines wahrhaft großen Menschen mißtrauen?

Schelling?*) Ich weiß noch nicht viel von ihm,

*) Er wurde 1798 auf Veranlassung von Goethe und Fichte im Alter von 23 Jahren nach Jena berufen, wo er mit den Schlegels, Novalis, Tieck, Steffens die romantische Schule bildet.

er spricht wenig; sein Aeußeres ist aber so, wie man es erwartet; durch durch und durch kräftig, trotzig, roh und edel. Er sollte eigentlich französischer General seyn, zum Katheder paßt er wohl nicht so recht, noch weniger glaube ich in der literarischen Welt. Ueberhaupt bin ich der Meynung jetzt: Ihr revolutionären Menschen müßtet erst mit Gut und Blut fechten, dann könntet Ihr um auszuruhen schreiben, wie Götz von Berlichingen seine Lebensgeschichte. Darum gefällt mir auch Benvenuto Cellini so gut. Ich möchte auch gern einmal vom Luther lesen; ich ahnde daß der eine rechte Aehnlichkeit von den beyden haben muß. Und so sollte es mit Euch nur auch seyn. Denn Euer Wesen und Euer Wollen, das paßt zum Literarischen ganz, und zur Kritik und alle dem Zeuge, wie ein Riese in ein Kinderbettchen. Ich sehe es jetzt recht deutlich, daß die, die das Ruder führen, höfliche, kalte, geschmeidige Flachköpfe sind, und Euch nicht brauchen können zu den kleinen Maschinen, die sie für ihre schwächlichen Hände eingerichtet haben. Sie gehen tief gebückt durch die kleine Pforte, und Ihr wollt gerade aufrecht durch; freylich zerstoßt Ihr Euch die Köpfe. Der Zwist mit der Literaturzeitung ist angezettelt, und es wird wohl nun bald etwas öffentliches darüber erscheinen. Wilhelm ist ein rüstiger Kämpe; aber mir thut es leid, daß er Witz und Kräfte gegen die Wichte so verschwenden muß. Nächstens sollen Sie ein herrliches Sonett erhalten, die Frucht einer herrlichen Stunde von Wilhelm und Tieck (Tieck ist aber ein Geheimniß dabey). Ich habe es recht ge-

wünscht, daß Sie hier dabey gewesen wären, um das Sprudeln und das Funkensprühen der beiden Menschen zu sehen. Sie hätten sich gewiß eben so sehr als ich ergötzt. Ueberhaupt ist Tieck hier eine gute Figur; er nimmt sich sehr brav aus und ist an seiner rechten Stelle. — Ja, lieber Freund, Sie sollten herkommen; wenn es so recht kunterbunt hergeht mit Witz und Philosophie und Kunstgesprächen und Herunterreißen, dann erinnere ich mich sehr lebhaft Ihrer. Sie würden eine rechte Lust haben, und schwerlich würden Sie Zeit genug zu Ihrem mystischen Kugelwerfen nach Tische, und zu den gefährlichen äquilibristischen Stuhldrehungen finden; denn sagen Sie was Sie wollen, das waren doch nur immer Zeitverkürzungen, wenn sie gar zu lang werden wollte.

Daß ich den Hardenberg nicht aufsuchte, war ganz recht (als ich angenommen). Mich setzt eine Bekanntschaft, vollends eine so interessante Bekanntschaft, immer in Verlegenheit, die hernach so sänftiglich almählich abnimmt; dazu gehört aber Zeit, und die hatte ich nicht. Hätte ich seine Bekanntschaft machen können, ohne daß er die meinige hätte machen müssen, so wäre es angegangen. Dann gehört auch einiges — Selbstbewußtseyn will ich es nennen — dazu, um jemand so zu sich zu rufen um ihn zu besehen. Eine solche edle Dreistigkeit haben nur schöne Frauen, oder sollten nur diese haben. Er kommt gewiß diesen Winter noch her. Wahr ist es, daß er ganz kürzlich eine sehr wunderliche Manier angenommen hat. Und nach dem, was man sich hier von ihm erzählt, ist es

etwas wunderbar! So z. B. ist er ganz toll und rasend in Tieck verliebt, und behauptet, das wäre noch ein ganz andrer Dichter als Goethe u. dergl. (Und dergleichen, ist eine von Schellings Redensarten). Daß ich den Papst nicht gesehen, darüber kann mich kein Mensch trösten. —

Dorothea Schlegel an Schleiermacher.

Jena, den 15. November 1799.

Lieber Freund, es ist nicht recht daß Sie so selten schreiben, Hardenberg ist hier auf einige Tage. Sie müssen ihn sehen; denn wenn Sie dreißig Bücher von ihm lesen, verstehen Sie ihn nicht so gut, als wenn Sie einmal Thee mit ihm trinken. Ich rede nur von der reinen Anschauung, zum Gespräch bin ich gar nicht mit ihm gekommen, ich glaube aber er vermeidet es; er ist so in Tieck, mit Tieck, für Tieck, daß er für nichts anders Raum findet. Enfin, mir hat er's noch nicht angethan. Er sieht aber wie ein Geisterseher aus, und hat sein ganz eignes Wesen für sich allein, das kann man nicht läugnen. Das Christenthum ist hier à l'ordre du jour: die Herren sind etwas toll. Tieck treibt die Religion wie Schiller das Schicksal; Hardenberg glaubt Tieck ist ganz und gar seiner Meinung; ich will aber wetten was einer will, sie verstehen sich selbst nicht, und einander nicht.

Nun hören Sie!

Gestern Mittag bin ich mit Schlegels, Caroline, Schelling, Hardenberg, und einem Bruder von ihm

dem Lieutenant Hardenberg im Paradiese (so heißt ein Spaziergang hier), wer erscheint plötzlich vom Gebirg herab? Kein andrer als die alte göttliche Excellenz, Goethe selbst. Er sieht die große Gesellschaft, und weicht etwas aus, wir machen ein geschicktes Manöver, die Hälfte der Gesellschaft zieht sich zurück, und Schlegels gehn ihm mit mir grade entgegen. Wilhelm führt mich. Friedrich und der Lieutenant gehen hinterdrein. Wilhelm stellt mich ihm vor, er macht mir ein auszeichnendes Compliment, dreht ordentlicherweise mit uns um, und geht wieder zurück, und noch einmal herauf mit uns, und ist freundlich und lieblich und ungezwungen und aufmerksam gegen Ihre gehorsame Dienerin. Erst wollte ich nicht sprechen. Da es aber gar nicht zum Gespräch zwischen ihm und Wilhelm kommen wollte, so dachte ich, hohl der Teufel die Bescheidenheit, wenn er sich ennuyirt, so habe ich unwiederbringlich verloren! Ich fragte ihn also gleich etwas, über die reißenden Ströhme in der Saale, er unterrichtete mich, und so ging es lebhaft weiter. Ich habe mir ihn immer angesehen, und an alle seine Gedichte gedacht; dem Wilhelm Meister sieht er jetzt am ähnlichsten. Sie müßten sich todt lachen, wenn Sie hätten sehen können, wie mir zu Muthe war, zwischen Goethe und Schlegel zu gehen. Die Wasserprobe des Unmuths habe ich ehmals glücklich überstanden, werde ich auch die Feuerprobe des Uebermuths überstehen? An Friedrich machte er auch ein recht auszeichnendes Gesicht wie er ihn grüßte, das freute mich recht.

Dorothea an Schleiermacher.

Jena, den 9. December 1799.

Friedrich ist recht fleißig am Gespräch, es wird lang! Er ist wieder froh seitdem ihm das Arbeiten von Statten geht. — Er entbietet Ihnen seinen Gruß; Europa und der Widerborst*) werden beyderseits nicht im Athenäum gedruckt! Dem Himmel sey es tausendmahl und noch tausendmahl gedankt. Ich war gleich von vorne herein sehr dagegen, aber das war eine Stimme in der Wüste. Endlich wollte es Wilhelm nicht ohne eine Note, die wollte Schelling nicht, Goethe ward zum Schiedsrichter genommen und der hat es ganz und gar verworfen! Vivat Goethe! Der ist übrigens nebst Schiller nach Weimar gereist, kömmt aber in acht Wochen wieder und hat gesagt, nun sie ihn so öffentlich und gradezu als Haupt einer Parthei ausschrien, wollte er sich auch auf eine honnette Weise als ein solches zeigen. Ein Gedicht das Wilhelm gemacht hat und das ihm sehr gefiel, hat er mit nach Weimar genommen, um es anonym den Schlegel's Feinden vorzulesen und den Eindruck [zu] bemerken, den es machen wird. Tieck hat ihm in zwey Abenden seine heilige Genoveva vorlesen müssen, von der er überaus viel Gutes gesagt hat. Von Ihnen hat er gesagt, Sie gehörten sehr zum Berge nämlich zu Schlegel's. Jean Paul war in Jena, wir haben ihn aber nicht gesehen; er hat aber Tieck einigemahl besucht. Fichten habe ich einigemahl gesehen, aber noch

*) Heinz Widerporst, von Schelling.

nicht recht ordentlich gesprochen; heute Abend wird er mit seiner Frau und seiner Schwägerinn hier seyn, Schlegel wird Heinrich IV. vorlesen, den er eben fertig hat. —

Dorothea Schlegel an Schleiermacher.

Jena, den 6. Januar 1800.

Was sagen Sie zu den Stanzen? Ich meyne zu Friedrich seinen? Und was werden Sie erst sagen, wenn Sie hören, daß ich, ich selbst diese Stanzen=Wuth und =Gluth über unser Haus gebracht habe! Ich lese nämlich in einer Italienischen Reisebeschreibung, daß die Italiener in Stanzen improvisiren, und daß Tasso's und Meister Ludwig's*) ottave rime im Munde alles Volks dort sind. Ich nicht faul, lasse gleich meinen Florentin in solchen niedlichen fließenden Stanzen improvisiren und sie gelingen mir so wohl, daß sie des Meister Wilhelms ganzes Lob erlangen. Diesem meinem Ruhm ward natürlich nachgeeifert, so entstanden Schelling's Stanzen, und nun gar der heilige Friedrich! der mit seinem Glanz uns so verdunkelt, daß wir uns schämen auf derselben Bahn mit ihm zu treten. Eben darum will ich es mir aber nicht nehmen lassen, daß ich die erste war, die es wagte. — — Friedrich ist sehr fleißig, es geht aber mit allem ersinnlichen Fleiß doch nur langsam vorwärts. Im übrigen geht es uns allen so gut und wir

---

*) Ariost.

leben so angenehm als gewiß nur wenig Menschen in einem so engen Cirkel sich werden rühmen dürfen. —

Dorothea an Schleiermacher.

Den 14. Februar 1800.

— Wie sehr mich Ihr Vorsatz mit der Ueber Lucinde*) freut, kann ich Ihnen nicht sagen; aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich es erwartete von Ihnen — möchte es doch kein Verhältniß geben das Sie abhält Ihren Namen zu Ihrer aufrichtigen Meynung zu geben! Fr. steht mit Bohn in Unterhandlung wegen der Briefe; er hat ihm sehr artig geantwortet, stößt sich aber gewaltig an der Anonymität, Friedrich will ihm nun wieder schreiben, doch hoffentlich wird er Ihnen eigenhändig über die Sache schreiben. — — Wolle mich nur das Glück begünstigen, daß ich noch einige Jahre lang meinen Freund unterstützen könnte! Es ist gewiß und hier kann man das eher wahrnehmen, als in Berlin, daß er in einigen Jahren große Schritte thun muß. Er arbeitet auch jetzt redlich und unermüdlich, aber wie kann man von einem Künstler verlangen, daß er mit jeder Messe ein Kunstwerk liefere, damit er zu leben habe? Mehr verfertigen kann er nicht, es dürfen aber nur einige Umstände zusammen treffen, so bekömmt er mehr bezahlt, und das müssen, das dürfen wir hoffen; treiben aber und den Künstler zum Handwerker herunterdrängen,

---

*) Schleiermachers Verteidigungsschrift (Vertraute Briefe über Lucinde).

das kann ich nicht und es gelingt auch nicht. Was ich thun kann liegt in diesen Gränzen: ihm Ruhe schaffen und selbst in Dehmuth als Handwerkerin Brod schaffen, bis er es kann. Und dazu bin ich redlich entschlossen. — — O mein Freund! ich bin beschämt, daß ich Ihnen so viel für mich zu thun und zu denken gebe, wodurch werde ich Sie belohnen können? Wann werde ich Ihnen eine reine Freude mit meinen Briefen machen können? Ohne Aufträge, Besorgungen und Besorgnisse? Was werden Sie zu diesem ungeheuer großen schwazhaften Briefe sagen? Ich konnte heute mit diesen Sorgen der wirklichen Welt für keinen Preis das lose und übermüthige Wesen im Roman treiben, ich entschloß mich also, um nicht in dummen Trübsinn zu verfallen, Ihnen recht vieles zu schreiben und was man nennt mit Ihnen zu plaudern. Ich sitze dabey auf Ihrem gelben Sopha, die Füße bequem hinaufgelegt, Sie sitzen neben mir und treiben Scherz und Hohn mit meinen Sorgen und meinem betrübten Gesicht! Friedrich sieht über uns hin und denkt an das was wir sagen, aber mit einem so tiefen Ausdruck, daß man schwören möchte, er denkt an die neue Mythologie. Apropos wie gefällt Ihnen diese? Jetzt brütet er den zweiten Theil der Lucinde witzig aus. Selten hat er einen so schönen, naiven, witzigen, erfreulichen und freundschaftlichen Brief geschrieben, daß er mich recht in die Seele erfreut. —

Dorothea an Schleiermacher.

(Jena) Den 11. April 1800.

— — Sie behaupten, Sie hätten keinen Respect für meine Gründe mich nicht taufen und trauen zu lassen. Wie so das? Verdiente die Absicht, wenigstens noch mittelbar Einfluß auf die Erziehung meiner Kinder zu haben, keine Achtung, so weiß ich doch nicht wodurch ich sie sonst bey Ihnen erhalten könnte, besonders da ich ein solches Glück mir versage bloß dieser Absicht zu Gefallen. — Auch mit Ihnen und mit unseren besten Freunden würden wir wohl wahrscheinlich mehr einig werden, wenn es geschähe; Sie sind ja alle dafür. Also wenn Sie es für Recht und in unsrer Lage für das beste halten, so mag es geschehen. Aber unter keiner andern Bedingung, als daß Sie beide Handlungen verrichten, weil das allerstrengste Geheimniß dabei nothwendig ist, das nur zu seiner Zeit offenbar werden muß. Fichte und Alexander Dohna sehe ich nächst Ihnen als meine besten Freunde an, und diesen beyden mögen Sie alles mittheilen, und mit ihnen überlegen, wie es am besten zu veranstalten sey. Ihr alle würdet Euch doch besser in uns finden, wenn wir getraut werden; auch Hardenberg und Charlotte; wer wird nun solchen Freunden zu Liebe nicht thun was man auch sonst vielleicht nicht gethan hätte? — *)

---

*) Die Taufe und eheliche Verbindung Dorotheas erfolgte erst 1804 in Paris.

Dorothea an Schleiermacher.

Den 28. April 1800.

Friedrich ist diesen Morgen um fünf Uhr zu Vater Goethe nach Weimar gewallfahrtet. Er hat mir aufgetragen Ihnen zu schreiben, daß er auch Heindorfs Meynung in Ansehung des Platon wäre. Da ich um eine nähere Erläuterung dieses Dictums bat, schalt er mich naseweis, und sagte er würde Ihnen das schon nächstens selbst schreiben. Ich war nicht wenig zornig und hätte es gewiß nicht der Mühe werth gehalten Sie eigenst $3^1/_2$ Groschen für diese Worte ausgeben zu lassen; auch habe ich es ihm nachgerufen, daß ich nun gar nicht schreibe, aber in diesem Moment schickt Frommann nach dem Manuscript der Luicndenbriefe; ich habe es hingegeben soweit es da ist. Aber nun seyn Sie hübsch fix, lieber S., denn der Druck geht heute noch an. Er wollte einen Titel haben; es kommt ja wohl kein anderer dazu als darauf steht. Sollte etwa Friedrich noch einen dazu machen, einen ausführlicheren äußeren, so ist es immer noch Zeit. — —

Ueber unsre liebsten wichtigsten Angelegenheiten schreibe ich Ihnen ein andermal. Ihre Gründe gegen die Heimlichkeit sind triftig; auch war mir diese gleich ängstlich, nur in der Angst dachte ich sie mir.

Die Lucindenbriefe, mein guter Freund, sind ächte Briefe und nehmen Sie dafür mein Lob und meinen Dank. Was noch mehr ist, sie sind weiblich; was noch mehr ist, mädchenhaft, der von Caroline transcendental mädchenhaft. Gegen den Effect hatte ich ein kleines Gefühlchen darin. Was meynen Sie? Den letzten

Brief habe ich, povera me! noch nicht lesen können, auch den vierten Monolog in Grunow'scher Hinsicht noch nicht*), der Sommer und der Frühling nehmen mir Zeit und Gedanken. Zumal solch ein Frühling! welches schöne Land!

Dorothea an Schleiermacher.

Jena, den 16. Juni 1800.

— — Die Lucindenbriefe habe ich zu mir genommen und muß Ihnen dafür danken, denn es ist wahr, daß Sie mich manches in der Lucinde haben besser verstehen gelehrt, wenigstens ihm klar und bestimmt seinen Platz angewiesen, wo ich es hinzuthun habe; sie sind eine erfrischend gereifte Frucht aus der Lucindenblüthe gesprossen, und Eleonorens Fragmente waren für mich der süße Kern. Mich dünkt Sie haben so scharfsinnig noch nichts geschrieben, und so leicht und klar; Friedrich rühmte auch die religiöse Gewissenhaftigkeit. Soll ich Ihnen aber ein Geständniß ablegen? Eigentlich dürfte ich gar nicht darüber urtheilen, denn ich fühle es deutlich daß Sie es weit schlechter hätten machen können, und ich hätte mich dennoch damit gefreut, ich fühle es, daß die Absicht mich besticht; jede andere Polemik wäre überflüssig, die Absicht der Briefe ist an sich schon eine fürchterliche Rache, und die Zueignung ist vollends das Flammenschwert, das den Unverständigen am Eingang des

---

*) Eleonore Grunow, Schleiermachers Freundin. Sie sollte seine Gattin werden, lehnte aber nach langen Kämpfen die Scheidung von ihrem Manne ab.

Paradieses entgegenblitzt. Dem Himmel sey Dank, daß diese nicht ist weggenommen worden, wie Sie es Anfangs willens waren. Die Andern sind sehr vom Versuch über die Schamhaftigkeit entzückt; ich will aber nicht zu schamhaft sein Ihnen zu gestehen, daß ich ihn noch nicht so recht fort habe; es wird aber wohl noch kommen. Mir war es, als zögen Sie Discretion und Bescheidenheit mit hinein; Schamhaftigkeit habe ich mir immer als das Bewußtsein der Blöße gedacht, das ganz natürliche Gefühl, wovon in der Bibel steht, daß es die Menschen durch den Fall erhielten mit dem Verstand zu gleicher Zeit. Also je mehr Verstand, desto mehr innerliche Schamhaftigkeit wegen des bekannten Bewußtseins, aber auf keinen Fall eine Tugend. Haben Sie eben so gemeint? — —

War denn Jean Paul nicht bei Jetten?*) Ueber diese Begebenheit müßte sie mir doch schreiben! was hat er zu ihr gesagt? was sagt sie von ihm? — Daß Sie glauben, er könne Sie nicht leiden und daß Sie ihn sich abstemmen, das habe ich aus den Monologen verstehen lernen. Seinen Titan habe ich lesen wollen, aber es geht nicht, man lernt nichts neues von ihm darin, es sind immer dieselben Narren mit andern Kappen. — Vorige Woche habe ich einen Brief von Humboldt gehabt, also auch wahrscheinlich Jette einen. Er wird im Herbst hier durch nach Berlin reisen. — Uebrigens geht es uns gut. Wir haben hier seit einiger Zeit hübschen Spaß mit einigen Bewundrern und Nachahmern von Tieck u. Friedrich, die auch in

*) Henriette Herz.

Tiecks Journal tüchtig persiflirt werden. Der eine ist Clemens Brentano; der legt sich darauf Tiecks Nachahmer zu seyn; und schämt sich seiner sentimentalen Ader, die er doch gar nicht verleugnen kann. Er hat eine Farce geschrieben, „Gustav Wasa,“ worin er glaubt, der Tieck des Tiecks zu seyn; es ist aber herzlich dumm und toll, und klingt doch wie Tieck ungefähr, sodaß sich dieser tüchtig darüber erboßt, und darum hat er ihn auch so derb mitgenommen im Journal. Uns hat er aber den Anfang eines sentimentalen Romans zu lesen gegeben; der ist ungleich besser, und das verdrießt ihn nun wieder, er will von Teufels Gewalt satyrisch seyn. Kurz es ist ein Hauptspaß!

Dorothea Schlegel an Schleiermacher.

[Jena, August 1800.]

Dafür sey Gott gedankt, daß Sie sich endlich nicht mehr von Herz einen Maulkorb anlegen lassen; es war sündlich daß Sie es bisher litten. Es muß nichts in der Welt geben, um das man sich den Despotismus gefallen läßt. Man kann nicht von den Leuten verlangen, sie sollten verständig sein; aber warum jene das Gegentheil von andern sollten verlangen können dürfen, ist doch auch nicht abzusehen. Mir gefällt nun Ihre Engelsche Notiz*) ganz über die Maaßen sehr; es ist ein ewiges Wetterleuchten von Wiz. Friedrich betet eben so die Notiz der Bestimmung an. Wahr-

*) Anzeige von J. J. Engel, „Der Philosoph für die Welt“, 3. A. 1801, im „Athenäum“.

haftig, Sie sollten doch einmal Herz unter der Hand fragen, ob er verlangt, daß Sie pour l'amour de ses beaux yeux mit dem Engel mehr Umstände machen sollten, als Sie sich selbst mit Fichten erlaubt haben. Friedrich hat einen Brief von Fichten gehabt. Uebel scheint er nichts genommen zu haben; aber so viel ich von dem verstehe was er darüber sagt, scheint er sich zu wundern, daß man nicht jedes Ding in der Welt für abgethan und fertig hält, sobald er darüber etwas gesagt hat, so als ob seine Meinung der Schlußstein wäre, nach dem sich nichts mehr hinzufügen läßt. Nehmen Sie meine Bewunderung und meine Anbetung wegen der Recension im Archiv.*) So vortrefflich haben Sie sich meinem Gefühl nach noch nirgend ausgesprochen, wo die Rede nicht von Ihnen selbst war. So klar, so kräftig und nachlässig habe ich nichts mehr von Ihnen gelesen, diese Ruhe der Ansicht habe ich auch sonst nirgend von Ihnen gefunden; zu gleicher Zeit haben Sie sich auch in Absicht des Stils kunstreich doch nicht künstlich verborgen, so daß ich wohl Ihre Gesinnungen darin vermuthete, aber Ihre Art sich auszudrücken durchaus nicht darin finden konnte, wie wir es schon vermutheten daß es von Ihnen seyn könnte. Am zweyten Theil wird gedichtet das weiß ich, wenn aber auch daran wird gedruckt werden können, das wissen die Götter! ich bin selbst still und ergeben, denn darüber hat kein Mensch Gewalt.

---

*) Das „Archiv der Zeit" (1800) brachte eine Rezension der „Lucinde".

Dorothea Schlegel an Schleiermacher.

Den 31. October 1800.

Mit klopfendem Herzen und erröthenden Angesichts, als müßte ich sie Ihnen selbst in die Hände geben, schicke ich Ihnen die Aushängebogen*); die übrigen sollen folgen, so wie ich sie erhalte. Sie behalten sie geheim, lieber Freund, wenigstens fürs erste, an die Herz, und wenn Sie es gut finden Ihrer Freundin, mögen Sie das Geheimniß anvertrauen. Wenn ich meiner eignen Ueberzeugung trauen dürfte, so würde ich Sie ersuchen mir lieber nicht Ihr Urtheil darüber zu schreiben; denn nun hilft's nichts, es muß fertig gemacht werden und an Muth darf es mir nicht fehlen; aber Friedrich behauptet noch immer es wäre recht amüsant, trotz dem daß es mir je länger je mehr kindisch vorkömmt. Die beyden Sonette sind von Friedrich, sie werden vorgedruckt. Er hat sie mir heute vor acht Tagen an meinem Geburtstage gemacht. Das zweyte ist sogar mit allen Flammen, Farben und Blumen Wort für Wort aufgeführt worden. Nemlich des Morgens gab er mir die Sonette; auf den Abend waren wir bei Paulus, da ward ich denn in ein Zimmer geführt, wo mir zuerst grüne, rothe und weiße Flammen entgegenbrannten, die Ritter chemisch veranstaltet hatte. Diese Farben haben mehr als einen Sinn; für uns bedeuten sie Glaube, Liebe und Hoffnung; in der ersten Person wird Ritter gemeynt als die weiße Flamme, die zweyte rothe ist Friedrich, und ich habe

*) Ihres Roman „Florentin". Erschien 1801 bei Georg Reimer.

der Hoffnung Grün. Bey diesem Feuer brachten mir Ph. und die kleine Paulus, beyde phantastisch aufgeputzt, ein Gehänge von Orangeblüthen und einen Kranz von Myrthe und Lorbeer, mit den Kindern nahte sich die Paulus und bekränzte mich damit, neben ihr stand Friedrich und brachte mir reife Pomeranzen und Rosen in einer Schale und (hier erkennen Sie den ganzen Friedrich) mitten in diesem Tumult von Leben, Feuer, Blüthen und Früchten, während Ritter auf dem Clavier die Arie von Erwin und Elmire spielte „mit vollen Athemzügen saug ich Natur aus dir" und die Paulus es sang, brachte er mir einen verwelkten Veilchenkranz, den ihm Auguste einmal geschickt hatte, mit einem höchst rührenden Gedichte dazu. Ich war als alle diese Dinge, wie bekannte Erscheynungen so nach und nach heraustraten, wie in einem Traum, in dem man träumt, daß man träumt. Erst wie das Ganze beisammen war, besann ich mich, daß es das Sonett sey.

Friedrich schreibt Ihnen noch nicht; er ist auf seine bekannte Weise mit einem Gegenstande immer so einzig beschäftigt, daß es ihm nicht möglich ist, etwas anders vorzunehmen. Jetzt ist er nun wieder ganz bei den Vorlesungen. Wird e r aber schwer über den Dingen, oder die Dinge schwer über ihm — es ist nicht zu entscheiden, aber gewiß ist daß das Leben ihm sauer wird. Gott helfe ihm und gebe ihm R u h e! Wie die Vorlesungen ausfallen werden, das hängt nur vom Beifall ab, und dieser hängt ja wieder von den Vorlesungen ab. Aber hier ist es, wo die Ruhe ihn verläßt. Wie

viele bezahlende Zuhörer er haben wird ist noch nicht ausgemacht, und zu manchen Ausgaben haben ihn seine sanguinischen Hoffnungen verleitet, denen man nur fruchtlos wiederspricht; ja sogar die schädlichsten Folgen hat es auf seine Stimmung und seine Arbeiten, wenn man es wagt diesen zu widersprechen. Wilhelm ist noch nicht hier, kommt aber recht bald. Cotta hat geschrieben, und scheint zurückzuziehen; Wilhelm ist ganz beruhigt darüber daß die Annalen den Weg vieler Projecte gehen; Friedrich wünscht nichts mehr als das; Ritter ist über und überfroh darüber, und Sie, mein Freund? welche Hast haben Sie denn mit diesen Annalen? haben Sie nichts besseres zu thun? Denken Sie doch an Ihren Roman, an den Plato; lassen Sie Friedrich an den Plato, an die griechische Poesie und an die Lucinde denken, Wilhelm an Shakespeare und an Tristan — seht, das sind andere Dinge! Mir war recht bange zu Muth bey diesen kritischen Anstalten. Laßt ja die Kritik zu Hause; es ist ein schlechtes Handwerk und ist in schlechten Händen; und Ihr sollt Euch nicht die Finger damit beschmutzen, denn Ihr lernt nichts zu von Eurem Kritisiren und die Andern danken schön. —

Dorothea an Schleiermacher.

Jena, den 17. Januar 1801.

Sie sind wohl so gütig, liebster Freund und vertheilen die Exemplare. — Ich habe recht gelacht, wie ich das närrische Buch auf Velin sah, und sein zweyter Theil muß sich unterdessen jämmerlich plagen ehe er

ans Tageslicht kommt. Ueber die schönen Sonette habt ihr bösen Menschen auch nicht ein Sterbenswörtchen geschrieben.

Verwirrung in der Gesundheit? Die haben wir auch. Im Beutel? Die haben wir auch. In den bürgerlichen Verhältnissen? Auch daran kann es uns nicht fehlen, und doch sind wir vergnügter, als Sie unser Freund es scheinen zu seyn; und doch ist es wieder eben dieser Freund der mich so vorzüglich lehrte, aller dergleichen Verwirrungen ungeachtet und sie vernichtend vergnügt zu seyn. Also werde ich glauben müssen, daß doch noch eine andre größere tiefere Verwirrung an Ihrer Verdrießlichkeit Schuld ist, als die gezählten. Was ist Ihnen, lieber Schleyer? O wären Sie hier, könnten Sie mit uns leben! wie ganz anders, wie viel leichter werden einem die Fatalitäten hier zu ertragen als in Berlin! Aber ich verzeihe Ihnen nicht daß Sie so gar nichts schreiben von dem was Sie beunruhigt. Erinnern Sie sich, wie Sie mich um Facta quälten. Wilhelm ist immer noch nicht hier. — Er ist ein wunderlicher Mensch, ich werde ihn nie verstehen; ich bin es überzeugt und habe den stärksten Glauben, daß er sehr etwas Edeles im innersten Herzen trägt, aber man wird oft sehr irre an ihm. Meines Bedünkens ist er der objektivste Dichter; denn ihn selbst aus seinen Gedichten kennen zu lernen wird man nie sonst versuchen, dieses müßte denn selbst die Subjektivität darin seyn. Eigentlich bin ich ein bischen böse mit ihm, daher alle diese Ausfälle.

Lieber Schleyer, wenn Sie noch etwas auf mich

halten, so verlieren Sie sich in keine Recensionsanstalt, und rathen Sie auch dem Friedrich nicht dazu; ich hasse dieses ganze Wesen; und mein nächstes Gedicht soll wo möglich diesen meinen Haß aussprechen. Gestern hat der Philipp*) ein Wort darüber gesagt, das mich herzinniglich erfreute. Er tobte nämlich im Zimmer umher, und da ich ihm nun deutlich machte, daß wenn er lärmte, so störte er mich im Arbeiten, und wenn ich schlecht arbeite, so werde ich schlecht recensirt, so fragte er natürlich was recensirt sey. Ich sagte ihm, der Hofrath Schütz schriebe eine Zeitung, darin mache er jedem Schande, der ein Buch schreibt das ihm nicht gefällt, und das nennt man recensirt. Sei doch gescheut, sagte Philipp, und gräme Dich darum nicht. Thut das der Hofrath Schütz, so schreibe Du auch eine Zeitung und sage darin, der Hofrath Schütz verstände nichts davon; damit ist die Schande aus. Sagen Sie selbst, ist dies nicht der Inbegriff aller Recensionsanstalten und kann man gründlicher darüber urtheilen? Eure Conjekturen über den Plato, und die Uebersetzung dazu, das ist die beste Recension. Adieu, ich habe heute noch eine Million Briefe zu schreiben.

Dorothea Schlegel an Schleiermacher.

Jena, den 16. April.

Auch Sie müssen mein langes Nichtschreiben verzeihen, lieber Schleierm.: es geht uns jetzt so wunderlich daß alle Freunde und Bekannte abwesend sind,

---

*) Philipp Veit, Dorotheas Sohn.

so daß wir mit dem Schreiben kaum herumkommen. Wir leben jetzt so einsam hier wie die Robinsone; der Ritter ist verreist, die Paulus ist verreist; das waren die einzigen, mit denen wir hier so eigentlich lebten, die Flugvisiten sind nicht zu rechnen. Sie haben mir ja recht viel Ergötzliches geschrieben über meinen guten Sohn Florentin. Der arme Mann muß sich doch auch wieder viel gefallen lassen, von dem ihm nichts träumte, so lange er noch als Idee spukte. Habe ich ihn in die wirkliche Wirklichkeit bringen müssen, damit er von Merkel gelobt, von Brentano condemnirt wird und die Reichsstadt Hamburg ihn als Bürger anerkennt? — Der zweyte Theil sollte zur Messe fertig seyn und ist es leider nicht, für meine Poesie war dieser Winter nicht eben glücklich, und seit einigen Wochen ist meine Gesundheit leider sehr schlecht. — Ich muß noch immer daran denken, daß man überall den Dalton*) im Florentin erkennen will! Und das so grob, so massiv! Eben so gut könnte man in der Clementine den alten Fasch, im närrischen Oberstwachtmeister den alten Wilknitz, und im Grafen den Fürsten Reuß oder Dohna erkennen wollen; denn ungefähr eben so vielen Antheil haben diese Personen an den Charakteren als Dalton an dem des Florentin, und wenn Sie wollen, so will ich Ihnen zu jedem meiner

*) Eduard d'Alton (1772—1804), Anatom und Archäologe, Freund Goethes. Schiller 1801 an Goethe: „Von Madame Veit ist ein Roman herausgekommen, den ich Ihnen mitteilen will, der Kuriosität wegen sehen Sie ihn an. Sie werden darin auch die Gespenster alter Bekannten spuken sehen."

Geister einen Körper anzeigen den ich irgend einmal passend fand, über die Sie sich wundern oder auch todtlachen werden, denn manchmahl war es wahrhaftig nicht viel mehr als eine Figur um die Sperlinge wegzuscheuchen, die ich mir ausbildete und der ich einen von meinen ungebornen Geistern gab. Wir haben heute den ersten vollkommen schönen Frühlingstag, ich eile ihn zu genießen und dabey in Liebe der Abwesenden zu gedenken. —

Schleiermacher an Henriette Herz.

Potsdam, den 15ten Februar 1799.

Ich habe einen Dialog in Platon gelesen, ich habe ein kleines Stück Religion gemacht, ich habe Briefe geschrieben, kurz ich habe Alles versucht, außer die gute Lebensart — und was soll ich mit dieser ohne Gesellschaft? aber es geht Alles nur sehr mittelmäßig. Vielleicht geht's morgen besser, wenn ich ein Federmesser habe und mir die Feder nach meiner Hand schneiden kann. Ach liebe Jette, thun Sie gutes an mir und schreiben Sie mir fleißig, das muß mein Leben erhalten, welches schlechterdings in der Einsamkeit nicht gedeihen kann. Wahrlich ich bin das aller abhängigste und unselbständigste Wesen auf der Erde, ich zweifle sogar, ob ich ein Individuum bin. Ich strecke alle meine Wurzeln und Blätter aus nach Liebe, ich muß sie unmittelbar berühren, und wenn ich sie nicht in vollen Zügen in mich schlürfen kann, bin ich

gleich trocken und welk. Das ist meine innerste Natur, es giebt kein Mittel dagegen und ich möchte auch keins. In Landsberg war ich zwar weiter von Ihnen, aber was hilft mir der Raum, ich war doch nicht so verkommen und lebte in einem besseren Klima. Mein lezter Gedanke, als Sie mir Lebewohl sagten und mir mit wenig Worten ein so inniges Gefühl Ihrer Freundschaft gaben, war, daß das Wegreisen doch auch etwas Schönes sei; es war sehr frevelhaft, aber doch auch sehr religiös — ja wenn man nur nicht fortbliebe! — doch ich will Sie nicht weichmüthig machen, Sie werden meiner doch genug denken. — Vergessen Sie nicht, mich in jedem Brief um die Religion zu mahnen, damit sie mir nicht in Stocken geräth. Berichten will ich Ihnen treulich, wie weit ich bin, aber Handschrift schicke ich wohl nicht eher, bis ich die zweite Rede zu Ende schicken kann; ich habe bemerkt, daß es der Religion nicht bekommt, wenn ich gar zu kleine Portionen in's Reine schreibe.

Schleiermacher an Henriette Herz.

Potsdam, den 22sten Februar 1799.

Heute Vormittag war ich recht betrübt, Liebe, daß ich in meiner Hoffnung getäuscht war einen Brief von Ihnen zu haben. Sehen Sie, so leicht verwöhnt man sich, ich habe ihn Nachmittag bekommen. Meinen erbärmlichen Brief werden Sie wohl noch nicht gehabt haben. Lassen Sie ihn sich nur nicht afficiren; es ist

gewiß nichts an der Sache. Das aber ist gewiß, daß Sack die Religion zur Censur bekommen hat. Die erste Rede kann ihm wohl gefallen, aber wie wird's mit dem Ende der zweiten werden? ich fürchte nur, er streicht, denn als er vom Fichte mit mir sprach, sagte er, er sei sehr gegen die Confiskation eines atheistischen Buches, aber, wenn er es zur Censur bekäme, würde er ihm doch vielleicht das Imprimatur versagen, und dies wird ihm wohl so gut als atheistisch vorkommen. Ja es ist sehr unangenehm, aber was ist zu machen! die folgenden Reden werden ihm wohl wieder gefallen. Bekennen will ich mich aber schlechterdings dazu nicht gegen ihn; was würde das für Erörterungen geben und ich könnte ihm doch Vieles nicht verständlich machen. Ueber mein Verhältniß zu Schlegel haben Sie das Urtheil recht klar ausgesprochen, aber Sie können doch nicht sagen, daß ich mir das nicht gestände, ich habe immer etwas ähnliches zugegeben, wenn wir darüber gesprochen haben. Ich habe nie gesagt, daß ich mit Schlegel einerlei Gemüth hätte, nur habe ich gestritten, er hätte keins. Mit den verwandten Substanzen aber, das haben Sie recht auf den Kopf getroffen, die trennen uns immer. Ja Sie sind doch eigentlich meine nächste verwandte Substanz, ich weiß so weiter keine und keine kann mich von Ihnen trennen. Das war nur so nebenbei; denn eigentlich sprach ich doch von Schlegel, aber ich habe eine recht ordentliche Pause hier gemacht. Sehen Sie, der wundert sich über die Trennung, welche die nahen verwandten Substanzen verursachen und das Wundern

bekommt unserer Freundschaft schlecht. Uebrigens ist die Bindung doch nicht so locker, wie Sie meinen. Wenn man Kenntnisse, Wiz und Philosophie, alles dreies erst aufheben muß, das sind denn doch artige Dinge und die beiden lezten können doch bei einem ordentlichen Menschen schlechterdings nicht vom Gemüth abgesondert sein. Diese Dinge sind kein bloßer Kitt, und was dadurch gebunden ist, ist nicht mit Gewalt gebunden.

An Charlotte.

Potsdam, den 23sten März 1799.

Die Ueberschrift, liebe Lotte, wird Dir vielleicht die erste Ahnung von der Ursache meines ungewöhnlich langen und in Beziehung auf Deinen Brief doppelt unbegreiflichen Schweigens geben. Doch ist es damit nicht so arg, als Du vielleicht denkst; es ist eben, daß ich schon wieder einige Wochen in Geschäften hier bin und leider wahrscheinlich noch ein paar Monate hier bleiben werde. Hier habe ich denn nicht nur in Amtsgeschäften viel zu thun, viel alte Verwirrungen auszuwickeln und an Häuslichkeiten von Personen, die mich nicht unmittelbar interessiren, bei denen ich nun doch einmal bin, allerlei Antheil zu nehmen, sondern ich habe mich auch, unwissend, daß mir so etwas begegnen könnte, in Berlin für die lezte Hälfte des Winters mit Privatarbeiten beinah überhäuft, die ich nun unter allen diesen Störungen doch beendigen

muß, weil ich mein Wort gegeben habe und nicht mehr von mir abhänge. Da habe ich denn bis jezt weder Muße noch Ruhe genug gehabt, um zu einem Briefe an Dich zu kommen. Zwar schreibe ich fast täglich an einen oder den andern in Berlin, aber es sind immer nur ein paar flüchtige Zeilen, in ein paar Minuten hingeworfen, und an Dich wollte ich gern ordentlich und ausführlich schreiben. — — Du fürchtest zuerst die zarten und innigen Verhältnisse mit Personen des andern Geschlechts und darin hast Du freilich vollkommen Recht; es ist etwas gefährliches darin und sieht aus der Ferne, wo man alles nur im allgemeinen erblickt, noch gefährlicher aus, als in der Nähe. Ueber mich zu wachen darin, ist mein beständiges Geschäft; ich gebe mir Rechenschaft über das kleinste, und solange ich das thue, denke ich, habe ich nicht nöthig, irgend ein Verhältniß abzubrechen, welches mir sonst wesentlich und wichtig ist, welches zu meiner Bildung gereicht und worin ich mancherlei gutes stifte. So bin ich mir in Rücksicht der V.*) bewußt, daß gerade die sehr vertraute Freundschaft, die zwischen uns obwaltete und die sie offen machte über jedes Verhältniß und jede Gesinnung, von sehr gutem Einfluß auf sie gewesen ist, ich meine innerlich, und rechne das nicht einmal, daß es mir Gelegenheit gab, ihr auch äußerlich hülfreich zu sein in schwierigen Fällen, wo sie sonst vielleicht oft eine falsche Partie ergriffen hätte. Der Herz ihr Leben

*) Brendel (Dorothea) Veit, die Freundin Friedrich Schlegels.

ist freilich ganz anders, still und ruhig, ohne solche Angst vor Schiffbruch, wie der B— ihres, und ich kann also auch solche Verdienste nicht um sie haben, auch ist ihr Gemüth und ihr Charakter in sich viel fester, so daß sie sich auf sich selbst verlassen kann und meiner nicht bedarf. Ich gehöre aber doch in andrer Rücksicht wesentlich zu ihrer Existenz, ich kann ihre Einsichten, ihre Ansichten, ihr Gemüth auf mancher Seite ergänzen, und so thut sie mir auch. Etwas leidenschaftliches wird zwischen uns nie kommen, und da sind wir wohl in Beziehung auf einander über die entschiedensten Proben hinweg. Nimm es nicht für Eigendünkel, daß ich darüber so gewiß spreche; es ist eine lange Erfahrung und eine sorgfältige Beobachtung, was mich dazu in Stand sezt, und ich glaube, wenn Du uns nur eine Stunde beisammen sähest, würdest Du dieselbe Ueberzeugung haben. Es liegt sehr tief in meiner Natur, liebe Lotte, daß ich mich immer genauer an Frauen anschließen werde, als an Männer; denn es ist so vieles in meinem Gemüth, was diese selten verstehn. Ich muß also, wenn ich nicht auf wahre Freundschaft Verzicht thun will, was Du denn doch auch nicht fordern wirst, auf diesem sonst so gefährlichen Standpunkt stehn bleiben, der aber eben deswegen, weil ich so darauf stehe, nicht so gefährlich ist. Dessen will ich mich aber nicht überheben, sondern immer auf meiner Hut sein. Du meinst, eben diese Verhältnisse wären wohl auch meinen Berufspflichten im Wege und sezten mich wenigstens dem bösen Schein aus. Was das erste betrifft, da

mußt Du Dich nun lediglich auf mein Wort verlassen, daß es nicht so ist. Ich verrichte alles, was mir obliegt, sehr pünktlich und genau, aber darauf würde ich, wie Du denken kannst, gar keinen Werth legen, wenn ich nicht auch wirklich mit ganzem Herzen dabei wäre, eine Sache, die wenige von meinen Freunden recht verstehn und die nur die Herz sich eigentlich reimen kann. Was aber den Schein betrifft, so habe ich darüber meine eigenen Grundsäze; ich glaube, daß es meinem Stande geradezu abliegt, ihn zu verachten — ich meine nicht aus leidigem Uebermuth Dinge zu thun die man sonst nicht thun würde, nur um zu zeigen, daß man sich aus der gemeinen Meinung nichts macht, sondern das, daß, so oft es hinreichende Gründe giebt etwas zu thun, man nach dem Schein dabei nichts fragen müsse. Das ist, wie mir scheint, sehr nöthig und ganz eigentlich Pflicht. Daß ein Mann mit einer rechtlichen Frau allein ist, Stunden und halbe Tage lang, ist wohl gar nichts auffallendes in der Welt und niemand sucht einen bösen Schein dahinter. Eine Frau eigentlich zur Freundin zu haben, ist schon übler, und daß die Herz gerade eine Jüdin ist, gereicht gewiß vielen zum Anstoß; aber das ist eben eins von den jämmerlichsten Vorurtheilen. — — Jeder Mensch muß schlechterdings in einem Zustande moralischer Geselligkeit stehn; er muß einen oder mehrere Menschen haben, denen er das innerste seines Wesens, seines Herzens und seiner Führungen kund thut, nichts muß in ihm sein womöglich, was nicht noch irgend einem außer ihm mitgetheilt würde. Das

liegt in dem göttlichen Ausspruche: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, mehr als irgend etwas anderes. Ihr steht in einer solchen Art von Geselligkeit mit euren Arbeitern und bedürft selten andrer Menschen dazu. Dergleichen giebt es aber in der Welt nicht und da die Menschen gegeneinander mit ihrem innern wie billig sehr zurückhaltend sind, so muß man sich erst ein sehr freundschaftliches Vertrauen erwerben, ehe man so etwas herauslockt, und um zu so einer vertrauten Freundschaft zu kommen, muß man mit mehreren Verbindungen anfangen, in denen man sie suchen und anzutreffen hoffen kann. So mußt Du die Sache auch ansehn und in der That bin ich bei allen den Menschen, die ich sehr liebe, mehr oder weniger Arbeiter und sie sind es auch bei mir. — Da hast Du mein Glaubensbekenntniß über diesen Gegenstand ganz offen und so ausführlich, als ich es jezt eben geben konnte. Du wirst wenigstens, hoffe ich, daraus sehn, wie ernstlich ich Deine freundlichen Warnungen nehme, und wie viel mir daran liegt, mein Gemüth und mein Leben so offen als möglich vor Dich hinzustellen und Dich in Stand zu sezen, daß Du richtig darüber urtheilen könnest. Du sollst diese Aufrichtigkeit immer bei mir finden, es ist mir gar viel daran gelegen, daß dieses Verhältniß unter uns bewahrt bleibe.

An Henriette Herz.

Potsdam, den 24sten März 1799.

Ich habe mich beim Kaffee mit Ihrem Briefe unterhalten und ich will nun ein wenig mit Ihnen plaudern. Ich habe jezt eine häßliche Periode; es sind die kurzen Tage bei mir, ich bin um Mitternacht schläfrig und komme doch vor 7 Uhr nicht auf und dann giebts noch eine Sonnenfinsterniß nach Tisch. Mit Gestern bin ich zufrieden, ich habe ein gut Theil von der Religion gemacht und am Abend habe ich zwar keine Religion, aber doch etwas sehr Religiöses gemacht, eine große Epistel an meine Schwester, die eine ausführliche Deduktion meines Lebens und meiner Grundsäze von manchen Seiten enthielt. Denn das gute Mädchen hatte allerlei Bedenklichkeiten über mich gehabt, über meine Verhältnisse zu den Frauen, zu meinem Amt und so dergleichen. Es war mir recht etwas Heiliges ihr das ganz auseinander zu sezen und ich hätte es Ihnen gern zu lesen gegeben, es war ein Bogen, so eng beinah, wie der, den ich Ihnen heute geschickt habe, und ich habe ihn in einem Stück geschrieben, die Tassen Thee abgerechnet, die dazwischen getrunken sind. So ein Brief ist ein ordentliches Werk und er war in seiner Art auch gemacht, ob er gleich aus dem Herzen kam. Mir ist bange danach das liebe Mädchen einmal zu sehen, aber es ist doch keine Möglichkeit dazu.

Den 27sten März 1799.

— — Das ist recht fatal, daß Sie die letzten Seiten immer ungelesen gelassen haben, so konnten Sie freilich zu gar keinem Total-Eindruck kommen und ich bin nun nicht einmal vor der traurigen Wahrheit sicher, ob sie wirklich keinen giebt. Wenn sich die beiden Gedanken nicht durch das Ganze durchziehen, daß alle religiöse Menschen zugleich Priester sind und daß Alle Eins sind, so habe ich meinen Endzweck allerdings verfehlt und der Polemik gegen den gegenwärtigen Zustand der Dinge, so wichtig dies auch ist, zu viel Spielraum gelassen. Warum haben Sie sich mit dem Weggeben der Bogen so sehr beeilt? Unger kann sie doch nicht eher zur Censur schicken, bis er die Rede ganz hat.

Den 28sten März 1799.

— — Da habe ich eine ganze Weile über das Christenthum meditirt, welches sich nun bald äußerlich gestalten soll; es wird aber wohl noch einige Tage innerlich wachsen müssen, und da Schlegel mich ausdrücklich gebeten recht faul zu sein, und mir alle Zeit zu lassen, so will ich's noch diese Woche so innerlich wallen lassen.

Potsdam, den 10ten April 1799 Mitternacht.

— — Ich kann jezt schon wieder des Morgens besser arbeiten, als in der Nacht, das ist ein sicheres Zeichen, daß Sommer wird. Sack ist mir oft ein-

gefallen bei der Arbeit mit seinem zu originell, das ist ein recht theologisches Dictum! mein Christenthum, bis zu dem ich übrigens noch nicht gekommen bin, wird ihm auch wol zu originell sein, obgleich es eigentlich sehr alt ist. — — — Die Idee der Vorrede scheint Schlegel zu behagen; Sie haben noch kein Wörtchen darüber gesagt. Sehr liegt sie mir nicht am Herzen und wenn sie mir nicht von selbst kommt, werde ich sie nicht holen — es kann recht gut ohne Vorrede gehen. Doch wie der h. Geist will. Uebrigens ist's ein schöner Brief, der Veit ihrer. Sie klagt über das Herauswenden alles Inneren in der Lucinde, und meint, meine Kühnheit in der Religion tröste sie nicht. Da hat sie auch recht, es ist ein großer Unterschied. Bei der Religion kann man sich nur wundern, wie man so etwas der Welt sagen mag, bei der Lucinde vielleicht auch, wie man so etwas seinen Freunden sagen mag, für die es einen viel individuelleren Sinn hat, als für die Welt, ich sage: vielleicht, weil ich doch eigentlich keine rechte Idee von der Lucinde habe. — Daß der Heindorf so bei ihnen ankommt, ist mir sehr lieb, es wird ihm gar wohl thun, und Ihnen muß er doch sehr interessant sein, unter anderem seiner Unschuld wegen, denn so trifft man die selten an. Ich bin in meinem Leben nicht so unschuldig gewesen, wie er vielleicht noch mehrere Jahre sein wird, aber was wird es ihn auch noch kosten? — In dem Stück Religion, was Sie hier bekommen, finde ich auch etwas sehr Unschuldiges. Gute Nacht, liebe Jette. — —

Den 1sten Mai 1799.

Was Ihr S. von Goethe sagt, darüber kann man wohl eigentlich nichts sagen, wir nemlich, die wir den Menschen Goethe nicht kennen. Es giebt doch in Schriften ein etwas — aber in diesem Augenblick kann ich es nicht beschreiben — woraus man selbst bei einem Dichter mit Sicherheit auf den Menschen schließen kann; ist das grade im Goethe? ich für mein Theil glaube nicht. Trivial und gemein sein, das ist auch noch ein sehr vieldeutiger Ausdruck; aber gar wohl kann ich mir denken, daß er im gemeinen (d. h. im unkünstlerischen, unliterarischen und unministeriellen) Leben eine gewisse Liebhaberei für's Triviale und Gemeine haben kann. Geben Sie sich nur eine recht lebhafte Anschauung von seinem Verhältniß mit der Vulpius. Poetisiren Sie das, wie Sie wollen, es bleibt immer gemein. Von dem jungen Menschen bleibt es übrigens immer arrogant, dergleichen zu sagen (ich meine es im ganzen Ernst und arrogant im ganzen Sinn) und so lassen Sie ihn nur etwas gegen die Arroganz in Pausch und Bogen brauchen.

Den 2ten Mai 1799.

Heute habe ich in den Zeitungen von Fichte's kleiner Demüthigung gelesen. Ein falscher Schritt zieht immer den andren nach sich. Er mußte es freilich den Leuten sagen, daß sie sich bei der Demission, die sie ihm gaben, unter diesen Umständen auf sein Fordern

derselben nicht berufen konnten; aber das hätte auf eine ganz andere Art geschehen müssen. Und um so etwas zu sagen, wie er in seinem ersten Briefe sagte, von mehreren, die ihm nachfolgen würden, da muß man seiner Sache und seiner Leute sehr gewiß sein. Ein anderes Katheder findet nun Fichte gewiß nicht, und im Ganzen muß ich gestehen, halte ich es für ein vortheilhaftes Ereigniß, daß seine Philosophie vom Katheder, wohin sie gar nicht paßte, vertrieben ist. Spinoza hat eine philosophische Professur abgelehnt, ohnerachtet, daß er so enthusiastisch für seine Philosophie war, als Fichte nur immer für die seinige sein kann und hat sehr wohl daran gethan.

An Henriette Herz.

Berlin, den 18ten Juni 1799.

— — Haben Sie denn im Dieskauer Waisenhause meiner gedacht? Da habe ich mit Brinckmann philosophirt, so Haus-Philosophie, und Poesie gelesen — und ich habe mir von ihm erzählen lassen von den Menschen; denn ich selbst sah keine und wollte keine sehen. Mehr noch das Bewußtsein meiner innern Unfertigkeit und Gährung, als äußere Umstände hielten mich davon ab. Auch konnte Alles, was er mir schönes sagte, nicht hindern, daß nicht der Keim der Verachtung eben damals sein erstes Leben gewann, troz des Bewußtseins, daß ich in die Bildung, wie Brinck-

mann sie mir beschrieb, und wie sie in ihm war, nicht hineinreichen konnte. Todt war ich eigentlich damals nicht; aber äußerlich wenigstens lebte ich gar nicht. Ich glaube nicht, daß es je einen jungen Menschen gegeben, der weniger an die Zukunft gedacht und doch auch den Augenblick weniger genuzt und genossen hätte. Auch an den Wissenschaften verzweifelte ich in der Stille. Ich sah, wie geistlos Alles betrieben wurde, und selbst Kant, den ich eifrig studirte, konnte mir den Glauben nicht benehmen, daß die Philosophie noch gar nicht auf dem rechten Fleck wäre. Es war also natürlich und meiner Faulheit sehr gemäß, daß ich lavirte, und das schlechte Maneuvre ist Gott sei Dank noch so leidlich abgelaufen.

Mittwoch Abend.

Diesen Mittag habe ich bei der Veit gegessen, habe dann meine Notiz von Kant's Anthropologie dort zu Ende in's Reine geschrieben und dann sind wir in Bellevue gewesen, wo die Akazien göttlich riechen; hernach habe ich noch mit Schlegel ein wunderbares Gespräch über mich gehabt, wobei wir uns wahrscheinlich beide nicht verstanden haben. Er notizirt jezt die Religion und da studirt er mich ordentlich; er will mein Centrum wissen und darüber haben wir nicht einig werden können. Ob ich mich wohl selbst so verstehe, wie er mich verstehen will? ich habe ihm gesagt, ich würde wohl nie bis in's Centrum kommen,

mit dem Machen nemlich, meinte ich; das hat er für eine Blasphemie gegen mich selbst genommen, kurz wir sind nicht zusammen gekommen. Was ist denn mein Centrum? wissen Sie es? — —

In Schlegel's Notiz, die erst angefangen ist, steht unter andrem, der Styl der Reden sei eines Alten nicht unwürdig; das ist wohl zu viel gesagt. Uebrigens bin ich sehr begierig darauf, was alles in dieser Notiz stehen wird. — Gute Nacht! in welchem Nest mögen Sie schlafen? Morgen kommen Sie nach Ilsenburg, und ich denke, mit dem Harz soll Ihnen eine neue Göttlichkeit und ein neuer Enthusiasmus aufgehen.

Berlin, den 4ten Juli 1799.

Wissen Sie wohl das neuste, liebe Freundin? Fichte ist hier, vor der Hand auf einige Wochen, um sich umzusehen. Friedrich hatte es schon seit einiger Zeit gewußt und ihm eine Chambre garnie unter den Linden besorgt; es war aber ein tiefes Geheimniß, und da man das Schicksal der Briefe nicht wissen kann, habe ich Ihnen nichts davon schreiben mögen. Auch Tieck hat es nicht gewußt und sich heute des Todes gewundert. Heute früh brachte ihn Dorothea zu uns, und wir sind, ein paar Stunden ausgenommen, den ganzen Tag zusammen gewesen. Beschreiben kann ich ihn nicht und sagen kann ich Ihnen auch nichts über ihn — Sie wissen, daß mir das nicht so früh kommt.

Freitag Abend.

Ich habe ordentlich eine kleine Furcht davor, daß Fichte gelegentlich die Reden lesen wird; nicht davor, daß er viel dagegen einzuwenden haben möchte, das weiß ich vorher und es macht mir nicht bange — sondern nur, daß ich nicht weiß, wo er mir alles in die Flanke fallen wird und daß ich nicht werde würdig mit ihm darüber reden können. Bei der Lucinde ist er eben und hat Friedrich gesagt, Vieles einzelne gefalle ihm, um aber eine Meinung über die Idee des Ganzen zu haben, müsse er es erst recht studiren. Er hat schon heute einen Besuch von der Polizei gehabt, man hat so horchen wollen, ob er etwa gesonnen sei, sich hier zu etabliren ꝛc. Er hat dann gesagt, er sei zu seinem Vergnügen hier und wisse nicht, wie lange er sich aufhalten werde. Observirt wird er wahrscheinlich provisorisch von der kleinen Polizei. Es sollte mir leid thun, wenn er irgend Unannehmlichkeiten hätte. Große Sachen habe ich noch nicht mit ihm gesprochen, ich will es so sachte angehen lassen nach meiner Manier. — —

Ich schreibe heute noch an Brinkmann; die Religion habe ich ihm nebenbei angedeutet. Wenn es so viele Menschen wissen, kann er es auch, aber schicken kann ich ihm keine. Seine Elegien sind mir nicht einfältig vorgekommen, wie er mir dabei schrieb, aber einförmig — es ist immer nur e i n e Idee, die sich hindurchzieht und Paris afficirt ihn so wenig, daß außer dem Titel fast keine Spur ist, daß sie dort ge-

schrieben sind. Die Verse sind aber größtentheils wohl so gut, als wir sie immer haben. — —

Schlegel hat mir lezthin verschiedentlich demonstrirt, ich müßte einen Roman schreiben; meine religiösen Ideen über Liebe, Ehe und Freundschaft ließen sich nicht anders mittheilen und mitgetheilt sollten sie werden, also müßte ich den Roman auch schreiben können. Ich habe ihm gestanden, ich hätte es schon seit einiger Zeit als meinen Beruf gefühlt, ich zweifelte aber am Können, und das thue ich auch noch.

Schleiermacher an seine Schwester Charlotte.

Berlin, den 20sten November 1799.

Liebe Lotte, das ist wieder eine Pause geworden, wie ich sie nicht erwartet und noch viel weniger gewollt hatte. Wie ich mich darüber ärgere, daß ich immer so wenig von dem thue was ich will, das kannst Du Dir kaum recht vorstellen. Es geht mir unaufhörlich so und ist wohl sehr oft meine Schuld; aber wenn so etwas von den Dingen, die mir die liebsten sind, liegen bleibt, wie das Schreiben an Dich, so bin ich doch gewöhnlich unschuldig daran. Die Dohna's, während deren Abwesenheit ich meinen lezten Brief an Dich schrieb, sind hernach noch bis weit in die lezte Hälfte des vorigen Monats hier geblieben, und während dieser Zeit war ich viel zu gestört und verwirrt, als daß ich an einen ordentlichen Brief hätte denken können. Auf die Art sind denn alle anderen Arbeiten und Ge-

schäfte auch während dieser Zeit liegen geblieben und ich habe während der lezten vier Wochen noch nicht zu Athem kommen können. Ueberdem habe ich recht viel innern nagenden Kummer gehabt über meines Freundes Schlegel häusliche und öffentliche Angelegenheiten und die üble Lage, in welche er sich gegen die Welt gesezt hat. Der guten Herz ist es ebenso in Rücksicht ihrer Freundin, der Veit, gegangen und da haben wir fleißig zusammen geklagt, uns getröstet und vergebliche Entwürfe gemacht. Dabei leidet die Herz schon seit sechs Wochen an den Folgen eines Falles, wobei sie sich die Hand beschädigt hat, und meine andere Freundin, die Grunow, hat mir auch das Herz schwer gemacht durch allerlei bittere Unannehmlichkeiten, die sie betroffen haben, und die ich durch eine mit dem besten Willen und dem reinsten Eifer begangene Unvorsichtigkeit vermehrt und verlängert habe. Dies alles zusammengenommen wird es Dich nicht wundern, daß ich lange Zeit geistig unwohl und auch einige Tage körperlich krank gewesen bin. — — Daß meine Nachrichten von Dohna's und meinen Verhältnissen zu ihnen Dich interessiren würden, hatte ich wohl erwartet, und so will ich gleich damit anfangen, das merkwürdige von dem zweiten Abschnitt ihres Aufenthaltes nachzuholen. Wie wir alle erstaunt und erfreut waren die Gräfin Friedrike nach ihrer Rückkunft aus Dresden zu sehn, kannst Du Dir kaum denken. Denn man kann sich von der großen Veränderung die diese kleine Reise hervorgebracht hatte, keine Vorstellung machen. Ein schönes

frisches Roth fing wieder an ihre Wangen zu färben, ihr Auge war munter, ihr Puls fieberfrei und tadellos, ihre ganze Haltung gesunder, ihr Gemüth lebhaft, heiter und voll neuer Lebenslust. So ist sie Gott sei Dank geblieben und nach allen Nachrichten, die ich habe, hat selbst die Rückreise nach Preußen, wozu die Witterung sehr ungünstig war, ihr nicht geschadet und sie fährt fort an Kräften zuzunehmen. Du kannst leicht denken, daß ich auf diese Art auch an ihrem Umgang mehr Freude gehabt habe. Es ließ sich mehr mit ihr sprechen und ich war wieder ganz zu Hause in ihrem schönen Gemüth. Ueberhaupt habe ich in dieser lezten Zeit noch mehr mit ihnen gelebt. Die Begierde, die Berlinischen Merkwürdigkeiten zu sehn war gestillt und es gab mehr ruhige Stunden. Dabei war mir dies ein neues Beispiel, wie bei Menschen von Charakter und Bildung alles beständiger ist, als man denkt. Alle wohlbekannten Eigenthümlichkeiten kamen wieder zum Vorschein, und bei aller Achtung und allem Vertrauen, welches mir der Graf und die Gräfin bewiesen, sah ich doch ganz deutlich, wie bei einem beständigen Leben mit ihnen in demselben Beruf alles wieder so werden würde, wie es vor sieben Jahren war. Die Eltern und Friedrike haben sich von unserm Schröder in Pastell malen lassen; leztere ist gar ein liebliches Bild geworden, woran ich große Freude gehabt habe; es ist für ihre Schwiegermutter bestimmt, der ich wünsche, daß sie es verdienen möge. Ein Familienfest nach alter Sitte ist auch vorgefallen. Der Gräfin ihr Geburtstag ist nämlich den 23sten

October, und man wußte vorher, daß er auf der Reise würde zugebracht werden. Sie hatten alle Graf Alexander's Wohnung noch nicht gesehn. Es wurde beschlossen, ein Frühstück dort einzunehmen, und einen guten Abend bekam ich einen Brief vom Grafen nach seiner undeutlichen Art, so daß ich kaum daraus klug werden konnte, er habe einige niedliche Geschenke für die Gräfin im Namen der abwesenden Söhne gekauft und ich solle einige Verse dazu machen, denn es solle bei diesem Frühstück ihr Geburtstag im voraus gefeiert werden. Das ganze war eigentlich nur so nebenher, denn er hatte mit den Mädchen nichts darüber verabredet; aber es sezte mich mehr als irgend etwas anderes in alte Zeiten zurück. Die schöne Mütterlichkeit der Gräfin, das treue Andenken an die Abwesenden, die zärtlichen Besorgnisse um Alexander, der noch immer keine Lust zum Heirathen hat und im religiösen Fache so verschieden von ihnen denkt, daß er sich nur selten darüber ausläßt, die vertrauten Gespräche über das alles — es war mir ganz Schlobittisch zu Muthe. Hernach kam noch die Gräfin Schulenburg, eine Cousine der Gräfin, und da löste es sich bald auf. Noch den lezten Morgen war ich bei ihnen und geleitete sie in den Wagen.

Den 21sten.

Weiter hatten mich gestern die Augen und die Nacht nicht schreiben lassen und heute sind mir schon tausend Erinnerungen und Gedanken, auch wohl einige

Wünsche, aber wenige, durch den Sinn gegangen und ich bin von freundlichen Beweisen des Andenkens meiner Guten umgeben und von dem tröstlichen Gefühl ihrer Freundschaft durchdrungen. Die Herz und ihre Schwester haben mich recht niedlich beschenkt und die Grunow hat mich mit ihrer Schwester besucht und wir haben recht vernünftig aus dem innern des Gemüthes mit einander gesprochen. Meine männlichen Freunde, Alexander Dohna und Schlegel, sind abwesend, und wie es Männern geht, vielleicht fällt es ihnen nicht einmal ein, daß heute mein Geburtstag ist; von Dir aber weiß ich, daß Du meiner heute besonders in schwesterlicher Liebe gedenkst und von Carl hoffe ich es ebenfalls. Ich wünsche, Du könntest die ruhige Heiterkeit recht inne werden, die in meiner Seele ist. Ich freue mich der Vergangenheit und der Gegenwart und sehe der Zukunft gelassen entgegen mit allem, was sie bringen mag. Mit ziemlicher Gewißheit kann ich wohl sagen, daß das meine herrschende Stimmung sein wird, so lange ich lebe, denn sie gründet sich auf das innerste meines Wesens.

Abends.

Von Schlegel habe ich einen Brief bekommen, aber nur ganz zufällig. Doch hat es mir viel Freude gemacht, daß ich nach langem Stillschweigen endlich heute angenehme Nachrichten von ihm bekomme; fröhlich und frei lebt er mit seiner Freundin beim Bruder, kümmert sich nichts um die Welt, die ihm das Leben

gern sauer machen möchte, und arbeitet an seinem Geist und an seinen künftigen Werken. Carl hat auch geschrieben und ganz eigentlich an meinen Geburtstag gedacht. Sein Brief enthält übrigens eine Nachricht, die Dir wohl nicht anders als angenehm sein kann, nämlich, daß er auf Ostern nach Breslau geht. Ein guter Freund von ihm, der sich dort kürzlich etablirt hat und eine chemische Fabrik anlegen will, hat sich's sehr angelegen sein lassen ihn zum Gehülfen zu bekommen, und Carl hat, nachdem er die nöthigen Erkundigungen eingezogen über den äußeren Zustand des Mannes, sein Jawort gegeben. Er hat dort weit vortheilhaftere Bedingungen, kommt in ein ander Geschäft hinein und hat da eher, als in irgend einer seiner bisherigen Lagen, Aussicht, daß etwas bleibendes daraus hervorgehen könnte. Ich habe ihm auch deshalb, als er meine Meinung forderte, nicht abrathen können, und, ehe ein Halbjahr vergangen ist, hast Du ihn bei Dir. Als er mir zuerst davon schrieb, sagte er schon, wie er dächte über Gnadenfrei zu reisen und Dich zu überraschen, und wie Du gewiß glauben würdest, er habe wieder einen dummen Streich gemacht. Indeß hoffe ich, es war damit nicht so sein Ernst, daß er Dir diese ganze Zeit über wirklich ein Geheimniß von der Sache machen wollte, und so kann er mir's immer gönnen, es Dir zuerst geschrieben zu haben.

Schleiermacher an Henriette Herz.

Berlin, den 21sten März 1800.

Meinem Freund Schlegel geht es jetzt in Jena bei seinem Bruder recht wohl und seine Briefe sind mir immer recht erfreulich wegen der guten Stimmung, die darin herrscht. — — Außerdem hat sich die Anzahl meiner Freunde um einen vermehrt, dessen Bekanntschaft ich mittelbarer Weise durch Schlegel bei einer besonderen Gelegenheit gemacht habe, aber nur schriftlich. Es kam ein Brief von ihm an Schlegel, gerade den Abend vor der Abreise des letzteren; er trug mir auf ihn zu beantworten, und die Sache, wovon die Rede war, gab Veranlassung zur Mittheilung so vieler Ideen aus dem Innersten der Herzens, daß wir uns durch einen Brief hin und her vertrauter geworden sind, als es sonst durch langen Umgang geschehn kann. Dir brauche ich das nicht weiter zu erklären, Du kennst aus mannigfachen Erfahrungen dieses glückliche und schnelle Berühren des Gemüthes. Es ist ein junger Mann von viel Geist und Kenntniß, und dem Namen nach kannte ich ihn schon aus einem Buch, das er geschrieben hat, und aus Schlegel's Erzählungen. Er hat sich aber aus der gelehrten und übrigen Welt ganz zurückgezogen und lebt mit einer Frau, die er kürzlich geheirathet, und ein paar Kindern, die er erzieht, in großer Einfachheit und Stille auf dem Lande, einige Meilen von hier, wo ich ihn im Sommer gewiß auf ein paar Tage besuchen werde. Sein Name ist Hülsen, und ich empfehle ihn im voraus Deinem Gedächtniß. Es soll mir nicht wieder so gehn, wie mit meinem

Stettiner Freunde, daß ich ihn einige Jahre habe, ehe Du etwas davon weißt. — —

Berlin, den 29sten März 1800.

Wir haben heute des guten Alexander Dohna's Geburtstag gefeiert, mit einem Thee bei unsrer gemeinschaftlichen Freundin Herz. Wir waren alle recht innig vergnügt und wie wir beide uns freuten, einen so guten und lieben Freund zu haben, so freute auch er sich über uns. Von seinen Eltern und Geschwistern bekam er die zärtlichsten Briefe, voll Liebe und Dankbarkeit, die freilich dieses Jahr besonders in Regung waren, weil er doch durch seine Anwesenheit so sehr das gemeinschaftliche Wohl und die häusliche Ruhe befördert und noch fast jedem besonders nützlich gewesen war.

Es ist etwas ganz eigenes und hat so etwas Patriarchalisches an sich, wie die ältesten Söhne in diesen vornehmen Häusern gehalten werden; die Geschwister sehn ihn an als den zweiten Vater, die Mutter ehrt ihn als ihren künftigen Beschützer und der Vater selbst glaubt ihm von allem Rechenschaft schuldig zu sein. Alexander verdient es aber auch, er ist ein gar trefflicher Mensch.

Berlin, den 26sten Mai 1800.

— — Ich habe einen Rückfall von meiner Kolik gehabt und muß wieder medicinieren, dazu leide ich an Zahnschmerzen, die mir aber weniger beschwerlich

sind als andern; sie stören mich nicht eher völlig, als bis ich vor Schmerzen auch Kopfschmerzen bekomme. Am dritten Feiertag habe ich eine kleine Reise gemacht, d. h. ich fuhr mit ein paar Freunden um 3 Uhr des Morgens hier weg nach Oranienburg, 4 Meilen von hier, um ein Rendezvous mit meinem Freunde aus Stettin zu haben. Die Hinreise war sehr angenehm und ich, so blind ich bin, kutschierte größtentheils. Dort waren wir sehr vergnügt, durchstrichen den schönen Schloßgarten und unterhielten uns von allem, was uns interessirt. Abends auf dem Rückwege überfiel uns ein fürchterliches Gewitter, wir wurden ganz durchnäßt und sahen es zweimal in der Entfernung von etwa 200 Fuß vor uns in den Wald einschlagen. Zum Glück waren unsre Pferde nicht scheu und wir kamen wohlbehalten um Mitternacht wieder an. Acht Tage vorher machte ich auch eine Landpartie mit Herz, die er mir als Arzneimittel ausdrücklich vorschrieb. Wir waren bei einem Kammerherrn von Wülkniz, einem gemeinschaftlichen Bekannten, dessen Frau ich noch von Halle aus kenne; hier machte ich die interessante Bekanntschaft des Generals B—. Der Mann scheint bei der Veränderung seines Zustandes wenigstens keine Langeweile zu empfinden; indeß habe ich auch nichts an ihm gefunden, was Achtung einflößte. Er sprach von dem Könige, den er so sehr gemißbraucht hat, ohne Liebe, und redete viel Philosophie und Moral in der feinsten Art der Heuchelei, die auf das Geheuchelte keinen besonderen Accent legt. Mit mir sprach er viel über Erziehung ganz in dem gewöhnlichen Ton eines

Edelmanns, der es zur Schau trägt, daß er seine Kinder über die Sitten und Vorurtheile seines Standes erheben will. — Eine andere ebenso des Gegenstandes wegen interessante Bekanntschaft habe ich vor ein paar Tagen gemacht, nämlich des beliebten Schriftstellers Friedrich Richter, genannt Jean Paul. Du hast mir zwar nie geschrieben, daß Du etwas von ihm gelesen hättest, indeß wird Dir seine Name gewiß nicht unbekannt sein, und Du wirst Dich erinnern, daß ich Dir einmal einige Stellen aus seinem Hesperus geschickt habe, welche Dir zu gefallen schienen. Leider habe ich ihn zuerst in einer großen, sehr vermischten Gesellschaft gesehn, wo wir uns beide nicht gefallen haben. Er fand, daß mir von allem guten, das er von mir gehört, nichts anzusehn noch anzuhören wäre, und ich fand eben auch an ihm nicht den Ausdruck des Gefühls und der Kindlichkeit, den ich erwartet hatte. Indeß soll er in vertrauter Gesellschaft ganz anders sein; mit mir ist das gerade auch der Fall, und es wird darauf ankommen, ob wir Gelegenheit haben werden uns so zu sehn.

An seine Schwester Charlotte.

Den 27sten Dezember 1800.

— — Da bin ich wieder, um weiter mit Dir zu plaudern, und damit Du doch siehst, was ich ungefähr mit meiner Zeit anfange, will ich Dir zuerst erzählen, wo ich unterdeß gewesen bin. Zuerst war ich ein paar Stunden bei der Herz und habe griechisch mit ihr ge-

lesen, welches ich sie jetzt lehre. Du weißt, sie hat keine Kinder, ihre Wirthschaft ist in so guter Ordnung, daß sie ihr nur ein paar Stunden täglich zu widmen braucht, und so wendet sie einen guten Theil ihrer Zeit darauf, sich in der Stille allerlei Kenntnisse zu erwerben. In den neueren Sprachen hat sie es lange zu einer seltenen Fertigkeit gebracht und kennt alles, was es darin Schönes und Gutes giebt. Da habe ich ihr denn gerathen, sich auch mit dieser, die in so vieler Hinsicht das größte Meisterstück des menschlichen Geistes ist, bekannt zu machen. Es ist ihr Anfangs, weil es so ein ganz anderes Wesen ist und auf eine ganz eigene Weise betrieben werden muß, sehr sauer geworden; nun aber kann ich schon sehr schöne Sachen mit ihr lesen und versäume nicht gern eine Stunde, die wir uns einmal bestimmt haben. Dann war ich eine Stunde auf der Ressource, dem einzigen Ort, wo ich bisweilen den größten Theil meiner Herren Amtsbrüder und einen Theil der Herren vom Magistrat sehe, die mich einmal, wenn es ihnen so gefällt, zum Prediger in der Stadt wählen sollen. Auch lese ich dort gelehrte Zeitungen und spiele dann und wann eine Partie Billard, welches Dir bei meiner bekannten Blindheit lächerlich scheinen kann aber doch so nothdürftig geht und meinen Augen recht gut bekommt. Von da bin ich nach Hause gegangen und habe beim Abendbrod überlegt, was ich morgen am letzten Sonntage des Jahres und Jahrhunderts zu Gemüthe führen will. Dies weiß ich nun, der Thee, die Milchbrode und die geräucherte Wurst sind verzehrt,

ich habe den großen Stuhl, auf dem ich beständig sitze, von dem kleinen Eßtisch herumgedreht zu dem großen Arbeitstisch, an dem ich dann immer noch bis nach Mitternacht sitze. Das ist jetzt meine gewöhnliche Lebensordnung; sehr selten bin ich einen ganzen Abend aus, aber nie lasse ich einen Tag vergehn, ohne Bewegung zu haben und Menschen zu sehn, welches beides der Gesundheit meines Leibes und meiner Seele höchst nothwendig ist. Alle meine Freunde haben ihre bestimmte Zeit, wenn ich sie am liebsten besuche; zur Grunow springe ich manchmal des Vormittags auf ein Stündchen herüber, dann ist sie entweder ganz allein oder hat nur ihre Kinder *) bei sich und es läßt sich ein gescheutes Wort mit ihr reden; außerdem bin ich aber fast alle Woche einmal des Abends da. Zu Eichmanns gehe ich am liebsten zum Mittagessen, denn dann gehen die Kinder nach Tisch in die Schule und man kann noch eine Stunde ruhig plaudern.... Die Herz sehe ich am liebsten zwischen dem Mittagessen und der Theestunde, denn in dieser Zeit kommt nicht leicht jemand, als vertrautere Freunde des Hauses; überraschen mich dann am Ende Fremde, so bleibe ich, je nachdem sie mir gefallen, wohl noch ein Stündchen oder nehme gleich meinen Abschied; zu größeren Gesellschaften lasse ich mich nur selten einmal bitten. Professor Spalding besuche ich immer des Abends, so auch einen anderen jüngeren Sprachgelehrten, den ich sehr lieb habe; das geschieht aber nur alle Monat

*) Es sind die Kinder einer Freundin gemeint; die G. selbst hatte keine Kinder.

einmal. Außerdem giebt es noch ein paar Orte, wohin ich so im Vorbeigehn auf ein halbes Stündchen zu gehn pflege. Zu Hause arbeite ich dann Abends von 7 oder 8 bis 12 oder 1, und das oben beschriebene ist mein tägliches Abendbrod. Das gilt für den Winter. Im Sommer, wenn Herzens im Thiergarten und Eichmanns in Charlottenburg wohnen, ist es freilich ein anderes.

Die Veit hat meinen Zorn nicht erregt; aber die wunderliche Wendung ihres Schicksals und das Auffallende und Verwerfliche, was ihre Handlungsweise in den Augen der Welt hat, bekümmert mich sehr tief und ist ein Gegenstand ernster Sorge für mich, eben weil sie und Schlegel mir so von Herzen werth sind. Sie hatte sehr triftige uns, die wir den ganzen Zusammenhang kennen, hinreichende Ursachen sich von hier zu entfernen. Schlegel's Bruder und Schwägerin luden sie zu sich ein und sie lebt in deren Haus in Jena. Friedrich lebt auch in Jena und Du kannst denken, wie die Welt über dies ganze Verhältniß redet. Auch würden sich beide schon auf das gesetzmäßigste und heiligste verbunden haben, da sie allerdings mit ganzer Seele aneinander hängen, wenn nicht die Bedingungen, unter denen allein ihr Mann sich dazu verstehn wollte: ihm den jüngsten Knaben zu lassen, der ihrer mütterlichen Pflege und ihrer verständigen Erziehung ganz unumgänglich bedarf, es unmöglich machten. Dies geht nun, so lange es geht, aber wenn der ältere Schlegel, der schon seit langer Zeit mit seiner Frau nicht im besten Vernehmen lebt, sich über

kurz oder lang von dieser trennt, so weiß ich in der That nicht, was die arme Frau anfangen will. Das sind unglückliche Verwickelungen, die aus den Widersprüchen in unsern Gesetzen und unsern Sitten entspringen, und denen oft die besten Menschen nicht entgehen können. Dazu kommt noch, daß Schlegel nicht ganz ohne seine Schuld in der literarischen Welt eine große Menge von Feinden hat, und am wenigsten hat dieses Verhältniß, dessen wahren Zusammenhang fast kein Mensch weiß, ihnen entgehn können, und so muß die arme Veit bald namentlich, bald ungenannt, sich in allen Streitschriften und satyrischen Ausfällen mit herumtragen lassen. Es ist eine unglückliche Geschichte und ich bedauere die beiden Menschen von ganzer Seele, die nur deshalb so manche Kränkungen erdulden müssen, weil sie einfacher und redlicher gehandelt haben als die Welt es gewohnt ist. — Du siehst, daß ich auch mit meinen Freunden und für sie genug zu leiden habe, wie es sich denn gebührt und ein fühlbares Herz es nicht anders zu erwarten hat. Für jetzt macht mir unter allen die Herz am wenigsten Noth; indeß lassen sich auch Zeiten und Umstände voraussehn, wo ich für sie nicht weniger in Kummer sein werde. Schlegel verursacht mir in gewisser Hinsicht auch unmittelbare Unannehmlichkeiten; aber die sind das wenigste und leichteste. Es giebt nämlich Menschen, die, ohnerachtet ich mit der gelehrten Welt für jetzt noch rein gar nichts zu thun habe, bloß weil ich sein persönlicher Freund bin, ihre literarische Feindschaft gegen ihn auch auf mich ausdehnen; allein ich

nehme gar keine Notiz davon, gehe still meinen Gang fort und denke, so sollen sie es bald satt haben.

An seine Schwester Charlotte.

Berlin, den 12ten Februar 1801.

— — Ueber meine Gesundheit, meine Liebe, sei nur außer Sorgen. Das Schwellen, es mag nun damit beschaffen gewesen sein, wie es wolle, ist ganz vorbei. Herz, obgleich seine Mittel dies bewirkt zu haben scheinen, behauptet noch immer, er wisse nicht, wie es damit zusammengehangen habe. Mir lag auch immer die Wassersucht dabei in Gedanken, indeß ist eine solche, die nur in den fleischigen Theilen ihren Sitz hat, selten gefährlich, und so war ich auch für mein Leben noch nicht besorgt. Daß ich aber irgend einmal an einem chronischen Uebel, und an diesem eher als an jedem andern, sterben werde, macht meine ganze Constitution sehr wahrscheinlich, welche eigentlich doch schwach und dabei jeder hitzigen Krankheit in einem sonderbaren Grade abgeneigt ist, so daß ich keine Uebel, wozu Fieberbewegungen gehören, bekommen kann, wenn auch alles um mich herum daran leidet. Weder die Influenza, noch die Katarrhal-Fieber, an denen jetzt in Berlin von allen, die nicht körperliche Arbeit treiben, gewiß der siebente Mensch darniedergelegen hat, haben mir das geringste anhaben können. Um desto weniger aber darfst Du besorgen, irgend einmal unvermuthet eine traurige Nachricht zu

bekommen, indessen habe ich doch auch dafür gesorgt, sowie auch gewöhnlich in meinem Schreibtisch ein Papier liegt, welches meine Dispositionen enthält und von Zeit zu Zeit geändert wird. Dies sollte sich wohl jeder Mensch zur Pflicht machen und besonders jeder Mensch, der Papiere hat. In diesem Punkte werde ich jetzt wahrscheinlich in eine große Verlegenheit kommen, indem es allen Anschein hat, daß Alexander bald irgendwohin in die Provinz als Kammer-Director versetzt werden wird; dann weiß ich keinen Mann, den ich dazu beauftragen könnte, und einer Frau meine Papiere vermachen, das hieße noch zu guter letzt meinem Leben den Stempel der Paradoxie aufdrücken, worüber ohnedies genug geklagt wird. Noch dazu müßte es die Herz sein, denn der Grunow könnte es nur Verdruß machen. — Daß Du Dir, ohne es zu sehn, mein Wesen und Verhältniß mit der Herz nicht denken kannst, ist eigen. Es ist eine recht vertraute und herzliche Freundschaft, wobei von Mann und Frau aber auch gar nicht die Rede ist; ist das nicht leicht sich vorzustellen? Warum gar nichts anderes sich hineingemischt hat und sich nie hineinmischen wird, das ist freilich wieder eine andere Frage; aber auch das ist nicht schwer zu erklären. Sie hat nie eine Wirkung auf mich gemacht, die mich in dieser Ruhe des Gemüths hätte stören können. Wer sich etwas auf den Ausdruck des Innern versteht, der erkennt gleich in ihr ein leidenschaftsloses Wesen, und wenn ich auch bloß dem Einfluß des Aeußern Raum geben wollte, so hat sie für mich gar nichts Reizendes, obgleich ihr Ge-

sicht unstreitig sehr schön ist, und ihre kolossale königliche Figur ist so sehr das Gegentheil der meinigen, daß, wenn ich mir vorstellte, wir wären beide frei und liebten einander und heiratheten einander, ich immr von dieser Seite etwas lächerliches und abgeschmacktes darin finden würde, worüber ich mich nur sehr überwiegender Gründe wegen hinwegsetzen könnte. Wie wir mit einander umgehen, davon habe ich Dir wohl schon genug gesagt, willst Du aber noch irgend etwas darüber wissen, so frage nur, denn es ist mir ängstlich, daß Du Dir gerade das nicht sollst vorstellen können.

An Henriette Herz.

Berlin, den 17ten Mai 1801.

— — Passirt ist denn doch unterdeß allerlei; man muß nur wegreisen, so geschieht schon etwas. Lassen Sie Sich nur verrechnen. Erstlich ist Fichte's Nicolai in aller Stille in Jena gedruckt worden. Wilhelm (Schlegel) hat sich — der Censur-Freiheit wegen — als Herausgeber auf den Titel gesetzt und eine petillante Vorrede dazu gemacht. Als ich bei ihm war, gab er mir ein Exemplar. Er versichert, daß nichts ausgelassen, als eine die Sächsische Regierung betreffende Anmerkung — und so haben denn doch die Leute, was das pasquillartige und das Schimpfen betrifft, entsetzlich gelogen. Sie wissen, wie ich über diese Sache denke, und es giebt nur ein paar Stellen, die ich gerne striche. In diesen kommen allerdings ein paar

Schimpfnamen vor, allein nach dem, was die Leute hier posaunt haben, wird sie jedermann sehr mäßig finden und sie werden gar keinen Effect machen. Zweitens ist die Maria Stuart gedruckt, die ich aber noch nicht gesehen habe. Drittens ist Schiller's Macbeth da, von dem Schlegel wunderliche Dinge erzählt, so daß es mich grausam in den Fingern juckt ihn zu recensiren; wer nur Zeit hätte! Viertens ist auch der zweite Theil der Characteristiken und Kritiken da, der wirklich mit einer Notiz von Friedrich über den Boccaccio schließt, welcher viel Studium voraussetzt. Fünftens — und das ist mir eigentlich fatal — wird am Platon wirklich gedruckt und Friedrich weiß schon, daß der Phädrus 6 Bogen betragen wird. Das rechnet er immer zuerst aus. Unmöglich kann er auf diese Art eine Arbeit gründlich durchgehen und das Ganze wird leider Gottes gewiß nichts Rechtes. Das wären Berichte, mehr weiß ich nicht und ich hoffe, Sie haben genug.

An seine Schwester Charlotte.

Den 1sten Juli 1801.

— — In der ersten Hälfte des Mai habe ich eine kleine Ausflucht nach Prenzlau gemacht. Herzens wollten beide hinreisen, um ihre dort verheirathete Schwester zu besuchen, und da es mir angeboten wurde, nahm ich die Gelegenheit wahr, mitzureisen. Herz konnte hernach nicht, weil er ein paar gefährliche Kranke bekam, und da wir uns alle aus dergleichen Ziereréien

nicht viel machen, so fuhr ich mit ihr und ihrer jüngsten Schwester, meiner kleinen Tochter, wie ich sie gewöhnlich nenne, hin. Von der Reise ist nicht viel zu sagen; es sind zwölf Meilen und wir machten sie mit doppelten Pferden in einem Tage, fuhren des Morgens um 3 Uhr aus und waren Abends um 8 Uhr da; auf der letzten Hälfte hatten wir einen sehr heftigen Regen, der uns aber nur vielen Spaß machte. Ich war vornehmlich hingereist, um einen gewissen Prediger W— und einen Herrn v. Willich, auch einen jungen Theologen, kennen zu lernen, die ich beide durch die Herz und auch sonst durch andere Freunde kannte, die ebenso allerlei von mir gehört hatten und ebenso nach meiner persönlichen Bekanntschaft verlangten, als ich nach der ihrigen. An Willich habe ich einen recht herzlichen Freund gefunden, der mich sehr liebt, an allem, was an und mit mir vorgeht, herzlichen Antheil nimmt und es auch alles versteht, und in dem ich auch so viel schönes und gutes finde, daß wir uns gegenseitig gar innig zugethan sind. Ich war nur drei Tage dort, aber freilich haben wir uns in dieser Zeit wenig verlassen. Willich war gewöhnlich bis spät in die Nacht da und des Morgens bald wieder auf dem Platz, und es ist in dieser Zeit so vielerlei vorgekommen und berührt worden, daß wir uns schneller kennen lernten und also auch lieb gewannen, als sonst in so kurzer Zeit bei mir der Fall zu sein pflegt. Ich gebe mich nicht leicht weg, stelle mich nicht gleich Menschen in ein blendendes schmeichelhaftes Licht und bin mit meinem ersten Urtheil über Menschen und meinen

ersten Mittheilungen an sie sehr vorsichtig. Die Herz meint deshalb, ich wäre zu verschlossen, und vielleicht ist es Dir nicht unlieb zu hören, was sie mir über das besondere dieses Falles schrieb. Du kannst Dir ja ohnedies meine Art mit ihr zu sein noch immer nicht denken; vielleicht tragen einige geschriebene Worte von ihr etwas dazu bei. Du mußt nun im voraus wissen, daß die Herz noch 14 Tage dablieb und ich allein auf der Post zurückreiste, die dort spät des Abends abgeht, daß wir den letzten Abend bei ihrer Schwester zusammen waren, nämlich Wolf und noch ein paar Hausfreunde, die nicht so dazu gehören, Punsch tranken und sangen (u. a. Schiller's Lied an die Freude), wobei ich ein sehr inniges stummes Gespräch mit Willich hatte. So schrieb mir bald darauf die Herz: „Mir „ist begegnet, was ich nicht für möglich hielt, ich habe „Sie noch lieber bekommen; nicht etwa, weil ich etwas „neues, schönes in Ihnen entdeckt hätte, denn ich kenne „ja schon lange alles in meinem Freunde: die Leich„tigkeit aber und die Offenheit, mit der Sie Willich „entgegen kamen, der schöne Wille sich ihm zu zeigen, „wie Sie sind, das hat Sie mir viel, viel lieber ge„macht. Alles das gehört zwar zu Ihnen, es bleibt „aber oft verborgen, Sie denken, es hat ja Zeit, „man bleibt ja lange zusammen; hier hatte es keine „Zeit und Sie benutzten die schönen Stunden so herr„lich. Aber auch nicht verschwendet haben Sie die „schöne Gabe; Willich ist voll von Ihnen, und reich„lich hat er wiedergegeben, was er empfing. Mein „Herz war sehr voll, als Sie fortgingen; Ihr und

„Willich's Näherkommen während des Gesanges hatte „ich mit inniger Freude und Rührung gesehn und „stimmte ich nicht in's Chor mit ein, so war es die „Unmöglichkeit, einen Ton von mir zu geben, denn „die Bewegung des Gemüths erstickte Worte und Töne; „gern aber hätte ich euer beider Hände an mein Herz „gedrückt und dem andern Freundschaft gegeben, wie „sie der eine schon hat. Sie gingen alle und ließen „mich zurück." (Die andern begleiteten mich alle nach dem Posthause, nur die Herz blieb zurück, weil sie nicht wohl war und die Nachtluft scheuen mußte.) „Mir war es lieb, daß ich allein blieb, ich dachte Ihnen „nach und ward nicht gestört. Mir war wohler zu „Muth als seit langer Zeit; mit wahrer Andacht fühlte „ich alles, was gut und schön ist, mit Andacht und „tiefer, reicher Rührung. — Alles kam zurück, Willich „setzte sich neben mich, ihm war ebenso, und still und „heilig feierten wir Ihr Andenken. Er sagte mir leise, „er sei lange nicht so religiös gewesen, als in diesen „Momenten; ich freute mich des Einklangs und „schwieg." — Wie mich das wieder gerührt hat, kannst Du denken, aber freilich muß auch das Anschauen einer werdenden Freundschaft einen eignen tiefen Eindruck machen. Willich ist mir sehr werth; er hat nicht das große, nicht den tiefen alles umfassenden Geist von Friedrich Schlegel; aber meinem Herzen ist er in vieler Hinsicht näher und hat im Leben und für's Leben mehr einen dem meinigen ähnlichen Sinn. Gelegentlich und nach und nach wirst Du wohl mehr von ihm erfahren.

An Ehrenfried v. Willich.

(Ohne Datum.)

Beinahe möchte ich mich darüber wundern, daß ich Ihnen die Briefe über die Lucinde so ohne alle üble Ahnung geschickt habe, da ich doch Ursach habe zu glauben, daß sie zwei von meinen Freunden von mir entfernt haben. Es ist der zarteste Gegenstand, über den geschrieben werden kann und wo die Mißverständnisse so sehr leicht sind und grade von den besten Menschen oft am schwerfälligsten genommen und zu einem Grunde von falschen Folgerungen gemacht werden. Sie können denken, daß ich auf Ihre Meinung begierig sein muß, nämlich über meine Ansicht des Gegenstandes, die jedoch nicht die meinige allein ist; denn ich habe bei allen eingeführten Personen wirkliche im Sinn gehabt, und besonders ist die auffallendste, die Leonore, ganz genau eine wirkliche Frau. Was unter diesem Namen gesagt wird, ist ganz ihr gedachtes und großentheils auch ihre Worte. Hätte ich gewußt, daß unsre Freundin Ihnen von diesem kleinen Produkt gesagt, so würde das Gespräch gewiß darauf gekommen sein; wir waren einmal so nah an der Sache, daß es nur einer solchen Veranlassung bedurft hätte.

Aber worüber hätte ich nicht gern mit Ihnen geredet? so mancherlei wir auch berührt haben, kommt es mir doch vor, als hätte ich meine Zeit ziemlich schlecht angewendet. So geht es in ähnlichen Fällen gewöhnlich; das beste ist, daß doch jeder mehr vom andern weiß, als unmittelbar ausgesprochen worden,

und schreiben Sie mir nur hübsch, ohne auf mich zu warten, denn ich bin jetzt grade in einem häßlichen Gedränge von Geschäften und Sie leben in der goldnen Freiheit, in einer solchen, wie ich sie lange nicht gesehen, und deren Wiederschein aus Ihrem ganzen Wesen mir recht innig wohlgethan hat.

In dem Kreis, in welchem ich Sie gefunden, habe ich jetzt ein recht lebendiges Bild von Ihnen, hätte ich Sie nur auch mit Ihrer Gräfin und in jenem Kreise gesehen, der die Ergänzung zu diesem ist. Doch ich müßte ungerecht gegen Ihre Mittheilungen sein, wenn ich läugnen wollte, daß ich mir Ihre ganze Existenz recht gut denken kann. Ich, was mich betrifft, bin ein schlechter Erzähler, so aus heiler Haut; aber was Sie wissen wollen von mir ohne abzuwarten, bis es, Gott weiß wie spät, von selbst kommt, das fragen Sie nur. Oder wenn Sie es lebendiger haben wollen, so halten Sie hübsch Wort und kommen Sie und sehen Sie mich auch leben.

Grüßen Sie Alles von mir, wie sich's gebührt, eins herzlicher als das andre, aber Niemand so sehr als sich selbst!

An seine Schwester Charlotte.

Berlin, den 10ten November 1801.

Ja wohl, meine Liebe, kann es mir in der wirklich unendlichen Zeit, daß ich Dir nicht geschrieben, unmöglich an Stoff zur Mittheilung fehlen. Die Ursach dieses langen Stillschweigens weißt Du zum Theil

aus dem kleinen Zettelchen, welches mit dem Gelde hoffentlich richtig eingegangen sein wird, theils wirst Du in meinen Erzählungen noch kleine Nebengründe dazu entdecken. Jetzt will ich mich bei keiner Vorrede weiter aufhalten. Das erste, womit ich, unerachtet es nicht ganz das älteste ist, anfangen muß, weil ich noch immer nicht ohne tiefe Wehmuth daran denken kann, ist die Nachricht von dem Tode unsrer theuren Friedrike.*) Die Beilagen, die ich Dir ausdrücklich abgeschrieben habe, damit Dir nichts fehlen möge, was diesen interessanten Gegenstand betrifft, werden Dich das nähere lehren.

Was Alexander [Dohna] von Friedrikens innerer Ruhe und heiterer Fassung schriebt, hat mir Louis mit dem gerührtesten Herzen wiederholt und die große Verehrung beider Brüder gegen ihre Schwester hat sie mir auf's neue werth gemacht. Gegen Alexander habe ich dieses, und habe es ihm auch gesagt, daß er unerachtet dieser Ueberzeugung von ihrer Gemüthsfassung dennoch immer hat zu verhindern gesucht, daß man sie nicht vom Tode reden ließe. Sie hat es endlich merken müssen und geglaubt, es wäre den andern zu angreifend. Solche allzu feine Aufmerksamkeiten gegen einander sind in der That eine rechte Pest des höheren und besseren Lebens! Wie viel goldene Worte hätte die Selige vielleicht gesprochen! und was kann interessanter sein, als genau zu wissen, wie eine solche Seele das Ende des Lebens ansieht, und was sie dabei

*) Gräfin Dohna.

empfindet. Louis hat mit mir darüber geklagt. — Mir scheint es eben so groß und erhaben als lieblich, daß sie, soviel es ihr Körper nur zuließ, nicht aus ihrem gewöhnlichen Lebensgange herausgewichen ist. Noch ein paar Tage vor ihrem Tode hat sie sich mit feinen weiblichen Arbeiten beschäftigt und an der Lectüre belehrender Bücher Theil genommen. — Und nun will ich Dir für jetzt nichts mehr von ihr sagen, sondern Dich und mich unsern eigenen Empfindungen überlassen. Friede sei mit dieser herrlichen, liebenswürdigen Seele!

Von Louis habe ich schon so viel erwähnt, daß ich Dir nicht erst zu sagen brauche, daß er hier gewesen ist. Er war mit Friz zum Herbstmanoeuvre, wo der König gern fremde Officiere hier hat, von Mitte September bis Mitte October hier. Louis gewinnt von einem Jahr zum andern an solider und zugleich Achtung gebietender Liebenswürdigkeit und ist mir wieder auf's neue werth geworden, auch erndtet er schöne Früchte davon ein. Er gilt viel, sehr viel bei den seinigen; er wird von den besten Menschen unter seinen Bekannten vorzüglich geliebt und weiß sich auch in seinen militärischen Verhältnissen Achtung zu verschaffen. Seine Freundschaft ist mir sehr viel werth; an Dich hat er mir Grüße aufgetragen . . .

Mein Leben bekommt jezt auch von einer andern Seite einen Werth, den es sonst nicht hatte, und einen gewissen Glanz, wenn ich so sagen darf. Mit dem wenigen, was ich bis jetzt öffentlich sein und thun konnte, fange ich doch an auf die Denkungsart der

gebildeten und besseren Menschen zu wirken; ich bin von denen, die man Philosophen nennt, geachtet und aus der Nähe und Ferne schließen sich religiöse Seelen mit vieler Herzlichkeit an mich an. Ich kann sagen, daß ich vielen zum Segen bin, und wenn ich Gesundheit und Kraft behalte, um einige bedeutende Werke auszuführen, die ich unter den Händen habe, so läßt sich voraussehn, daß ich bald sowohl in dieser Angelegenheit, als in mancherlei Wissenschaften noch mehr Einfluß gewinnen und in wenigen Jahren zu den bekannteren Menschen gehören werde, deren Wort einiges Gewicht hat. So angenehm mir das auch ist, nicht nur, sofern es der natürlichen Eitelkeit schmeichelt, sondern auch, sofern es mir verbürgt, daß ich mich einer gewissen Wirksamkeit in der Welt werde zu erfreuen haben, es verschwände mir doch gänzlich und wäre mir alles nichts gegen die Aussicht auf ein stilles, frohes, häusliches Leben, und es würde mir gar nicht schwer werden, um dieses zu genießen, mich, wenn es nicht anders sein könnte, in eine Lage zu setzen, die mich von dem Schauplaz einer größeren Wirksamkeit ganz entfernte und meinen wissenschaftlichen Fortschritten sehr hinderlich wäre. Es ist doch alles in der Welt eitel und Täuschung, sowohl was man genießen, als was man thun kann, nur das häusliche Leben nicht. Was man auf diesem stillen Wege gutes wirkt, das bleibt; für die wenigen Seelen kann man wirklich etwas sein und etwas bedeutendes leisten.

— — Daß der ältere Schlegel den größeren Theil des Sommers hier war, weißt Du. Er reiste im August

nach Jena, ist aber jetzt schon wieder hier, um den ganzen Winter hier zu bleiben. Der nimmt auch meine Theilnahme sehr in Anspruch. Ich weiß nicht, ob ich Dir schon von dem fatalen Verhältniß zwischen ihm und seiner Frau geschrieben . . .

Wie sehr diese Verhältnisse mich schmerzen, wie unendlich leid es mir um den Wilhelm thut, das kann ich Dir gar nicht genug sagen. — Ueberhaupt ist in der Welt nichts so schwierig als das Heirathen. Wenn ich alle meine Bekannte in der Nähe und Ferne betrachte, so thut mir das Herz weh darüber, wie wenig glückliche Ehen es unter ihnen giebt.

An E. v. Willich.

Den 13ten December 1801.

Du weißt, lieber Freund, von Jette, was mich bis jetzt abgehalten hat Dir zu schreiben und was überhaupt mir jetzt wenig Zeit übrig läßt für die abwesenden und anwesenden Freunde, nämlich die längst gewünschte Anwesenheit dessen, der mir in so vielen Hinsichten so unendlich werth ist.*) Was ihn selbst betrifft, so habe ich ihn ganz unverändert wiedergefunden in dem, was mir zusagt und auch in dem, worin wir von einander abweichen — aber in seinem Denken und Umfassen menschlicher Erkenntniß, in Kunst und Wissenschaft hat er wohl noch größere

*) Friedrich Schlegel.

Fortschritte gemacht. Alles hat sich mehr gestaltet und ist deutlicher herausgetreten, besonders ist er in das Wesen der Poesie sehr tief eingedrungen und wir werden wohl in den nächsten Jahren eine Menge von Studien in verschiedenen Gattungen von ihm erhalten, die sich doch Alle mehr oder minder dem Meisterhaften nähern werden. Er hat jetzt ein Trauerspiel gemacht, wogegen zwar, was die Composition betrifft, Viele vieles einwenden werden, aber alles einzelne ist so durchaus und rein tragisch, und das Ganze in einem so großen Styl, daß alle jene theoretischen Einwendungen bei keinem Unbefangenen den Eindruck besiegen werden. Es liegt eine alte spanische Romanze zum Grunde und es wird bereits gedruckt. — Den Platon abgerechnet, werden wir also eine Zeitlang in unsern literarischen Arbeiten ganz verschiedene Wege gehen. Er wird durch Poesie die Darstellung seiner ziemlich poetischen, theoretischen Philosophie vorbereiten, und ich werde meine practische Philosophie in verschiedenen Werken darlegen, von denen sich manche doch noch, in der Einkleidung wenigstens, dem poetischen gewissermaßen nähern werden. — Daß Friedrich's Hiersein Dein Herkommen verzögert, ist freilich ein übler Umstand; indeß, wenn es Dir nur späterhin nicht an einer guten Gelegenheit fehlt, so ist nichts daran verloren. Ich könnte Euch Beide doch nicht genießen, da Ihr Euch noch nicht kennt, und Friedrich gehört gar nicht zu denen, mit welchen man sich bald befreundet. — —

An Georg Reimer.

Gnadenfrei, den 30sten April 1802.

Als ich mich gestern entschließen mußte, noch einige Tage länger hier zu bleiben, als ich ursprünglich gewollt hatte, war das erste, was mir einfiel, daß ich alsdann Sie vor der Hand nicht mehr sehen würde, und unter diesen Umständen kann ich es mir nicht versagen, Ihnen wenigstens ein paar Worte zu schreiben. Auch Schlegel und seine Frau finde ich wahrscheinlich nicht mehr; indeß das sehe ich nur aus dem Gesichtspunkt an, daß es mir ein Abschiednehmen erspart. Ich befinde mich hier sehr wohl bei einer zärtlich geliebten Schwester, in einer herrlichen Gegend, unter den wunderbaren Eindrücken einer früheren Lebenszeit. Es giebt keinen Ort, der so wie dieser die lebendige Erinnerung an den ganzen Gang meines Geistes begünstigte, von dem ersten Erwachen des bessern an bis auf den Punkt, wo ich jetzt stehe. Hier ging mir zuerst das Bewußtsein auf von dem Verhältniß des Menschen zu einer höhern Welt, freilich in einer kleinen Gestalt, wie man auch sagt, daß auch Geister oft als Kinder und Zwerge erscheinen, aber es sind doch Geister und für das wesentliche ist es einerlei. Hier entwickelte sich zuerst die mystische Anlage, die mir so wesentlich ist und mich unter allen Stürmen des Skepticismus gerettet und erhalten hat. Damals keimte sie auf, jetzt ist sie ausgebildet und ich kann sagen, daß ich nach Allem wieder ein Herrnhuter geworden bin, nur von einer höhern Ordnung. Sie können denken, wie lebendig und in mir selbst ich hier

lebe. Dabei habe ich eine Schwester hier, die ich herzlich liebe und mit der ich beständig in einem sehr offenen und tief eingreifenden Briefwechsel stehe. Da ist es denn ein herrlicher Genuß einmal anzuschauen und unmittelbar zu genießen, was man seit Jahren durch Buchstaben geredet und erfahren hat.

An seine Schwester Charlotte.

Berlin, den 27sten Mai 1802.

Der gestrige Tag ist mir noch recht merkwürdig geworden durch einen Abendbesuch bei Reimer. Eine herzliche Anhänglichkeit hatte ich schon lange bei ihm mit Freuden bemerkt; auch ich liebte seinen schönen reinen Sinn. Gestern machte sich ein Moment, ähnlich dem mit Willich, in der schnellen Wirkung, aber ohne alle äußre Vermittlung, indem wir gleichsam Besitz von einander genommen haben, zu inniger, herzlicher Freundschaft. Verlange nur nicht, daß ich Dir jetzt so etwas beschreibe, ich bin viel zu überfüllt und zerstreut; Dein eignes Gefühl muß ganz nachhelfen. Ich sprach mit ihm über meine Freude an seiner Frau, mit großer Offenheit zeigte er mir recht kindlich fromme, liebevolle Briefe von ihr, worin ich ihr ganzes Leben und ihr Verhältniß zueinander recht lebendig anschauen konnte. Ich drückte ihm die Hand, und nach einer kleinen Pause sagte ich ihm: „Wenn mein Leben erst klar und vollständig dasteht, sollst Du es auch so rein anschauen.“ Er schloß mich in seine Arme mit den Worten: „Nichts Fremdes sei mehr zwischen uns.“ —

So war es und so wird es nun auch bleiben. — Wir sprachen hernach noch viel darüber, wie die Freundschaft sich macht, und wie man den rechten Moment erwarten muß. — —

Heute habe ich hier in der Charité meine Abschiedspredigt gehalten. — Ich hatte ein ziemlich ansehnliches Auditorium, denn außer dem Minister waren 6 Geistliche und mehrere Candidaten in der Kirche. Nach der Kirche ging ich zu Fuß zu Spalding's nach Friedrichsfelde, eine tüchtige Meile weit, wo sie ein schönes Landgut haben. Eichmann's fand ich schon dort. Wir waren bis den Abend recht vergnügt, von Spalding's nahm ich einen kurzen Abschied ohne Worte, herzlicher Liebe sind wir gegenseitig versichert, und sie hoffen, mehr als ich, mich in wenigen Jahren als Hofprediger hier zu sehen. Auch von Heindorf nahm ich Abschied. Den Abend bis Mitternacht habe ich bei Brinkmann zugebracht. — Zu Hause fand ich dann noch einen Brief von Willich und einen von einem Prediger Schwarz aus dem Hessischen, einem sehr braven Manne, der mich zuerst durch die Monologen lieb gewonnen hat und mit dem ich in einem fleißigen Briefwechsel stehe. — Dann habe ich noch dieses geschrieben und nun will ich mich noch auf ein paar Stunden zu Bette legen. Gute Nacht!

An Henriette Herz.

Stolp, den 3ten Juni 1802.

Sehr angenehm hat mich Ihr Brief überrascht, liebe Jette, ich hatte so zeitig auf keinen gehofft. Aber

ehe ich etwas weiteres schreibe, nur ein Wörtchen. Ich kann mir nicht helfen, hier in der Entfernung ist es mir ganz unmöglich Sie zu sagen, ich weiß nicht, wie wunderlich es auf mich wirkt, und noch kann ich nicht dahinter kommen, warum es mir hier so unerträglich ist, als es mir dort nicht war. Ich denke, dort sagte meine ganze Art mit Euch zu sein immer Du, wenn auch die Lippen Sie sagten, und so mag vielleicht auch etwas pikantes im Contrast gelegen haben, was die Unerträglichkeit versüßte. Hier fällt die Auxiliarsprache weg und es bleibt nur der leidige Schein von Fremdheit, die doch zwischen uns nie sein kann. Laß mich also. Du kannst es halten, wie Du willst; aber es sollte mich wundern, wenn es nicht Dir auch so gemüthlicher wäre. Zuerst, liebe gute Freundin, sei doch so heiter, als es Dir möglich ist. Du weißt, wie wenig ich Jemanden zumuthe seine Natur zu ändern. Deine besteht eben von dieser Seite betrachtet darin, daß Du nur in der Zukunft lebst; darum machst Du so gern Pläne, darum denkst Du so ungern an den Tod. Zu dieser Natur gehört aber unumgänglich nothwendig, wenn nicht das Ganze ein leerer Zirkel sein soll, auch dieses als die andere Hälfte, daß Du eine Prophetin sein mußt und also die Zukunft auch in der Gegenwart sehen und fühlen. Genieße also jetzt schon die Freude an allem Guten, was Du durch Deine seltene wohlwollende Thätigkeit noch um Dich her stiften wirst; genieße schon jetzt die Ruhe, die es Dir geben wird, eine Menge von schwierigen Verhältnissen so richtig behandelt zu haben und unter tausend Ent-

behrungen Dir selbst immer treu geblieben zu sein; genieße endlich schon jetzt die späte Zukunft, die Deine Freunde Dir bereiten werden.

An Eleonore Grunow.

Stolp, den 8ten Juli 1802.

— — Mittwoch war die Synodalversammlung der hiesigen Diöcese, und der Probst hatte die Artigkeit, mich dazu einzuladen. Damit ging fast der ganze Tag hin. Das hat mir einmal wehmüthige Empfindungen gemacht! Ach, liebe Freundin, wenn man so unter 35 Geistlichen ist! — ich habe mich nicht geschämt einer zu sein; aber von ganzem Herzen habe ich mich hineingesehnt und hineingedacht in die hoffentlich nicht mehr ferne Zeit, wo das nicht mehr so wird sein können. Erleben werde ich sie nicht; aber könnte ich irgend etwas beitragen sie herbeizuführen! Von den offenbar infamen will ich gar nicht reden, auch wollte ich mir gern gefallen lassen, daß einige dergleichen unter einer solchen Anzahl wären, besonders so lange die Pfarren noch 1000 Rthl. eintragen — aber die allgemeine Herabwürdigung, die gänzliche Verschlossenheit für alles Höhere, die ganz niedere sinnliche Denkungsart — sehen Sie, ich war gewiß der Einzige der in seinem Herzen geseufzt hat; gewiß, denn ich habe so viel angeklopft und versucht, daß ich sicher den zweiten gefunden hätte!

Daß ich den Friedrich nicht liebe, lassen Sie Sich

ja nicht von J. einreden.*) Daß sie es glaubt, ist ganz natürlich. Sie weiß, daß Friedrich's Character dem meinigen ganz heterogen ist, und sie glaubt nicht, daß man das Heterogene lieben kann. Dann habe ich auch Vieles an ihm mit meiner bekannten Offenheit gegen sie getadelt und ihren Tadel eingestanden. Sie weiß, daß Friedrich's übermächtige stürmische Sinnlichkeit mir in einigen ihrer Aeußerungen unangenehm und gleichsam meinem Geschmack zuwider gewesen ist, auch daß ich mit großer Mißbilligung gesprochen von der Leichtigkeit, mit der er sich bisweilen einem unrechtlichen Verfahren in seinen Angelegenheiten nähert, und nun erscheint ihr das als das Wesentliche seines Characters, weil das Gegentheil davon, Ruhe und Ordnung, das Wesentliche des ihrigen ist. Sie weiß, daß es ihm an Sinn fehlt für Manches, was mir viel werth ist, und nun glaubt sie, es fehle ihm an Gemüth überhaupt, und meint, es wäre eigentlich nur sein Geist, was mich anzöge und ich wäre mir selbst nicht klar. Aber ich verstehe mich hier sehr gut! Des Geistes wegen liebe ich Niemanden. Schelling und Goethe sind zwei mächtige Geister, aber ich werde nie in Versuchung gerathen sie zu lieben, gewiß aber auch es mir nie einbilden. Schlegel ist aber eine hohe sittliche Natur, ein Mann, der die ganze Welt, und zwar mit Liebe, in seinem Herzen trägt, die Sinnlichkeit ist gar nicht in einem unschönen Mißverhältniß zu seinen übrigen Kräften, er ist auch dem Geiste nach gar nicht

---

*) Jette Herz.

unrechtlich, wenn er es gleich dem Buchstaben nach bisweilen wirklich wird. Ich habe das der J. öfters angedeutet; sie hat es aber nicht finden können, und so habe ich mir weiter keine vergebliche Mühe gegeben. Ich verlasse mich darauf, sie wird ihn noch sehen, wenn er wird fertig geworden sein in Absicht auf die Darstellung seines Wesens, und dann wird sie ihn und mich besser verstehen. Machen Sie auch noch einen Versuch, ihr das zu lehren und zu commentiren; vielleicht gelingt es Ihnen besser!

An Henriette Herz.

Stolp, den 10ten August 1802.

Den Nachrichten von Frommann wegen des Platon sehe ich mit Furcht und Schrecken entgegen, denn, wenn Schlegel ihn wieder sitzen läßt und er also den Platon aufgiebt, so ist mein schönes Projekt, dies Jahr noch einen Theil meiner Schulden zu bezahlen, verdorben und ich werde übel genug daran sein. Freilich werde ich Himmel und Erde bewegen, um mir dann für mich allein einen Verleger zum Platon zu verschaffen, aber darüber geht auch im besten Falle ein halbes Jahr wenigstens hin. Unverantwortlich wäre es von Friedrich, aber ich vermuthe es fast. Von ihm weiß ich noch nichts, ich hoffe nun durch Sie, vermittelst Veit, bald etwas zu hören. Fleißig bin ich ziemlich gewesen. Morgen werde ich mit der ersten Bearbeitung des Sophisten fertig, eines der fruchtbarsten Gespräche,

worin mir aber nur zwei sehr schwere und verdorbene Seiten bis jetzt etwas unverständlich geblieben sind, und welches ich — wenn mir über diese auch noch ein glückliches Licht aufgegangen ist — so klar machen zu können glaube, als nur irgend etwas dieser Art gemacht werden kann; wie ich denn überhaupt täglich besser den Platon verstehen lerne, so daß mir darin nicht leicht Jemand gleichkommen möchte. Das Prophetische im Menschen und wie das Beste in ihm von Ahndungen ausgeht, ist mir aus diesem Beispiel ganz auf's Neue klar. Wie wenig habe ich den Platon, als ich ihn zuerst auf Universitäten las, im Ganzen verstanden, daß mir oft wohl nur ein dunkler Schimmer vorschwebte, und wie habe ich ihn dennoch schon damals geliebt und bewundert, und wie habe ich über Kant, den ich damals auch etwa mit ebensoviel Glück und Kraft studirte, ganz dasselbe Gefühl gehabt von seiner Halbheit, seinen Verwirrungen, seinem Nichtverstehen Anderer und seiner selbst, wie jetzt bei der reifsten Einsicht.

An Eleonore Grunow.

Stolp, den 19ten August 1802.

Ja wohl, meine liebe Freundin, thun Sie etwas Gutes und Schönes, wenn Sie an mich schreiben. Sie können es getrost unter die guten Werke zählen, und ich hoffe auch unter die Thaten der Freude und der schönen Muße. Denn Freude muß Ihnen das Gefühl machen, wie Sie mir wohlthun, und giebt es eine schönere Muße, als die innige stille Selbstbeschau=

ung, das freie Spiel Ihrer tiefsten Gefühle, dem Sie sich überlassen, wenn Sie an mich schreiben? Sie haben Recht, daß uns alles Gute geworden ist, was nur die Kinder des Höchsten erwarten können. Denn vereinigt sich nicht auch bei dieser traurigen Entfernung alles Schöne und Gute in unsrer Verbindung? Ich erfreue mich jetzt recht meiner schweigsamen Natur. Wenn ich einen Brief von Ihnen lese, ist mir, als wäre ich bei Ihnen — denn that ich oft viel mehr, als Ihnen zuhorchen und mich weiden an meiner inneren Freude über Sie? Das thue ich jetzt auch, ja auch an den Thränen habe ich meine Freude, deren Spurn mir nicht entgehen. Ich sehe noch, wie groß und klar, gleich dem Gefühl, aus welchem sie entsprungen sind, sie in Ihren Augen geglänzt haben und wie majestätisch still sie sich dann plözlich herunterstürzten auf Ihre Wangen. Genießen Sie ihn recht, den Reichthum von Gefühlen, der jetzt in Ihnen ist — er gleicht einem Moment in einem großen musikalischen Kunstwerk, worin der Unkundige die widersprechendsten Töne zu vernehmen glaubt, worin aber doch alles Harmonie ist, eine Harmonie, die gewiß jedem noch lange nachklingt, der nur alle Töne vernommen hat, und wer das nicht kann, dem würde gewiß, wenn ihm der Sinn nicht versagt ist, jeder einzelne wohlthun, wenn Sie sie ihm nacheinander mit Ihrer süßen Hingebung wiederholen wollten. Auch sorgen werden Sie nicht zuviel, sondern ruhig, wenngleich in Schmerzen, abwarten, welche Seite Ihres Gefühls die nahe Zukunft zuerst gewaltig berühren wird. — — —

— — Sagen Sie mir doch, ob Sie schon als Kind recht viel Gefühl gehabt haben! Es sollte mich wundern, wenn das so wäre, und ich würde Sie dann ganz auf's Neue bewundern, daß Sie über das Falsche so glücklich Herr geworden wären! Ich kann es von mir verneinen; das erste, was sich entwickelte, war unmittelbar das religiöse; ich kann mich noch seiner ersten Regung entsinnen auf einem Spaziergange mit meinem Vater. Er ließ es mir nie aus den Augen, nachdem er es zuerst entwickelt hatte, und so war es kein Wunder, daß er mich mißkannte, als ich eine Gesellschaft verließ, in die er mich mit vieler Zuneigung und großen Hoffnungen und nach meinem eignen Wunsche gebracht hatte, um es mir zu retten gegen die vereinigte Macht der Welt und des skeptischen Verstandes, die er nicht in mir verkannte. Er hielt für das Treiben eines eitlen Herzens, für die verderbliche Sucht, in den Abgrund des Skepticismus zu stürzen, was in mir nur Wirkung des Wahrheitsgefühls war, ohne alle Lust oder Unlust zu dem, was nun kommen würde. Das eitle Wesen in der Welt fürchtete ich, weit entfernt es zu lieben, und hätte ich einen andern ähnlichen Winkel gewußt, wie die Herrnhuter, ich wäre lieber dorthin gegangen. So habe ich auch auf der Universität gelebt und hernach wie ein ächter Herrnhuter, ohne mich um mein Schicksal zu bekümmern, und wenn mein Onkel nicht gewesen wäre, ich glaube, ich wäre buchstäblich niemals auf den Einfall gekommen, zum Examen zu reisen, damit ich auch die Anwartschaft bekäme auf ein Amt. — Da haben

Sie ja ein ganzes Fragment von meiner Lebensgeschichte, und ein nicht unbedeutendes; ja ich habe darüber wider meinen Willen dieses Blatt angefangen, welches ich abschneiden wollte. Nun plaudre ich aber gern noch ein Endchen weiter. Zuerst lassen Sie sich noch ein Zeugniß mittheilen oder vielmehr eine Schilderung, die, ich weiß nicht mehr wer, meinem Vater von mir gemacht hat, als ich auf der Universität war. Er theilte sie mir hernach mit und ich begreife noch jetzt nicht, wer mich damals so genau gekannt haben kann, da ich fast mit Niemandem umging. Ich wäre, hieß es, in meinem Aeußeren sehr nachlässig, hätte ganz das Wesen eines in sich gekehrten Menschen an mir, cynisch in meiner ganzen Lebensart, für mich sehr genügsam, aber in Gesellschaft, und meinen Freunden zu gefallen, Alles aufopfernd, auch das Nothwendigste; fleißig für mich, aber nur sehr stoßweise, und immer ein schlechter Besucher der Collegien, die ich zu verachten schiene; übrigens die Verborgenheit fast geflissentlich suchend; aber wenn ich unter die Vornehmen und Reichen käme, so, als wäre ich Beides noch mehr als sie; kalt und stolz gegen alle Höheren, und vorzüglich gegen meine Lehrer und Vorgesetzten. — Kennen Sie mich in diesem Gemälde? Einige fremde Züge hatte es wohl, wie jedes Bild, weil der Zeichner nicht immer denselben Gesichtspunkt mag gehabt haben, aber sehr viel Aehnliches war doch darin. Nur müssen Sie bedenken, daß damals noch sehr Vieles tief in mir schlief. Ich hatte schon damals einen so richtigen Tact für das Falsche, Gemeine, Halbe und Verkehrte in allen Din=

gen, aber das Rechte hatte ich noch nicht gefunden. Die Kunst und die Frauen kannte ich noch gar nicht. Für die letzteren ging mir der Sinn erst in dem häuslichen Cirkel in Preußen auf. Dieses Verdienst um mich hat Friederike [Dohna] mit in die Ewigkeit genommen, und es wird, hoffe ich, nicht das geringste sein, was ihr schönes Dasein gewirkt hat. Und nur durch die Kenntniß des weiblichen Gemüthes habe ich die des wahren menschlichen Werthes gewonnen.

An Henriette Herz.

Stolp, den 19ten August 1802.

Mit meinem Reichthum, meine herzlich geliebte Jette, das hat seine volle Richtigkeit. Glaube nur, ich halte gutes Buch darüber und Du glaubst nicht, wie ich meine Freude habe an jedem Zuwachs, der, dem Himmel sei Dank! — grade seit dem Punkt meiner Verwe[a]isung (die beiden Lesarten sind gleich richtig) so gesegnet gewesen ist. Denke nur an Reimer, an Dein immer näheres Verhältniß mit Leonore, an Lotten's Liebe zu ihr und an den schönen Anfang, den sie gemacht hat in meinen ganzen Kreis hineinzutreten. Denkst Du, daß ich das Alles nicht fühle? und daß es mich nicht glücklich macht? Nein, so schlimm steht es nicht mit mir, und ich sage mir recht oft, daß es wohl wenige glücklichere Menschen geben mag als mich. Aber kann nicht auch der reichste Mensch einen augenblicklichen Mangel haben, wenn er nun grade Alles



A. W. v. Schlegel

auf Zinsen gethan hat? Siehst Du, das ist grade mein Fall und hier ist kein Geld zu haben, und alle Prozente, die ich böte, würden nichts helfen. Es kann mir Niemand helfen als Ihr, indem Ihr mir recht fleißig Rimessen schickt. Und ich habe ja seit Deiner Rückkunft alle Ursache Dich zu loben. Nur Dein Wundern begreife ich nicht an Etwas, das Du nicht nur lange kennst, sondern das auch so tief in meiner innersten Natur liegt. Oder liegt das nicht in meiner Natur, daß ich kein unabhängiges Dasein habe? Daß alle meine Thätigkeit ein Produkt der Mittheilung ist? und daß sie also nur mit dieser in Verhältniß steht? Für alles, was ich thun soll, kommt es darauf an, daß ich lebendig afficirt werde und Eure Briefe helfen nicht nur meinem Sein, sondern auch meinem Wirken mehr als irgend etwas; ja sie allein sind es, an die ich mich halten muß und ohne die auch alles Gefühl meines Reichthums grade zum Wirken und Arbeiten nichts helfen könnte.

An Henriette Herz.

Stolp, den 6ten September 1802.

Nach der neuesten Ordnung der Dinge, liebe Jette, ist heute Dein Geburtstag und ich will ihn eben in der stillen Abendstunde einsam mit russischem Thee feiern und mit vielen treuen und guten Gedanken an Dich und über Dich. Es ist der erste solche Tag seit unserer Trennung, wie viele wird es geben? Wie lange wird sie dauern? wie wird sie sich enden? und

was wird von unsern schönen Entwürfen für die ferne Zukunft in Erfüllung gehen? Doch daran will ich eigentlich gar nicht denken; diese stumme verschleierte Person soll sich nicht zwischen uns drängen, sie macht doch immer einen wunderlichen Eindruck, und man verstummt mit ihr. Laß uns lieber an Zeit und Raum gar nicht denken, sondern nur an uns und was uns das liebste ist. Dieses Innere und Wahre wird und muß noch immer schöner und vollkommner werden. Ja, laß es uns stolz und froh gestehn, daß es nicht viele solche vereinigte Kreise von Liebe und Freundschaft geben mag, als den unsrigen, der so wunderbar zusammengekommen ist, fast aus allen Enden der moralischen Welt. Alle sind meiner Seele in diesem Augenblick gegenwärtig, welche gemeinschaftlich dazu gehören. Mögen sie sich alle noch enger um Dich, jeder nach seiner Weise und seinen Gaben des Geistes und des Herzens, vereinigen. Heute habe ich einen bedeutenden Fortschritt in der Kritik der Moral gemacht; ich habe den ganzen Plan vollständig entworfen und mir für jeden Abschnitt ein eigenes Heft gemacht, in welche ich nun die bereits gesammelten Materialien nach und nach eintrage, wobei sie auch schon etwas an Ausbildung gewinnen, und nun kann ich bei dem weiteren Lesen und Sammeln gleich genauer auf die Stelle Rücksicht nehmen, die ein Jedes bekommen soll, wodurch denn Alles sehr erleichtert wird. Aber freilich, ich habe doch noch Kant's Tugendlehre, Fichte's Sittenlehre, manches vom Platon und die letzte Hälfte des Spinoza zu lesen; das will etwas sagen. Ueberdies

wäre es eigentlich meine Schuldigkeit, noch die beiden Werke des Helvetius zu lesen, wenn ich sie nur zu bekommen wüßte. Ich habe deshalb nach Danzig geschrieben, zweifle aber an dem Erfolg; weißt Du sie mir etwa auf ein paar Wochen zu schaffen? die Kritik soll übrigens wohl ein ganz gutes Buch werden, und so künstlich, daß Niemand, selbst nicht ein kritisches Genie wie Friedrich, meine eigene Moral daraus soll errathen können, so daß diese den Leuten noch vollkommen neu sein wird. Gott gebe seinen Segen zur Vollendung. Mit Zittern und Zagen sehe ich jetzt posttäglich einem Briefe von Frommann entgegen. Hat Friedrich kein Manuscript, oder vielmehr nicht Alles geschickt, so ist es mit dem gemeinschaftlichen Platon zu Ende, zu meinem großen Schmerz. Läßt sich dann Frommann auf mein Anerbieten nicht ein, so werde ich traurig sein. Läßt er sich darauf ein, so graut mir vor der Arbeit, in die ich dann versunken bin, und grade diesen Winter, wo ich recht viel Zeit haben sollte für die einsame Freundin. Wenn ich aber dann diesen Winter nicht Wunder thun lerne, so lerne ich es nie. Die Zeit auskaufen ist doch eine große Kunst, ich möchte sagen die wichtigste in diesem irdischen Leben — nächst der Kunst zu lieben — denn es beruhen alle anderen auf dieser.

An Henriette Herz.

Stolp, den 22sten November 1802.

Ich habe diesmal meinen Geburtstag zwei Tage lang gefeiert und gewiß, die Freude und der Schmerz

verdienten jeder seine ganze Feier. — — — Die Freude ist mir heute gekommen durch Eure Briefe, und wer nicht geschrieben hat von meinen Geliebten, ist mir doch eben so nah und gegenwärtig gewesen. Lieben Kinder, sagt mir nur, ob es einen reicheren und glücklicheren Menschen giebt als mich, so geliebt von solchen Menschen, und so viele, wahrlich eine ganze Schar. Ich weiß recht gut, daß unter allem lieben und guten, was auch Du mir sagtst, viel schönes und zu schönes ist; aber ich nehme es eben doch recht gern hin, weil es die Liebe verschönert hat. Wie habe ich Dich umarmt in Gedanken, meine liebe einzige Jette, und auch nicht ohne Thränen, ja Du wirst mir immer bleiben mit Deiner Liebe und Treue, Du und Alle; das hoffe ich nicht zu erleben, daß ich irgend eine Seele, die mir so nahe gewesen ist, anders verlieren sollte, als durch die Hand der Natur. Die Treue, liebe Jette, ist wohl nichts eigenes und besonderes, wo die Liebe reif und besonnen gewesen ist; nur für ein unvollkommneres Verhältniß, als alle die meinigen sind (die von der ersten Klasse meine ich), kann die Frage danach sein. — —

An Henriette Herz.

Stolp, den 26sten Januar 1803.

Gott, meine einzige Jette, wie unerwartet schnell ist das über Dich gekommen! welche sonderbare kritische Zeit, die unser aller Leben so gewaltsam plötzlich durcheinander schüttelt. Bedenklich sehe ich dem Schicksal

in's Auge, was es uns wohl daraus bereiten will; aber noch verräth es sich mir mit keiner Miene. Mit dem Ernst hast Du Recht. Alles was so tief in's Leben eingreift, muß ernst machen. Wieviel mehr noch der Tod und besonders dieser; denn Herzen's Verhältniß zu Dir und Deinem Leben war ein vielfaches und wunderbar verschlungenes. Ich will Dir nicht zu viel auflegen auf den Grund Deines Bekenntnisses, daß Du fertig in Dir warst über alles; es giebt ernste Eindrücke und Wirkungen der begleitenden Umstände, über die man nicht vorher fertig sein konnte, und diese walten immer zuerst. Laß sie ruhig ihr Recht behaupten. Dein Fertigsein und Deine Ruhe bleibt Dir unter ihnen doch unversehrt. Wissen aber möchte ich gern Alles, wie es Dir ergangen ist und was Dich bewegt. Schreibe mir doch, so viel als Dir unter den mancherlei Verwirrungen möglich ist. — —

An Henriette Herz.

Stolp, den 25sten Mai 1803.

— — Warum soll ich es denn grade machen, daß Reimer Dir seine Frau bringt, warum kannst Du es nicht bei der ersten Gelegenheit, die sich darbietet, ganz ungezwungen und simpel? ich denke auch, es wird schon geschehen sein, ehe ich an Reimer schriebe. Die Frau wird Dir gefallen, wenn Du sie erst kennst. Es ist eine höchst kindliche Seele, und ja nicht etwa die leere Unschuld, aus der ich mir nicht viel mache, wie

Du weißt, sondern sie hat Tiefe genug. Thue mir doch die Liebe und stelle dies allein an. Es würde mir wirklich eine besondere Freude sein. — — Denke Dir, daß ich neulich bei Gelegenheit, als mich Spalding fragte, ob ich ein Buch geschrieben, das man mir fälschlich zuschreibt, ihm die Lucindenbriefe bekannt habe; ich bin begierig, was er zu denen sagen wird (bei dieser Gelegenheit las ich sie wieder, wie wurde mir dabei zu Muth. Ich bin so weit mit ihm, daß ich gern noch weiter kommen möchte, und mein Glaube an seinen Glauben an mich macht mich dreist. B. aus Königsberg hat sich nun ordentlich in Correspondenz mit mir gesetzt und ist also gewissermaßen als eine Augmentation meines Etats anzusehen. Ach, es hilft mir Alles nichts! ich glaube, Jacobi könnte jetzt plötzlich mein Freund werden, und es würde mich nicht recht freuen. Freude habe ich an nichts! ich jage recht danach, aber umsonst. Einen Plan habe ich gemacht, liebe Jette, und das muß Dich erfreuen, ich fühle, daß mir im Sommer eine Reise recht heilsam sein wird, ja fast nothwendig, um mir etwas Elasticität wiederzugeben. Nach Berlin mag ich nicht, so lange dort Alles im alten Zustande ist, das möchte ich nicht aushalten. — —

An Henriette Herz.

10ten Juni 1803.

Es ist geschehen, liebe Jette, sie hat mich aufgegeben, sie hat gethan, wie Du dachtest, und wie ich

nach allen ihren Aeußerungen, die später waren, nicht erwarten konnte. Es ist recht gut, daß ich ihr diesen Brief, den Du ihr schicken wirst, in der ersten Milde geschrieben habe. Jetzt bin ich nicht so. Gestern Abend stand ich ganz ausgekleidet, im Begriff schlafen zu gehen, mit den Armen auf den Tisch gestützt, zwei Stunden lang; da überfiel es mich in seiner ganzen Bitterkeit und Herbe. Aber die Unglückliche, sie wird doch auch das hören müssen. Sie fühlt schon, daß es ihr das Leben kostet und sie wird auch bald sterben. Ich kann ordentlich wünschen, daß sie eher stürbe als ich; denn wenn sie meinen Tod erlebte, würde sie wieder eine andere Reue anfallen. Sie mag sich sputen, denn Gram und Aufregung werden auch mir bald zu Gift werden. Noch habe ich wenig an mich gedacht, aber wenn es kommt, überfällt mich ein kaltes Grausen. Was soll hier aus mir werden! — — hier brennt mir die Stelle unter den Füßen. Dann graut mir vor dem liebeleeren, beruflosen, Gott und Menschen höhnenden Leben eines Hagestolzen. Ich muß mich anschließen an ein Hauswesen, muß helfen eine Familie bilden und Kinder erziehen. Hier ist keins so. Nach Berlin sehne ich mich — da könnte ich auch den armseligen Beruf des Gelehrten noch besser treiben — ja sehr armselig kommt er mir vor, wenn die Würze der Liebe fehlt, wenn sich die Geliebte des Herzens nicht bewegt unter den Büchern und Papieren. Wenn sie Dich nicht scheut, wenn sie Dich sucht, liebe Jette, so wahr Du mich liebst, sei ihr liebevoll und mild, öffne ihr Deine Brust, laß sie ihre tiefe Schmerzen

aushauchen daran, und laß sie es nicht entgelten, daß sie Deinen Freund unbeschreiblich elend gemacht hat. Ja, liebe Jette, wenn wir auf dem Felsen stehen werden am Meere, wirst Du einen Unglücklichen neben Dir haben, dem bis auf Dich und ein paar andere Menschenherzen alles so einerlei ist hier oben und so öde wie dort unten. — — Ich kann nicht mehr, liebe Freundin, ich zerfließe in Seufzer und Thränen. O weh und es ist erst Morgen! — bleibe mein Trost und meine Stütze, halte mich so lange Du kannst, so hoch es geht. Könntest Du nur auch ihr etwas sein, ihr, die tausendmal unglücklicher sein wird, als ich.

An Henriette Herz.

Stolp, den 21sten Juni 1803.

Endlich, liebe Jette, befinde ich mich in dem glücklichen Zustande, zwei große, ordentliche Briefe von Dir vor mir zu haben. Wenn ich nun nur gleich wüßte, womit ich anfangen sollte; denn es ist gar viel darüber zu sagen. Am besten wohl mit Dir, denn das ist doch das wichtigste. Wenn ich Dir zuerst das sagen soll über Dich, was am weitesten von aller Vernunft entfernt ist, so ist es dieses, daß es mir ordentlich harmonisch vorkommt, daß auch Du ein inneres Leiden davon getragen hast von dem herben Schlage, der uns Alle getroffen hat. Es ist so ein schönes Unisono mit mir in dem: „wenn ich recht in mich hineingehe, möchte ich immer weinen“ und dann: „mir ist, als könnte ich

nie wieder so werden, wie ich war," daß es mir recht wohl that als Uebereinstimmung. Ist doch auch viel Uebereinstimmung in den Gründen. Aber, liebe Jette, wie kannst Du nur thun, als wäre es mir etwas unbekanntes, was es sein muß, den eigentlichen Geliebten verlieren durch den Tod? Ist denn nicht mein Verlust viel schlimmer als der Tod? ich versichere Dich, ich wollte weit ruhiger sein, wenn Eleonore gestorben wäre. Freilich würde ich auch mein Leben überflüssig finden und mir den Tod wünschen, wie jetzt; aber es würde doch anders sein. Mein Leben würde doch bis dahin einen Character haben, den es jetzt nicht haben kann. Ein rechtes verwittwet-sein giebt ein schönes, schwermüthiges Leben, das recht ausdrucksvoll sein kann. Jetzt ist aber mein Leben ganz zerfahren, unstät und nichtig. — Aber sieh' nur, wie ich von Dir auf mich gekommen bin. Doch ich bin gleich wieder bei Dir. Denn das ist es eben und Du mußt es nicht für bloße Vernunft nehmen, denn es ist doch die ganze Seele drin — Du mußt sobald als möglich suchen Deinem Leben einen bestimmten Charakter zu geben, und zwar nicht einen bloß speculativen, wie Dein Griechisch und alles wissenschaftliche, sondern einen recht praktischen. Du mußt Dir bestimmte Zwecke vorsetzen und einen bestimmten Wirkungskreis. So weit hatte ich es wirklich gebracht, als ich in Berlin war. Ich wußte genau, was ich allen Menschen sein wollte, mit denen ich lebte, und ich habe einen großen Theil davon wirklich erreicht. Nur muß keine Art von Despotismus dabei sein, wozu Du einige Anlage

hast, sondern, was Du den Menschen sein willst, muß ganz nach ihrem Sinne sein; nämlich nach ihrem besten Sinne, mit und für sich selbst. — — Was Deine Anlage zum Despotismus betrifft, so habe ich noch heute in meinem alten Gedankenbuch folgendes darüber gefunden: „das Menschen hüten und regieren wollen, ist doch ein gar tiefer und eingewurzelter Fehler. Ich habe ihn noch neulich wieder bei J. bemerkt und sie sah nicht einmal das Unrecht davon ein. Davon bin ich nun ganz bestimmt frei.“ Ich weiß jetzt die Gelegenheit nicht mehr, gewiß aber habe ich, wenn auch nicht gleich so doch später, mit Dir darüber geredet. —

— — Hätte ich das schreckliche ahnden können, was geschehen ist, so würde ich gesucht haben die Stelle in Erlangen zu bekommen und vielleicht noch am Ende meine Sehnsucht nach den Rheingegenden gestillt haben. Jezt werde ich wohl hier bleiben und weiß schon das Gewölbe, in dem meine Leiche stehen wird; und hier, liebe Jette, wirst Du mich nicht besuchen, außer dem letzten Besuch des Gelübdes. Mein schlechtes Hauswesen wird mir von Tag zu Tag unausstehlicher, und ich wollte nur, ich hätte Geld genug, um meine älteste Halbschwester herkommen zu lassen, aber das kann ich gar nicht absehen. In guten Stunden mache ich jetzt von weitem Pläne zu Dialogen, zu Novellen (nicht zum Roman) und zu einer Komödie auf Fichte, die aber schwerlich fertig und nie gedruckt werden wird. Gute Nacht, liebe Jette, es ist Mitternacht. Morgen früh das übrige. —

— — Die Braut von Messina kenne ich einiger-

maßen aus dem Freimüthigen und aus dem wenigen ahnt mir schon viel verfehltes. Wird man nicht Goethe's Eugenia bald geben? Die Chöre sind in solchen nordisch-monströsen Versen, wie in Schiller's Balladen vorkommen, und das ist unerträglich. Entweder müssen sie ganz antik sein oder Canzonen. Warum sagst Du mir gar nichts vom Spanischen Theater? Die beiden komischen Stücke haben mir großen Genuß gewährt, es sind wirklich Gegenstücke zu Shakspear, so brillant und lebendig und doch so ganz anders; aber der Andacht zum Kreuz habe ich keinen Geschmack abgewinnen können; diese Seite des Katholicismus ist doch offenbar zu roh für die Poesie. Mache doch, daß Du im Griechischen bald einmal Platon's Gastmahl liesest, ich habe es vor einigen Tagen wieder gelesen und es hat mich auf's neue erstaunlich afficirt, ohnerachtet der kezerische Friedrich es nicht für Platonisch halten will. Mit dem Beweise, den Du aus Deinem Journal führen willst gegen Dein Schreiben, lache ich Dich sehr aus. Wenn er bündig sein soll, muß das Journal ganz vortrefflich sein. Denn sieh' nur, liebe Jette, ich will ja, daß durch das Schreiben etwas in Dir werden soll, und nur, wenn Du schon vortrefflich schriebest, könnte ich davon abstehen. Glaube mir nur und folge hübsch. Was Du schreibst, muß aber so subjectiv als möglich sein; immer Darstellung Deiner Ansicht und Empfindungen. Wenigstens ist dies die Haupttendenz, wenn Du auch zur Uebung beim Objectiven anfängst. Spalding wird mir durch jeden Brief lieber; er hofft Dich diesen Sommer von

Zeit zu Zeit in Charlottenburg zu sehen; mache doch, daß es, was Dich betrifft, geschehe. —

An Henriette Herz.

Halle, den 22sten October 1804.

Mein Amt habe ich nun angetreten und zwar gleich alle drei Collegia angefangen. Ich bin ziemlich zufrieden mit mir, besser als ich dachte; was die Studenten sind, weiß ich nicht und von Zulauf ist übrigens gar nicht die Rede. Gemeldet haben sich nur sehr wenige, aber freilich waren weit mehr als die gemeldeten heute drin, von denen indessen viele nur als Neugierige anzusehen sind, die sich wieder verlieren. Du weißt, daß ich den anfänglichen Beifall mehr fürchtete, als wünschte, und so bin ich mit dieser Lage der Sache ziemlich zufrieden. — —

An Henriette Herz.

Halle, den 15ten November 1804.

— — Ich kann Dich nicht herzlich und wiederholt genug bitten, meine liebe einzige Jette, doch nicht so viel in die Zukunft hineinzusehen. Du mußt Dir ja bewußt sein mit Deiner Kraft, daß Du jeden Moment für sich sehr gut ertragen und beherrschen könntest, wenn Dich nicht der Blick auf die künftigen niederdrückte. Dein Leiden entsteht also bloß dadurch, daß Du Dir die Schwierigkeiten kondensirst. Man kann

durch eine Fensterscheibe sehr gut durchsehen, aber durch zehn hintereinander nicht mehr. Ist deswegen jede einzelne undurchsichtig? oder hat man je durch mehr als eine auf einmal zu sehen? doppelte macht man ja nur, um sich zu wärmen; so ist es mit dem Leben gerade! man hat ja nur einen Moment zu leben. Isolire Dir den immer, so wirst Du vortrefflich hindurchsehen, und wenn Du Dir doppelte machst, willkürlich, so sei es nur, um Dich zu wärmen, an sonnigen Aussichten auf Rügen. — —

Alle meine Freunde mögen manchmal gerne ein bischen Rath haben; aber so, daß ich Ihnen zum Trost gereichen kann, das mag ich recht gern. Wenn ich in meiner eigenen Sache auch keinen von Euch verlange, so gebt Ihr ihn mir schon eben dadurch, daß Ihr mein seid.

An Henriette Herz.

Halle, den 15ten August 1805.

Habe ich Dir denn schon geschrieben, daß ich nun auch Goethes Bekanntschaft gemacht habe? Gleich nach meiner Rückkunft sah ich ihn noch eine Stunde bei Wolf, den Tag darauf ging er nach Lauchstädt. Vorgestern war ich auf einem großen Diner mit ihm bei Wolf; gestern haben sie eine kleine Reise zusammen angetreten und nach ihrer Rückkunft will er, glaube ich, noch 14 Tage hierbleiben, wo ich ihn denn hoffentlich mehr sehen werde. Er war gleich das erste Mal sehr freundlich zu mir, aber freilich in's rechte Sprechen bin

ich noch nicht mit ihm gekommen, denn damals war Gall an der Tagesordnung und neulich waren gar zu viel Menschen da. Steffens hat hier drei öffentliche Vorlesungen gegen Gall gehalten, über die man wahrscheinlich wunderlich genug in die Welt hinein urtheilen wird. Schreibe mir doch ja, wenn Du in Berlin etwas darüber hörst. Steffens lacht und meint, ich würde mit meiner letzten Predigt, die auch eine solche Tendenz hatte, ebenso viel Aergernis gegeben haben und ebenso bekrittelt werden.

Halle, den 23sten August 1805.

— — Von Goethe kann ich Dir wahrlich weiter nichts sagen, als ich Dir gesagt. Als Mine Wolf herüberging, ihm zu sagen, ich wäre da, lag er auf dem Bett und las und sagte: ei das ist ja ein edler Freund, da muß ich ja gleich kommen, und so kam er denn auch bald und nahm mich wie einen alten Bekannten, und ich auch so; denn man kann das sehr bald. Worüber ich am liebsten mit ihm spräche, darauf bin ich noch nicht gekommen; er war eben damals von Gall und Schiller voll und das zweite Mal waren zu viel Leute da, als daß ich mich hätte besonders an ihn machen sollen. Ich hoffe Dir aber bald mehr zu sagen, wenn ich ihm anders nicht mißfallen habe; er soll gestern mit Wolf zurückgekommen sein. Die, welche Goethe früher gekannt haben, sagen übrigens fast einstimmig, daß er sich sehr zu seinem Nachtheil verändert habe, in eben dem Sinne, wie man das von seinen Werken und seinen Kunstansichten sagen kann. Aber wie seine

Werke immer noch etwas herrliches sind, so ist er doch noch eine der edelsten und liebenswürdigsten Gestalten, die man sehen kann.

Den 26sten.

Goethe ist gestern Abend mit Wolf zurückgekommen und heute bin ich schon hingebeten, und zwar ohne andere Gesellschaft; da wird sich also mehr reden lassen und nächstens sage ich Dir auch etwas mehr. Goethe ist übrigens gar nicht so für Gall, daß uns das irgend trennen könnte; Du kannst ja auch leicht denken, daß ich nicht gradezu gegen Gall auf der Kanzel geredet habe, aber wohl gegen die schlechte Gesinnung, die sich durch das Einzelne offenbare, und dies gelte sowohl von der Menschenkenntniß, als von dem Einwirken auf die Menschen, als auch von dem Urtheil über die Menschen. Du siehst vielleicht schon hieraus, daß nichts einzelnes besonders auf Gall ging, sondern eben im gleichen Sinne die ganze Predigt. Die Leute deuteten aber einzelne Ausdrücke ganz besonders, die ebenso gut auf jeden Physiognomiker alten Schlages gehen konnten, als auf Gall. Hätte ich Zeit, so schriebe ich Dir die ganze Predigt auf.

(Ohne Datum.)

— — Wegen Louis Börne hast Du etwas Recht und er etwas Recht und ich gar nicht Unrecht. Freundlich bin ich ihm übrigens immer, aber gleichgültig ist er mir sehr. Wie soll man mehr Interesse an einem

Menschen nehmen, als er selbst an sich nimmt? Er fängt gar nichts mit sich selbst an, vertändelt seine Zeit, versäumt seine Studien, ruinirt sich durch Faulheit und sieht das selbst mit der größten Gelassenheit an und sagt nur immer, es wäre ihm nun einmal so, und wenn er sich zu etwas anderem zwingen wollte, so wäre es ja dann doch nicht besser. Wie kann man auf einen Menschen wirken, der sich so den Willen selbst wegräsonnirt. Ich weiß nicht, ob er untergehen wird; manche Natur rettet sich aus diesem Zustande; aber in diesem Zustande ist nichts auf ihn zu wirken und kein Theil an ihm zu nehmen. Dabei ziert er sich noch und ist falsch. So hat er sich z. B. gegen mich angestellt, als ginge er höchst ungern nach Frankfurt und fürchte sich dort vor der schrecklichsten Langenweile. Dagegen versichert mich die Reil, er habe sich gefreut darauf wie ein Kind. Wie er klagen kann, daß er trübe ist, begreife ich wohl, aber nicht, wie Du es als Klage aufnehmen kannst. Was hat ein gesunder junger Mensch, dem nichts abgeht, trübe zu sein. — Aber Trübsinn kommt aus seiner Unthätigkeit, die ihn schlaff macht. Du kannst ihm das Alles schreiben; ich sage es ihm auch selbst, wenn er wieder kommt. Schade ist es um ihn, wenn er in diesem Gange bleibt, aber helfen kann ihm niemand, wenn er sich nicht selbst hilft. —

(Ohne Datum.)

— — Mit Louis Börne und mir, liebe Jette, wäre es, wie wir beide sind, nichts geworden. Er liebt und

hätschelt seine Faulheit und Eitelkeit, und will von allen Menschen entweder gehätschelt werden oder hochmütig über sie wegsehen. Das letzte kann er nicht über mich und das erste kann ich nicht gegen ihn; denn Faulheit und Eitelkeit sind mir an jungen Leuten ekelhaft und verhaßt. Auf diese Weise ist er eigentlich von mir abgekommen. Ein interessanter Mensch, wenn Du es so nennen willst, kann er wohl immer bleiben; aber weiter, glaube ich nicht, daß er etwas wird; zumal ich auch nicht einmal ein entschiedenes tüchtiges bestimmtes Talent an ihm bemerkt habe, auf welches ich meine Hoffnung sezen könnte, daß es Herr über ihn werden und ihn durcharbeiten werde. — —

Schleiermacher an Ehrenfried und Henriette v. Willich.

Den 18ten October 1805.

Vielleicht weißt Du das schreckliche schon durch die Herz, welche unerwartete Wendung Eleonorens Gefühle genommen haben. Ich weiß nicht, ob sich irgend Jemand meinen Zustand denken kann; es ist das tiefste ungeheuerste Unglück — der Schmerz wird mich nicht verlassen, die Einheit meines Lebens ist zerrissen; was sich aus den Trümmern machen läßt, will ich daraus machen. —

Bange war mir um Nachrichten von Dir, liebe Tochter, schon früher, noch mehr seit jener schrecklichen Nachricht, ich meinte, nun müßte überall ein Tragisches

auf das andere folgen. Gott Lob, unsre Freundin Herz schreibt mir so eben von Deiner glücklichen Entbindung. Ich fühle die Freude tief mitten in meinem Unglück, aber ich habe noch keine Worte dafür. Dein schönes Bild mit dem süßen Kinde wird oft zur Erquickung vor mich treten. Grüße Alle — schreiben ist mir wie in den Tod gehn, ich kann es gar nicht.

An Henriette Herz.

Halle, den 17ten Januar 1806.

— — Ueber die Weihnachtsfeier hast Du mir noch so allerlei geschrieben, worüber ich Dir auch etwas sagen möchte. Wenn das Kind altklug ist, so ist das sehr gegen meinen Willen und aus reiner Ungeschicktheit. Denn, wie er vor mir stand in der Phantasie, hatte es dergleichen nichts an sich, sondern war rein kindisch. In der Replik an Anton wollte ich nichts darstellen, als das Verhältniß von zwei Kindern, die gewohnt sind sich zu necken; Anton sollte da etwas altklug sein, wie überall. Von den Erzählungen sagt Steffens, daß sie ihn am meisten überrascht hätten, weil er doch nichts dergleichen von mir gekannt hätte. Auch sind es allerdings die ersten und ich schöpfe etwas Hoffnung daraus, daß ich die Novellen, die ich im Sinne habe, wohl würde schreiben können, wenn ich dazu käme. Platonischen Geist kann ich der ersten Rede gar nicht zugestehen, da sie ja ihrer Natur nach eigentlich frivol ist; Platonische Form wohl; die ist

aber ebenso gut in der dritten. Bei einer flüchtigen Wiederlesung ist mir vorgekommen, als ob die zweite nicht eigenthümlich genug heraustrete, sondern sich zu sehr in die dritte hinein verlöre, was meine Absicht gar nicht war. Aber ich weiß wohl, daß ich, als ich sie schrieb, grade am übelsten gestimmt war. Ueberhaupt muß man doch viel darauf rechnen, daß von dem ersten Gedanken bis zu dem lezten Buchstaben nur drei Wochen verflossen sind, während deren ich doch auch immer mit meinen Kollegien zu schaffen hatte. Daß Du mich nicht früher an der Kathen, am Churchill und andern solchen Kleinigkeiten erkanntest, hätte mich fast wundern können. — —

Alexander von Humboldt an Henriette Herz.

Berlin, den 23. Sept. 1806.

Ich bin ganz betrübt, meine theure, daß ich Sie gegen meinen Willen belogen habe. Ich vergaß, als ich Ihnen zu kommen versprach, daß des vortreflichen Schleiermachers Ankunft in die Aequinoktialwoche fällt, der (— ?   ) wo ich nächtlicher magnet. Beobachtungen wegen nicht Herr meiner Zeit bin. Ich fühle mich durch 6—8 nächtliche Wachen dann etwas geschwächt und wage es nicht (— ?   ) zu unternehmen, da ich mich so lange nicht von meinem Magneten trennen kann.

Das ist Wirkung der Vernunft, Streit dieser mit

dem Gefühl. Denn für lezteres wären Sie u. Ihr edler Freund, der bei seiner lezten Anwesenheit den wohlthätigsten Eindruck in mir zurückgelassen hat, ein starker Magnet. Schelten und zürnen Sie nicht

Ihrem

Humboldt.

An Henriette Herz.

Halle, den 4ten November 1806.

Könnte ich Dir nur sagen, wie mir innerlich zu Muthe ist. Meine persönliche Lage, inwiefern sie wirklich persönlich ist, kümmert mich wenig; nur daß ich die gute Nanni zu dieser unglücklichen Zeit herbringen mußte, schmerzt mich. Aber meine zertrümmerte Wirksamkeit, welche wahrscheinlich nie wiederkehrt, die Schule, die ich hier zu stiften im Begriff war, und von der ich mir so viel versprach, plözlich zerstört, vielleicht die ganze Universität, die sich so schön zu heben anfing, zersprengt — und dabei der bedenkliche Zustand des Vaterlandes, welches unter manchen Gebrechen so viel Köstliches aufbewahrt — Liebe, Du kannst Dir schwerlich denken, wie mich das ergreift, und wie ich mich doch auf der anderen Seite ruhig hinsezen kann zu meinem Platon und zu theologischen Arbeiten, und manchmal recht tüchtig dabei sein, ohnerachtet der ewigen Sehnsucht nach meiner Kanzel und meinem Katheder. Nur manchmal ist es ein fieberhafter Zustand, und viele Tage sind sehr schlecht. Der Gedanke, daß es vielleicht mein Schicksal sein könnte,

lange Zeit nur für die Schriftstellerei und von ihr zu leben, schlägt mich sehr nieder. Hier halte ich das gewiß nicht lange aus, und darum möchte ich gerne fort, sobald das Schicksal der Universität mir nichts mehr zu hoffen übrig läßt. Zunächst zu Dir; aber ohne öffentliche Geschäfte könnte ich auch in Berlin nicht leben, sondern ich müßte weiter wandern nach Preußen oder nach Rügen, und das ist der schönste Traum, der mir für diesen Fall übrig bleibt. Unsere gänzliche Unwissenheit über die Lage der Dinge seit der Besitznahme von Potsdam und Berlin ist etwas schauderhaftes und recht gemacht den Muth zu lähmen und die lezte Kraft auszusaugen. Wie ich oft nicht wußte, was Eleonore that in kritischen Augenblicken, sondern nur lieben konnte und hoffen, so weiß ich auch jezt nicht, was das Vaterland thut. — Sollte das auch sich und mich so ganz verlassen, wie sie mich? Bisweilen denke ich, es kann noch Alles gut werden, gut, herrlich und glorreich; aber es gehört Besonnenheit und Geschick dazu, und wird es an beidem nicht fehlen? Gestern hatte man Gerüchte von einer zweiten verloren gegangenen Schlacht, die viel zu bald und viel zu nahe wäre gewagt gewesen; ich hoffe es ist ungegründet. Schreibe mir doch recht bald, wie es Dir ergangen ist und unsren Freunden. Ich hoffe, Ihr habt gar nicht gelitten, und Theuerung und Noth kann auch in Berlin kaum so groß sein als hier. Wir leben hier so armselig als möglich, eigentlich mehr als möglich. Denn durch den Mangel an Wein und die überwiegende vegetabilische Nahrung leidet meine Gesundheit, und alle meine

alten Beschwerden kommen zurück. Holz ist hier gar nicht zu haben; wir brannten am lezten Span und haben zum Glück noch eine halbe Klafter von dem französischen Kommissair bekommen, ohne Geld durch Blanc, der jezt hier als Dolmetscher wichtige Dienste leistet; sonst hätten wir ganz frieren müssen. — — Nanni ist in der neuen combinirten Wirthschaft noch nicht recht zu Hause. Die Maßregel war aber nothwendig; denn ich hatte nur etwas zusammengeliehenes Geld, Steffens aber gar nichts. Hätten wir getheilt, so wären wir beide schlechter gefahren; wir sparen doch Holz, Licht und gewiß noch einiges in der Wirthschaft. —

An Henriette Herz.

Halle, den 21sten November 1806.

— — Nun muß ich doch wenigstens am späten Abend ein paar Worte mit Dir plaudern. Was für zwei Geburtstage habe ich da gehabt! an dem einen hatte ich kurz vorher von der einen Seite Alles verloren, und nun von der anderen! Damals hielt ich mich an meinen Beruf, und hatte an ihm eine Ursache und ein Werk des Lebens, nun ist mir auch dieser zerstört; woran soll ich mich nun halten? Zwar ist er nicht so unwiederbringlich verloren wie Eleonore, aber es ist doch Thorheit, zu hoffen, daß er wieder aufblühen wird, und wenn es nicht mein eifrigster, sondern nur mein zweiter Wunsch ist, daß es möglich sein möchte in der gemeinsamen Sache den Tod zu finden, so

kommt das von einer Anhänglichkeit an die alten Vorsäze und Entwürfe, die ich meistentheils selbst kindisch finde. Doch überrascht mich vielleicht auch bald die Erfüllung jenes Wunsches. Denn wenn das Glück nicht umschlägt, so wird er*) gewiß bald wüthen gegen den verhaßten Protestantismus, und dann wird es vor vielen Anderen mein Beruf sein hervorzutreten. Niemand kann wissen, was ihm bestimmt ist in dieser Zeit! es kann noch wieder Märtyrer geben, wissenschaftliche und religiöse. — Wir leben hier in einem recht schlechten Fieber. Alle Augenblicke kommt einmal eine gute Nachricht, die uns Hoffnung giebt von Oestreich oder Rußland, und dann erfahren wir wieder, daß Alles nichts war. Von unserer eigenen Lage hören wir gar nichts; nur so viel ist wieder höchst wahrscheinlich, daß, so lange der Krieg währt, die Universität schwerlich wieder in Thätigkeit kommt. Doch erscheint es mir als eine Verrätherei, die ich nicht begehen dürfe, nach Bremen zu gehen, und ich weiß gar nicht, was ich thun soll und warte auf die Inspiration des Augenblicks, in welchem ich mich werde entscheiden müssen. Einen eigenen Haß muß Napoleon auf Halle haben. Ob er ihn erst hier bekommen hat oder früher hatte, weiß ich nicht; mir ist aber das erste wahrscheinlicher. Die neue Philosophie hat gewiß keine Schuld daran; denn die ist öffentlich noch so gut als gar nicht von Halle ausgegangen, eher der Freiheitsgeist und das Lautsein der öffentlichen Meinung, wofür Halle immer bekannt war. Auch sind

*) Napoleon.

Spione genug hier gewesen seit mehreren Monaten, die ihm haben verrathen können, wie man gesinnt ist. Nun sagt man, daß die Leipziger Deputirten seinen Haß noch auf eine schändliche Weise gestärkt und vermehrt haben. Man muß solche Niederträchtigkeiten aber freilich nicht eher glauben, als sie bewiesen sind. — — Wenn nur ein guter Geist unseres Königs Entschlüsse lenkt, daß er sich an Alles nicht kehrt und keinen schimpflichen Frieden macht, sondern fest an Rußland hält, das ist das Einzige, woraus uns noch bessere Zeiten hervorgehen können; auch habe ich das ziemlich feste Vertrauen, daß er nicht anders handeln wird. — Das Briefschreiben wird mir jezt ordentlich schwer, ich begreife nicht warum. Willich kann wohl seine Frau nach Rügen schicken, aber er selbst darf doch im Fall einer Belagerung von Stralsund nicht seinen Posten verlassen. Ist Stralsund eingenommen, dann ist freilich Rügen auch hin. Die Zuchtruthe muß nun schon über Alles gehen, was deutsch ist; nur unter dieser Bedingung kann hernach etwas recht tüchtig Schönes daraus entstehen. Wohl denen, die es erleben; die aber sterben, daß sie im Glauben stehen. — —

Ist es denn wahr, daß alle Statuen und alle Kunstsachen und alles persönliche Eigenthum Friedrich des Großen fortgeschleppt wird? tausend Grüße an alle Freunde und auch an die Dohna's; ich freue mich, daß Fritz so brav gethan hat. Wenn alle so gewesen wären! adieu liebe Jette.

Schleiermacher an Ehrenfried v. Willich.

Halle, den 1sten December 1806.

Schon vor einigen Tagen, lieber Freund, hatte ich von unsrer Freundin in Berlin die tröstliche Nachricht, daß sie Briefe von Euch habe und nun kommt Dein kleines Briefchen selbst. Wohl Euch, Ihr Lieben, daß Ihr für jezt noch nicht unmittelbar mit verwickelt seid in den großen Kampf und die Gräuel, die ihn begleiten. Rechnet es für gewonnene Zeit und genießt sie fröhlich, aber seid auch gefaßt; denn wenn nicht eine schimpfliche Knechtschaft das ganze Schauspiel endigen, und eine Barbarei, die viele Generationen hindurch währt, anheben soll, so müßt Ihr doch mit hinein verwickelt werden. Ich habe oft mit Liebe daran gedacht, wenn meine Unthätigkeit länger dauern sollte, so lange zu Euch zu kommen; allein wenn auch jene Aussichten nicht wären, so müßte ich doch darauf Verzicht thun, weil es unüberwindliche Schwierigkeiten haben würde, mich mit allen Hülfsmitteln, deren ich zu meinen Arbeiten bedarf, zu Euch zu verpflanzen.

Ihr wißt, daß Napoleon unsere Studenten vertrieben hat. Von der Ursache wissen wir noch immer nichts gewisses. Sie hatten ein paar Tage vor dem Einzuge der Franzosen, als frische Siegesnachrichten kamen, dem Könige ein Vivat und ihm ein Pereat gebracht; ja sie sollen das während seines Hierseins, als die Truppen auf dem Markte vive l'Empereur riefen, wiederholt haben, was freilich toll genug wäre. Es war hier ein Aufruf erschienen, zum Besten der Armee allerlei zu veranstalten, in welchem harte Ausdrücke

gegen die Franzosen standen, und dieser war von der Universität mit unterzeichnet. Alles dies mag zusammen gewirkt haben. —

Ich habe einen Antrag von Bremen auf's neue. Allein ich bin entschlossen ihn auszuschlagen, weil ich Halle, so lange noch Hoffnung zu seiner Erhaltung ist, treu bleiben will. Müßte der König einen unglücklichen Frieden machen und behielte Halle, bei einer bedeutenden Verminderung seines übrigen Gebietes, so würde ohnedies mancher lieber gehn als bleiben, und ich will dieses schlechte Beispiel nicht geben. Zieht sich aber der Krieg in die Länge, wie ich hoffen möchte, so würde ich lieber suchen interimistisch anderswo in Preußen angestellt zu werden, um nur gleich wieder hier zu sein. Denn mehr als je scheint mir jezt der Einfluß höchst wichtig, den ein akademischer Lehrer auf die Gesinnung der Jugend haben kann. Wir müssen eine Saat säen, die vielleicht erst spät aufgehn wird, aber die nur um desto sorgfältiger will behandelt und gepflegt sein. Lieber Freund, wenn ich Dir beschreiben sollte, wie zerrissen mein Herz ist, wenn ich an den Verlust meines Katheders und meiner Kanzel denke und wenn es mir doch bisweilen einfällt, das Alles könne ganz zerstört sein — das kannst Du Dir kaum denken. Sehe ich weiter in's Große, so bin ich wieder ruhig. Die Verfassung von Deutschland war ein unhaltbares Ding; in der preußischen Monarchie war auch viel zusammengeflicktes unhaltbares Wesen; das ist verschwunden; ob und wie der Kern sich retten wird, das muß erst über seine Güte entscheiden. Ich bin gewiß,

daß Deutschland, der Kern von Europa, in einer schönen Gestalt wieder sich bilden wird; wann aber — und ob nicht erst noch nach weit härteren Trübsalen und nach einer langen Zeit schweren Druckes, das weiß Gott. Ich fürchte nichts als nur bisweilen einen schmählichen Frieden, der einen Schein — und nur einen Schein — von Nationalexistenz und Freiheit übrig läßt. Aber auch darüber bin ich ruhig; denn wenn sich die Nation diesen gefallen läßt, so ist sie zu dem Besseren noch nicht reif, und die härteren Züchtigungen, unter denen sie reifen soll, werden dann nicht lange ausbleiben. So ist es, lieber Freund, über das Persönliche als das Kleinste, über das Nationale als das Größte, bin ich ganz ruhig, so schlecht es auch um beide aussieht — aber was in der Mitte liegt, die Art, wie der Einzelne auf das Ganze wirken kann, die ganze wissenschaftliche und kirchliche Organisation, erfüllt mich mit Sorgen. Auch die lezte! Denn Napoleon haßt den Protestantismus, wie er die Speculation haßt; meine Weissagung in den Reden ist, glaube ich, nicht falsch. Wenn das kommt, Freund, dann laß uns nur auf unsern Posten stehn und nichts scheuen. Ich wollte, ich hätte Weib und Kind, damit ich Keinem nachstehn dürfte für diesen Fall. Zwei Mal habe ich gepredigt in dieser Zeit, vor zwölf Tagen und heut — beide Male, wie Du denken kannst, über die Zeit und ihre Zeichen, nach meiner Art und ohne alle Scheu. Ich wollte, ich könnt es öfter, aber ich habe selten Gelegenheit. In meiner akademischen Kirche habe ich nur vier oder fünf Mal gepredigt, dann kamen die Ferien und seitdem ist sie zerstört.

Von dem Gefecht bei Halle habe ich den ersten Act, wo die Preußen lediglich aus Schuld ihres Anführers eine herrliche Position sehr schlecht vertheidigten und sehr schnell verließen, mit angesehn. Nach dem zweiten wurde ich etwas geplündert, aber das war nur Spaß. — —

Wenn Stralsund sollte belagert werden, so schickst Du wohl Weib und Kind nach Rügen. Ich hoffe, Ihr werdet Euch besser halten als Magdeburg und Küstrin. Schreibe mir doch, wenn Du kannst, wo Brinkmann ist. —

An Henriette Herz.

Halle, den 6ten December 1806.

— — In einigen Tagen erwarte ich mit Gewißheit die Nachricht von einer Schlacht. Ist sie günstig für uns, so kann sie immer noch nicht viel entscheiden, weil er schon zu viele feste Punkte hat. Du weißt doch, daß des Königs Hauptquartier ganz nahe bei Dohna's ist. Die Strenge gegen die Officiere rührt gewiß daher, daß sich keine zu seiner neuen Legion gemeldet haben. Uebrigens bist Du sehr gutmüthig, den Teufel ein verwöhntes Kind zu nennen, und an der Zerstörung einer Universität kann ihm bei seinen Projecten schon genug liegen, wenn er auch nicht so tückisch rachgierig wäre. Daß man bei ihm nicht um Gnade bettelt, ist mir sehr lieb. — — Möchtest Du nur recht viel mit Reicharts sein können, die sich so außerordentlich mit Dir freuen. Adieu, meine Einzige, ich eile von Dir

zu der vertracten Recension des Fichte, die endlich mit Gewalt fertig werden soll. —

An Henriette Herz.

Halle, den 2ten Februar 1807.

Die Schicksale der Menschen, liebe Jette, mußt Du etwas im Großen ansehen. Dann wirst Du in der jezigen Zeit nichts anders finden, als was uns die Geschichte überall darbietet, daß auf Erschlaffung Zerstörung und sterbender Kampf folgt, während dessen, wenn auch nur eine Schlechtigkeit gegen die andre streitet, die bildenden Kräfte des Guten und die Tüchtigkeit des menschlichen Geistes sich entwickeln. In der Geschichte waltet überall derselbe Genius der Menschheit. Die unsichtbare Hand der Vorsehung und das Thun der Menschen selbst, ist eins und dasselbe. Sieht man zu sehr auf das Einzelne, so wird man schwindlig wegen der Kleinheit der Gegenstände. Kannst Du Dich aber dessen doch nicht enthalten, wie es die Weiber selten können, so fasse es nur fest und Du wirst sehen, daß grade hier der Unterschied weit geringer ist, als er scheint, wenn man das Kleine mit dem Großen verwechselt. Was kann der Misere wohl großes begegnen? Es ist wenig Unterschied in ihrem Schmerz und in ihren Freuden gegen sonst. Ja, nicht nur von der Misere gilt das, sondern von jedem Menschen. Mündlich wollte ich Dir das besser demonstrieren. Du kannst aber die Grundzüge davon in einer von meinen

Predigten finden, von der Gerechtigkeit Gottes. Dieser Maßstab ist allgemein für alle Zeiten.

Schleiermacher an Henriette v. Willich.*)

Berlin, den 7ten August 1808.

Liebe, einzige Jette, in Prenzlau konnte ich gar nicht zum Schreiben kommen, und es lag mir nicht genug daran, um es zu erzwingen. Was hättest Du sonderliches von ein paar Zeilen gehabt, die Dir nichts sagen konnten, als daß wir bis so weit glücklich gekommen wären. Nun sind wir seit Freitag Abend um 5 Uhr wieder hier, und wiewohl ich noch nicht wieder gearbeitet habe, hoffe ich doch, daß ich morgen, spätstens übermorgen, recht gründlich hineinkommen werde. Wundre Dich nicht, liebes Herz, daß ich grade mit dieser Nachricht anfange; sie ist mir das Wichtigste für mein Wohlbefinden hier, welches nur auf tüchtiger Arbeit ruhen kann. Die Dreifaltigkeitskirche gehörte zu dem Ersten, was ich deutlich unterscheiden konnte, und so lag mir gleich recht tröstlich das schöne Ziel vor Augen, wohin ich nun zunächst zu streben habe. —

Gott sei Dank, der mir Dich gegeben hat und die Hoffnung auf das schöne Leben, was wir uns noch bereiten wollen, und die herrliche Ruhe, die unsern

*) Im Februar 1807 war Willich am Nervenfieber in dem belagerten Stralsund gestorben. Im Sommer 1808 hat sich Schleiermacher auf Rügen mit der Wittwe seines Freundes verlobt und sie 1809 geheiratet.

Bund hält und trägt, und die Sicherheit, daß es das Schönste und Beste ist, was sich so rein und gleichmäßig in uns gebildet hat. Laß Dich umarmen, recht zärtlich und dankbar, Du süße geliebte Braut, und sei recht ganz mein und hoffe auf schöne Erfüllung, ohne Furcht oder Sorge, denn es wird Alles gut gehn.

Meiner lieben Schwester Lotte habe ich gestern mit ein paar Worten mein Glück gemeldet. Ist es Dir so um's Herz, so schicke mir bald mal ein paar freundliche Worte für sie; das wird ihr große Freude machen. —

Viel Liebe und Vertrauen ist mir hier entgegen gekommen, auch schon in dieser kurzen Zeit, von neuen und merkwürdigen Seiten, und was ich geweissagt habe, daß diesen Winter noch große Verwirrungen in Deutschland losgehn würden, davon sehe ich schon mehrere bedeutende Vorzeichen, seit ich hier bin, und es bewegt mich nun noch mehr und schöner, was ich Dir schon als etwas erfreuliches sagte, daß unser Schicksal recht verwebt ist in das des Vaterlandes, und sollte es geschehn, was ich freilich nicht absehn, aber was doch kommen kann, daß ich mitten in diesen Verwirrungen befangen bin, so sei nur recht gutes Muthes und denke, daß Vaterland, Du und die Kinder meine Loosung sind. Aber laß uns ja recht fleißig schreiben, so lange es noch geht, damit, wenn die Entbehrung anfängt, wir schon eine kleine Sammlung haben von Denkmälern aus dieser neuen Zeit unsers Vereins. Es ist Dir doch immer noch recht wohl? so wohl, so sicher und glücklich als mir? herzliebste Jette, ich weiß, es

kann ja nicht anders sein, denn es ist in Dir ganz dasselbe und auf dieselbe Weise geworden, wie in mir; aber sage es mir doch immer, es freut mich gar zu sehr. Denke auch fleißig aller lieben süßen Augenblicke, die diese schöne Zeit uns so reichlich gegeben hat, und laß sie uns fortsezen, so gut wir es in der Trennung vermögen. Jedes liebe Wort ist mir ein Kuß, und bei jedem Erguß Deines Gemüthes höre ich Dein frommes treues Herz schlagen! —

In Stralsund war ich noch an Ehrenfrieds Grabe und reichte ihm in schöner Zuversicht in die andere Welt hinein die brüderliche Hand zum neuen Bunde; sein Geist ist gewiß mit uns. Grüße und herze die Kinder von mir, an denen meine ganze Seele hängt. Gott behüte und segne Dich, mein liebes theures Kind, und wisse nur, daß ich immerfort bei Dir bin im Geist.

An Henriette v. Willich.

Königsberg, den 29sten August 1808.

Seit Donnerstag Abend bin ich hier in dem Hause meines herrlichen Wedeke, der unerachtet der großen Veränderung vom Land- zum Stadtleben, zu einem weit ausgedehnten Geschäftskreise, doch ganz der Alte geblieben ist, in seinem ganzen Thun und Treiben. Die Freude als ich ankam, so ganz wie vom Himmel gefallen, kannst Du Dir nicht denken; sie war mir im ersten Augenblick etwas peinlich, weil sie meine Ankunft so ganz allein auf sich bezogen, da doch Geschäfte dabei

zum Grunde liegen, von denen ich aber nichts sagen konnte und die ich nun auch, unerachtet sie mir viel Zeit wegnehmen, so unmerklich abmachen muß als möglich. Aber das muß ich nun schon hingehn lassen, weil es nicht anders sein kann. Noch eine Familie aus Halle, eine Gefährtin alles dortigen Elends, freute sich so, daß die Frau, deren Art das sonst gar nicht ist, mir um den Hals fiel und die Freudenthränen ihr und der Tochter ganz nah waren. Außerdem habe ich auch die Königlichen Kinder gesehn und zu meiner Freude recht frisch und tüchtig gefunden; ich habe einige von den bedeutendsten Männern, auf denen die Hoffnung meines Vaterlandes beruht, kennen gelernt und gedenke noch vielerlei mit ihnen zu verkehren. Gern kehre ich aber immer in das liebe Haus zurück und freue mich jeder ruhigen Stunde, die ich hier zubringe, und gedenke bei diesem schönen Leben unsers künftigen mit inniger Freude. Es herrscht hier ein Geist der Liebe, des Frohsinns, der ruhigsten Zufriedenheit mit Allem, Unbekümmerniß um die Welt, herzlicher Freundlichkeit gegen Jeden, der sich ihnen von selbst nähert — — kurz es ist ein kleiner Himmel auf Erden. Das Ganze ist mir nun noch lieber und vollständiger, jezt, da Wedeke mit seiner Thätigkeit mehr und angemessener in die Welt eingreift. Er thut es zwar eigentlich nicht gern genug und eine Art von Schäferleben ist immer noch ein Himmel, den er sich träumt und wünscht; aber das ist doch nur ein Tribut, den er seiner Schwachheit bezahlt, seinem Mangel an Sinn für die großen Verhältnisse, und er thut doch Alles, was er zu thun

hat, recht und tüchtig, und was der Mühe werth ist, mit rechter Lust. Predigen höre ich ihn schwerlich und das thut mir leid; gestern war nicht seine Reihe und künftigen Sonntag, wollen die Leute, soll ich für ihn predigen, was ich eigentlich nur in Beziehung auf den Hof und einige wenige Menschen gern thue. — —

Weißt Du aber wohl, einzige Jette, daß es mir nun schon unendlich lange vorkommt, daß ich nichts von Dir gehört habe? es sind freilich erst 14 Tage, aber wenn solche außerordentliche Dinge begegnen, wie diese Reise und man in einem andern als dem gewöhnlichen Zustande lebt, dann dünkt einem die Zeit weit länger. Ich fahre immer noch fort die Montage zu zählen und feire heut, daß es sechs Wochen her ist, seit ich in dem neuen Leben wandle. Geboren wurde es doch in dem Augenblick, wo Du mir Deine Hand gabst; aber auch die seligen Augenblicke, wo ich es zuerst vorahnend fühlte, rufe ich mir zurück mit der innigsten Freude und Dankbarkeit. Dieselbe Ruhe und Sicherheit, dasselbe innere Glück, mit dem im Herzen ich Dich aus der Laube über den Steg führte, so daß mir wohl niemand angesehn hätte, daß mir etwas großes und außerordentliches begegnet war, ist noch und bleibt in meinem Herzen; aber auch die Sehnsucht, die begeisterte ausgelassene Freude, auch die Wehmuth über unsern Entschlafenen, und dann wieder das herrliche Gefühl seines Beifalls, seines Segens. — Liebes Herzenskind, ich sehe nun hier alle Tage, welch ein herrliches Leben eine Ehe ist, alles Andere so gar nichts dagegen. Und Du willst mir dies Leben bereiten, lange

nicht mehr Gehofftes willst Du mir geben. — Ich sehe so sicher durch alle Stürme, die uns vielleicht noch bis zum Frühjahr bevorstehn, hindurch, daß sich mir auch nie die geringste Sorge naht, und Du, mein tapferes Herz, fühlst gewiß auch so. Der Himmel wird mit uns sein, wie er um uns ist und in uns. — —

An Henriette Herz.

Berlin, den 20sten October 1808.

— — Die kleine Reise, wiewohl ohne die Frauen ausgeführt, war doch recht hübsch. Wir wollten erst zu Fuß gehen, Reimer und ich; weil aber ein Dritter, ein Herr von Lützow, ein Freund von Friz Dohna, ein gar herrlicher Mensch, der über Dessau in Geschäften weiter reiste, sich zu uns gehalten, der Bagage bei sich hatte, die zu Fuß nicht fortzubringen war, so fuhren wir. Steffens und Blanc fanden wir schon in Dessau, und die Freude war, wie Du denken kannst, gar groß. Steffens ist munter und frisch wie er lange nicht war, und so hat er auch Frau und Kind zurückgelassen. Wir waren auch ganz die Alten zusammen und freuten uns der Aussicht auf ein künftiges Zusammenleben und alles dessen, wodurch wir es im Nothfall herbeiführen helfen wollten. Einen ganzen Tag brachten wir, wiewohl im Regen, doch sehr vergnügt in Wörlitz zu. Auf dem Wege erzählte ich Steffens von Jettchen; Du kennst ihn und kannst Dir seine innige Freude denken. Er fand das auch das Schönste, was mir je

hätte werden können, und meinte auch, gerade auf solche Art hätte es kommen müssen. Wir durchstreiften den Garten nach allen Seiten, und ohnerachtet des Regens that uns doch nichts so leid, als daß wir nicht Alle, die wir liebten, zusammen hatten auf dem herrlichen Fleck. Lützow, der Geschäfte beim Erbprinzen und sonst hatte, konnte nicht immer bei uns sein, aber hat sich auch bis über die Ohren verliebt in Steffens, zu meiner großen Freude. Zum Rückweg konnten wir keinen Wagen bekommen und ich wollte im schlechten Wetter nicht wagen ihn zu Fuß zu machen, weil ich Sonntag früh zu predigen hatte, und wir, wenn es alles recht glücklich ging, erst Sonnabend ganz spät Abends hätten ankommen können. Wir mußten also Extrapost reisen auf offener Kalesche eine entsezlich kalte Nacht durch. Von Potsdam gingen wir dann, um uns zu erwärmen, zu Fuß, und kamen unerwartet einen halben Tag früher. Die arme Nanni hatte sich so gefreut auf diese Reise; nun war ihr das zu Wasser geworden; aber sie hat sich doch gar prächtig drin gefunden. Es freut mich recht, daß sie so große Frotschritte in Deiner Liebe gemacht hat; sie entwickelt sich auch wirklich zusehens schöner, und unstreitig würde ihr inneres Wesen nicht so herausgekommen sein in Pleß wie hier. Wir stehen uns auch gar vortrefflich zusammen; aber besonders seit Rügen, was ja allem Guten und Schönen einen neuen Schwung gegeben hat, wird es alle Tage schöner. — — Sage mir aber, meine einzige Alte, ist es nicht auch Jettchens Werk, und weil ich seitdem ganz besonders in Gnaden bei Dir

stehe, daß Du meine Unausstehlichkeiten so sehr gering anschlägst? hast Du auch das grimmig-böse Aussehen vergessen, was ich manchmal habe, wie Ihr sagt? und den ökonomischen Leichtsinn und manches andere? Aber nun laß Dir auch eine Epistel lesen, liebe Jette, nämlich ganz wunderlich finde ich es, daß Du es ein Unrecht thun nennst, daß ich sage, Du sähest meine Schwachheiten besser, als Andere. Die genaueste Freundschaft soll ja und muß auch die genaueste Kenntniß geben, und der schönste Vorzug liegt ja darin, daß der Freund den Freund mit seinen Fehlern liebt, andere ihn aber oft nur lieben, weil sie sie nicht sehn. Wie wunderlich mir aber immer zu Muthe ist, liebe Jette, wenn Du mich g r o ß nennst, das kann ich Dir gar nicht sagen. Du weißt, daß ich die Bescheidenheit ordentlich hasse, und daß ich recht gut weiß, was ungefähr an mir ist; aber groß, das wüßte ich wahrlich nicht, wo es mir säße. —

Ob ich wohl Geschick haben werde Kinder zu erziehen? ich, der ich mich selbst so gar nicht erziehen und nichts in mir machen kann? ich verlasse mich lediglich auf Gott und die Liebe, was ja beides eins ist. Ja, wenn Gott seine Verheißung auch an mir erfüllt und zum Amte den Verstand giebt, so sollen die Kinder recht die Freude unseres Lebens sein. Diese und andere! Soll ich Dir sagen, liebe Jette, daß ich noch gar nicht von der wunderlichen Ahndung loskommen kann, ich würde keine andere haben als diese; ich sage mir tausendmal, daß die Ahndung nur in der alten Gewöhnung, von Eleonore her mich kinderlos zu denken, ihren Grund

hat, ich lache mich hundertmal darüber aus, aber ich kann sie nicht ganz los werden. Ein kleiner Schleiermacher, kannst Du Dir denn das recht denken? wenn mir einmal die Vorstellung etwas lebhaft wird, so werde ich ordentlich närrisch darüber vor Freude. — —

Henriette v. Willich an Schleiermacher.

[Rügen] Den 25sten October.

— — Vor einigen Tagen waren die Herz und ich auf einer Anhöhe, wo wir die Sonne in's Meer sinken sahen, es war ganz herrlich! ich dachte viel an Dich. — — Du sagst mir, nun würdest Du immer beruhigter und gewisser; was war Dir denn sonst noch nicht gewiß? Sage es mir nur, mein Theurer. Ordentlich erschreckt hat es mich, wie man eben über etwas freudiges auch erschrecken kann, daß es schon so nahe ist, daß ich Dich sehen werde. Lieber Ernst, mein Ernst, wie werde ich glücklich sein! Aber das muß doch recht gewiß sein, daß es Dich nicht weiter anstrengt und Dir Mühe kostet, wenn Du schon so bald unsre Verbindung zu Stande bringst. Laß Dich darum bitten. Es ist mir allein das, daß ich Dich gern so frei und sorgenlos als möglich hätte. — —

Mein süßer Ernst, ich schreibe bald recht lang und ordentlich — heute nur dies wenige.

An Henriette Herz.

Berlin, den 5ten November 1808.

Glücklich bin ich ganz ungeheuer, das fühle ich wohl. Ob ein Talent zu Grunde gegangen wäre, wenn das Glück mir nicht geworden wäre, das will ich noch nicht entscheiden, liebe Jette. In Absicht auf die Frau wohl, o ja, da will ich es glauben, und sehe es ganz klar, daß eine Tüchtigkeit, eine Reinheit und Vollkommenheit in dem Leben sein wird, die sich darf sehen lassen, und daß ich mich auch werde rühmen dürfen, mein Theil dazu zu geben. Aber ob ich auch Talent habe für die Kinder, das weiß ich noch nicht, im Großen vielleicht auch; aber im Kleinen und Einzelnen fühle ich mich noch immer ungeschickt und unsicher, wiewohl mir doch scheint, als ginge mir der Sinn jezt auch besser auf. —

An Henriette Herz.

Berlin, den 21sten November 1808.

Nicht eher als jetzt, da Alles fort ist, an der äußersten Grenze des Tages komme ich dazu, Dir, meine einzige alte Treue, ein paar Worte zu schreiben und Dir herzlich zu danken für Dein treues Andenken. Ja wohl bin ich ganz anders erwacht, und ganz anders ist mir zu Muthe gewesen als je. So schöne, sichere Hoffnung, die schon eigentlich reine, herrliche Wirklichkeit ist, so feste Zuversicht, ein so reiches, volles Leben — liebe Jette, wie verdiene ich das nur, und wie werde ich Gott und der Welt Rechenschaft davon geben können?

Nun, ich will mein Bestes thun; hoffentlich werden mir ja wieder die Schranken eröffnet zu einer tüchtigen Wirksamkeit, und dann sind die süßen Kinder, die mir Gott anvertraut hat, und die ich hoffe mit Liebe und Verstand zu führen, und dann habe ich Euch das Leben leicht und lieb zu machen und manchen Freund mitgenießen zu lassen von allen den herrlichen Schäzen, kurz, ich gehöre gewiß zu den reichsten Menschen, wenn Gottes Gnade mich nicht verläßt. Und Du hast Recht, ich kann es dankbar und in heiliger Demuth annehmen, daß Gott mir das Paradies noch aufgethan hat, als etwas, was mir eigentlich zukam. Ich habe so viel gelehrt von dem schönen und heiligen Leben der Familie; nun muß ich doch eigentlich auch Gelegenheit haben zu zeigen, daß es mir wenigstens mehr ist als schöne und leere Worte, daß die Lehre rein hervorgegangen ist aus der innern Kraft und aus dem eigensten Selbstgefühl. Und namentlich das muß ich zeigen können, daß die rechte Ehe nichts stört, nicht die Freundschaft, nicht die Wissenschaft, nicht das uneigennüzigste, aufopferndste Leben für das Vaterland. — Wie schön fordern mich die Umstände dazu auf! und wie herrlich schlägt Jette mit ein und hift mir die Aufforderung wacker zu bestehen.

An Henriette v. Willich.

Berlin, den 25sten December 1808.

Gestern Abend bei Reimer's, mitten im Weihnachtsjubel, überfiel mich eine bitterböse Kolik, die mich die

ganze Nacht geplagt hat, so daß ich heut früh noch mit Resten von Schmerzen und ganz müde und elend auf die Kanzel ging, doch aber sehr zu meiner Zufriedenheit gepredigt habe; ob auch eben so sehr zu Anderer ihrer, weiß ich nicht; denn das trifft gar nicht immer zusammen. Als ich aber herunter kam, war ich auch so elend, daß ich mich am liebsten gleich zu Bette gelegt hätte. Ich kann Schmerzen sehr gut aushalten und noch ein leidlicher Mensch dabei bleiben, sowohl für die Gesellschaft als für den Arbeitstisch; aber ich werde dann auch durch den Widerstand, den ich leiste, mehr ermüdet und geschwächt als ein Anderer. — —

Ich schreibe Dir hier in einem tollen Zustande, der Dir auch ganz neu sein wird, wenn Du ihn hier erlebst. Es ist beinah 2 Uhr in der Nacht, Nachtwächter stoßen in's Horn was die Lungen aushalten, die Trommeln wirbeln und aus dem Fenster kann ich den Widerschein einer großen Flamme sehn. Die Anstalten sind sehr gut, also wird der Schaden selten bedeutend, und so überlasse ich mich ganz rein dem herrlichen Eindruck von der Wuth des Elementes und dem glücklichen Kampf der menschlichen Kunst und Thätigkeit. Ich möchte wohl, es brennte einmal so in meiner Nähe, daß ich selbst auf's Retten müßte bedacht sein; ich versuchte gern, wie viel Geistesgegenwart ich wohl hätte in solchen Fällen, denn ich kenne mich darin noch gar nicht; und wie mir das schöne Leben mit Dir bevorsteht, hätte ich gern eine recht sichere Kenntniß davon, wie viel ich wohl tauge für das Leben nach allen Seiten hin. Im Ganzen traue ich mir ziemlich viel zu, aber

so lange man noch unversucht ist, weiß man nie, wie weit man recht hat mit diesem Vertrauen. Darum freue ich mich recht, daß ich gewissermaßen vorher noch in neue Schranken gerufen bin; wenn sie nur wirklich eröffnet würden und ich zeigen könnte, was ich vermag. Komme ich noch irgend, wenn auch nur vorübergehend, in eine Thätigkeit für den Staat hinein, dann weiß ich mir wirklich nichts mehr zu wünschen. Wissenschaft und Kirche, Staat und Hauswesen, — weiter giebt es nichts für den Menschen auf der Welt, und ich gehörte unter die wenigen Glücklichen, die Alles genossen hätten. Freilich ist es nur in dieser neusten Zeit, wo die Menschen Alles trennen und scheiden, daß eine solche Vereinigung selten ist; sonst war jeder tüchtige Mensch wacker in Allem, und so muß es auch werden und unsere ganze Bemühung geht darauf, daß es so werde. Die Menschen, die sich etwas emporheben aus der gemeinen Masse, machen alle so viel aus der Unsterblichkeit des Namens in der Geschichte. Ich weiß nicht, ich kann darnach so gar nicht trachten. Die Art, wie sie den Königen, bloß als solchen, auf ein paar Jahrhunderte wenigstens sicher ist, hat doch nichts beneidenswerthes. Die Thaten der Menschen im Staat sind doch immer gemeinschaftlich, und mit Unrecht wird etwas Großes dem Einzelnen auf die Rechnung geschrieben. In der Wissenschaft ist nun gar nicht daran zu denken, und das künftige Geschlecht müßte aus elenden Kerls bestehn, wenn sie nicht in fünfzig Jahren Alles weit besser wissen sollten, als auch der Beste jezt. Nur der Künstler kann auf diese

Art unsterblich sein und ein solcher bin ich nun einmal nicht. —

An Henriette v. Willich.

Berlin, den 28sten Januar 1809.

Wir kommen aus einer recht angenehmen Gesellschaft, es ist späte Nacht, aber ich muß Dir doch noch mit ein paar Worten sagen, daß ich seit gestern und heut, außer der gewöhnlichen, noch eine ganz außerordentliche und ungewöhnliche Sehnsucht nach Dir empfinde. Für eine schlimme Ahnung kann ich sie nicht halten, denn sie ist ganz fröhlicher und heiterer Art; aber es muß wirklich etwas besonderes bedeuten. Sieh, bei solchen Gelegenheiten kann ich mir denken, daß es etwas sehr beruhigendes ist, ein Bild zu haben, was man ansehn kann, was die Sehnsucht auf der einen Seite befriedigt, auf der andern noch mehr erregt. Höre, das ist mir schon recht, was Du mir neulich schriebst, warum Du Dich von meinem Bilde doch nicht trennen willst, wenn Du auch hier bist. Es liegt darin ein Familiensinn, der eigentlich für mich fast das einzige wahrhaft Adeliche ist, was es für mich giebt. Darum wollen wir denn, wenn Du erst hier bist, bei Zeiten dafür sorgen, daß wir ein Bild von Dir bekommen. — —

— — Seit undenklich langer Zeit, bin ich zum ersten Mal einmal wieder im Theater gewesen. Nanni wollte so gern einmal hingehn. Nun erfuhr ich, daß ein ziemlich neues Stück von Kotzebue sollte gegeben

werden, worin Iffland und die Bethmann sehr schön spielen sollten. Wüßte ich, daß Du das Stück gelesen hättest, so sagt' ich etwas darüber. Der Kotzebue ist doch ein niederträchtiger Kerl. Er hat auch nicht die mindeste Vorstellung von wahrer Sittlichkeit und selbst, wo er edle Charaktere aufstellen will, verdirbt er sie auf die gemeinste, ekelhafteste Art, und man schämt sich ordentlich und ärgert sich, wenn man sich bei einzelnen Situationen rühren läßt, was mir ehrlichem Hunde doch hie und da begegnet. — —

An Henriette v. Willich.

Berlin, den 10ten April 1809.

Es zieht sich eine Wolke über unsere nächste Existenz zusammen, durch die ich noch nicht durchsehn kann; Dohna schreibt mir, daß die Errichtung der hiesigen Universität wieder unsicher geworden ist durch das Einreden einiger Leute, die es für bedenklich oder gefährlich halten. So geht vielleicht meine Ahnung in Erfüllung, daß das Kanonierhaus*) uns nicht zu einem langen Aufenthalt bestimmt ist; denn wenn überhaupt keine Universität angelegt wird, so wäre es wohl möglich, daß wir über kurz oder lang nach Frankfurt zögen, weil ich dann hier weder meinen gehörigen Wirkungskreis, noch mein ganzes Auskommen finden kann. Für den Anfang setzt mich jedenfalls diese Ungewißheit in eine

*) Schleiermacher bewohnte anfänglich eine Amtswohnung in der Kanonierstraße.

große ökonomische Verlegenheit. Nur das steht fest bei mir, daß ebenso wenig etwas ökonomisches als etwas politisches unsere Verbindung im mindesten verzögern soll. Du hast gewiß darin denselben Sinn wie ich und wirst auch dasselbe Vertrauen haben, daß es uns an dem Nothwendigen nicht fehlen wird. Es ist indeß möglich, daß Humboldt, der unterdeß nach Königsberg gereist ist, die ganze Sache wieder in den alten Gang bringt. Hätte ich nun diese Ungewißheit eher gewußt, so würde ich manches in unserer künftigen Wohnung nicht unternommen haben und da mußt Du Dich darauf gefaßt machen, daß ich spare, was ich sparen kann, und daß es also für's Erste sehr unvollkommen eingerichtet sein wird; doch denke ich, soll unser Einzug, liebe Jette, irdischer Dinge wegen um nichts minder fröhlich sein; das wird unser reiner Sinn nicht leiden. So heiter, so leicht, wie Du mir zuerst erschienst, vornehmlich auf Stubbenkammer, am Rande des Abgrundes mit mir herumhüpfend und Blumen pflückend, wirst Du auch mit mir am Rande dieser bedenklichen Zeit herumhüpfen und ihr entpflücken, was sie nur darbietet. So stehst Du noch jezt vor mir, theures Herz, und ich umarme Dich mit der treuesten Liebe und frohesten Zuversicht. Du, nur Du kannst mit mir durch's Leben gehn. — Aber Du schläfst nun schon lange, ich habe einen großen Brief an Dohna geschrieben und darüber ist es tiefe Nacht geworden.

Sei doch ja ganz ruhig, liebe Jette, wegen meines Verhältnisses zu den Leuten überhaupt. Ich kenne das schon seit so langer Zeit und es hat gar nichts zu sagen.

Es ist gar nicht anders möglich, als daß viele mich mißverstehen, daß einige sich an mir ärgern und daß ich anderen ein Dorn im Auge bin. Um das zu ändern, müßte ich mich selbst im innersten Wesen ändern, und das wirst Du doch nicht wollen. —

An seine Frau.

Breslau, den 25sten September 1811.

Hier bin ich, liebste Jette, in meiner Vaterstadt, seit diesem Morgen vier Uhr. Seit meinem lezten Briefe habe ich, weil ich einige Leute in der Nähe von Schmiedeberg, die ich sprechen muß, nicht fand, meinen Reiseplan geändert. Sonntag Mittag war ich noch in Hirschberg auf dem Kavalierberg. Montag Morgen hatte ich einen langen Besuch von Graf Geßler, der den Tag zuvor angekommen war. Er muß kürzlich in Halle gewesen sein, denn er erzählte mir viel von Steffens und Blanc. Abends um 10 reiste ich nach Gnadenfrei ab, wo wir am anderen Mittag Lotten eine herzliche Ueberraschung machten. Ich kam diesen Morgen hier an und habe mich nun, nachdem ich ein paar Stunden im Gasthof geschlafen, bei Gaß einquartirt. Von den Menschen weiß ich freilich nur erst sehr wenig und rechne auch nicht viel auf sie. Ich denke nun spätestens Sonntag Abend hier abzugehen nach Glaz. Montag Abend von Glaz nach Gnadenfrei. Dann werde ich mich vielleicht den Mittwoch in und um Reichenbach aufhalten müssen. —

Wunderlich ist mir hier zu Muthe; die Erinnerungen aus meiner früheſten Kindheit kehren allmälig bei dem Anblick der Straßen und Häuser sehr lebendig zurück, und wenn ich bedenke, wie mich Gott seitdem geführt hat — es ist eine schöne, stille Rührung, die Du gewiß mit mir theilst. Uebrigens gefällt mir Breslau weit besser als ich glaubte, wiewohl es sich sehr wenig (ausgenommen durch die lezte Belagerung) verändert hat.

Schleiermacher an seine Frau.

Berlin, den 13ten Mai 1813.

Ich war froh, als ich von Göschens zurückkam, daß ich Euch nicht mehr fand, und ich erschrak, daß ich froh war. Aber ich hatte nicht Zeit mich zu besinnen. Die Deputation war schon versammelt, es war von oben her eine Kränkung unserer Autorität vorgefallen. Süvern war außer sich, er wollte seine Hauptmannstelle niederlegen, ich hatte zu thun ihn zu beschwichtigen (herzlich wird er doch auch in diesen Angelegenheiten nicht), und mußte hernach auf den Ausschuß laufen, um die Sache in Ordnung zu bringen. Nicolovius begegnete mir auf der Straße und bestätigte mir die Auflösung des Departements. Schuckmann ist schon nach Schlesien, um es dort zu repräsentiren, Nicolovius geht morgen nach Pommern oder Preußen zu demselben Behuf. Ob hieraus folgt, daß man die Provinz zwischen Elbe und Oder schon ganz als landsturmsfähig ansieht, weiß ich nicht; wie ich überhaupt

nichts weiß; denn man sagt nichts. — Zwischen allem Diesem habe ich tausendfältig an Dich gedacht, liebstes, einziges Weib, an unseren Abschied, an unsere Trennung in ihren mancherlei möglichen Gestalten. Gegen 7 Uhr konnte ich endlich herausgehn um mich zu besinnen. Auf der Chaussee kamen mir Solgers nach um sich mir als junge Eheleute vorzustellen. Sie gingen mit hinein, und wir hatten einige herzliche und heitere Augenblicke. — Abends las ich etwas in Deinem Lavater; manches sprach mich recht sehr an, manches stärkte mich; einen Abschnitt an einen Wittwer überschlug ich gradezu. — Ich habe mir oben betten lassen, habe einige Zeilen an B. geschrieben und dieses und will nun schlafen gehn. Ob Ihr glücklich bis Frankfurt gekommen seid, woran ich fast zweifle? ob Ihr dort noch etwas habt thun können, wer mir das sagen könnte! Liebste Jette, wie soll ich Dich entbehren, und die lieben Kinder, und die süße Gewohnheit für Euch zu sorgen und Alles mit Euch zu theilen! statt der lieben Gegenwart nun lauter unsichere schwankende Bilder von Euch. — Uebrigens habe ich schon recht schlechte Augenblicke gehabt. Das Geschäft, was ich dabei doch mit möglichster Treue verrichte, ekelt mich manchmal an, nicht als ob viel Unannehmlichkeiten unmittelbar bei uns vorkämen, sondern weil mir scheint, es wird nicht sonderlich geführt von Oben, und wird wenig Resultate geben, ohnerachtet wirklich schöne und kräftige Elemente in der Masse sind. Du siehst, ich bedarf gar sehr des Gebetes für mich, das ich Dir so besonders empfohlen habe. — Das Licht will bald aus-

gehen, Zeit wäre es auch mich zu Bette zu legen, Nachtigallen und Mücken haben bis jezt um mich gewetteifert. Gute Nacht, mein liebstes Weib, in welcher Unruhe magst Du, wie unsanft gelagert sein, möchte wenigstens der Traum mit seiner Zauberkraft uns vereinen.

An seine Frau.

Den 14ten Mai.

Ich stand heut später auf, als recht war, so daß ich mich zersputen mußte, um zur rechten Zeit in's Colleg zu kommen. Was für ein verworrener, abgetriebener und doch fast leerer Tag! Auf dem Rückweg aus dem Collegio hörte ich einige gute Nachrichten, so daß ich fast bereute, daß Ihr gereist seid, aber ich dachte, wie mancher Augenblick kommen würde, wo ich mich wieder herzlich darüber freuen würde, und der ist mir auch nicht ausgeblieben, weil Pistor heute Abend schon wieder üble Nachrichten hatte; der sieht aber Alles übel! — Die ganze Geschichte mit Torgau soll falsch sein. Der Kronprinz von Schweden ist wirklich angekommen, die Engländer wollen mit den Spaniern in Frankreich einfallen, 160,000 Mann stark, das sind die auf die Länge und für das Ganze sehr günstigen Nachrichten, wie auch, daß die Dänen Hamburg mit vertheidigen helfen. Dagegen sollen die Franzosen wirklich irgendwo zwischen Wittenberg und Torgau über die Elbe gegangen sein, um auf hier zu marschiren, aber Niemand weiß wo und wie stark. Bonaparte selbst

soll bei Pirna übergehen, um der combinirten Armee eine neue Schlacht anzubieten, aber man vermuthet, sie werde sie noch nicht annehmen, sondern sich noch weiter zurückziehen bis in ein Land, wo — nicht Milch und Honig fließt, sondern Landsturm. — Der König hat selbst den Befehl gegeben, daß im Nothfall Berlin soll vertheidigt werden, und nun fängt man an zu schanzen vor allen Thoren längs dem Schafgraben vom Köpnicker bis Potsdamer. Prinzeß Wilhelm ist noch hier — da hast Du die Neuigkeiten gleich auf einmal. — Nach dem Collegio sollte eine Conferenz der Schutzdeputation bei mir sein; die Leute ließen mich aber fast eine Stunde warten, und so war ich froh, daß ich die Kirchenrechnung noch zu machen hatte. Ich aß bald nach 12 und schrieb zwischen Suppe und Gemüse und Kaffee an der Kirchenrechnung; Du weißt, welche Wuth ich auf so etwas bekommen kann, wenn ich einmal anfange. Von 2 bis 5 war Landsturm, um 6 war Presbyterium bei mir, und eben als es angehen sollte, bekam ich den Auftrag eine Einsegnungsrede zu halten im Hofe des Universitätsgebäudes für das Bataillon Landwehr, das morgen früh marschiren soll; es ist das, wobei auch Reimer steht. Ich mußte mich also, sobald die Conferenz aus war, in meinen Talar werfen und mich dort umsumsen lassen bis 8, ehe es zur Vereidigung und Rede kam. Wie freue ich mich morgen auf den ruhigen Vormittag, ich will erst gegen Mittag zur Stadt*) und bei Reimer essen, der morgen

*) Schleiermacher bezog im Sommer ein kleines Haus vor dem Potsdamer Tor am Schafgraben mit einem sehr großen

noch hier bleibt. Ich las bei Suppe und Thee wieder etwas im Lavater. Warum ich Dir nun aber den ganzen verbuschelten Tag beschrieben habe, weiß ich nicht. Den Deinen denke ich mir auch gar nicht erfreulich. Mir ahndet, daß Ihr heute nur zwischen Ziebingen und Frankfurt herumkröpelt. Du ärmste, Du kommst mir schrecklich verlassen vor; wenn Dir nur wenigstens alle Kinder gesund sind und die Unannehmlichkeiten nicht zu abscheulich. Liebes Herz, möchtest Du mir nur so viel schreiben, als Dir der Reisetumult irgend gestattet, und Dich ja nicht scheuen, wenn Du Dir zu dumm vorkommst; darum gebe ich Dir so ein herrliches Beispiel von schlechten Briefen, Boyen habe ich nun berichtet — denn Du weißt doch dergleichen Alles gern — wie sehr nachtheilig es auf das Publikum wirkt, daß man ihm gar nichts sagt über den Stand der Armeen. Leider wird es wohl schwerlich etwas helfen, weil sich Niemand die Geschicklichkeit fühlt, etwas nicht sehr ermuthigendes doch auf eine gute Art zu sagen. Uebrigens, liebstes Herz, ist es von sehr vorteilhaftem Einfluß auf meine Stimmung, daß ich weiß, der König selbst hat die Vertheidigung von Berlin befohlen. Gute Nacht, mein Herz, Gott sei mit Dir! —

Garten, welcher an der andern Seite in den Tiergarten mündete, solange er im Winter die Amtswohnung in der Kanonierstraße bewohnte. Er pflegte dann aber einen Teil seiner Geschäfte in der Stadtwohnung abzumachen.

An seine Frau.

Berlin, den 15ten Mai 1813.

Ich stand schon um $^1/_2 5$ Uhr auf, um Reimer nicht zu versäumen; aber er kam erst nach 6 und konnte gar nicht lange bleiben. Ich las nachher noch im Lavater, schrieb dann an Alexander Marwitz und habe seitdem noch ein Pack Journale durchlaufen. — Ihr Aermsten! nun ist nach einem sehr schönen Morgen Regenwetter eingetreten; das trifft Euch nun gewiß auf offnem Wagen. — O wäret Ihr nur erst wenigstens in Bunzlau! Ich begleite Euch vorzüglich mit der Sorge um viel Langeweile und kleine Plackereien. — —

— — Dein liebes Gesicht ist mir in allen Stimmungen gegenwärtig, und sobald die wehmütige vortritt, möchte ich Dir Stirn und Locken streicheln und die verhaltenen Thränen und Seufzer wegküssen! Gott nehme Dich und die süßen Kinder in seinen heiligen Schuz. —

Gestern Abend war ich zu Schede's in den Garten gegangen, bekam aber schon unterwegs einen ziemlichen Anfall von Magenkrampf, der mich ein paar Stunden gequält hat. Ich habe nun an Wolfart geschrieben, um täglich magnetisirt zu werden, wenn Zeit dazu bleibt. Denn nach heute eingelaufenen Nachrichten ist heute oder morgen ein Gefecht zwischen Bülow und den über die Elbe gegangenen Franzosen zu erwarten, welches wohl das nächste Schicksal von Berlin entscheiden wird. Sei aber für mich nicht bange, mein

Herz. Schwerlich werden die Vertheidigungsanstalten schon so weit gediehen sein, daß man sich hier wird auf etwas einlassen können und also wird der Landsturm wohl nur aufgeboten werden, um sich aus der Stadt zurückzuziehen. Das werde ich denn auch thun und werde Dir ganz sachte nachkommen. — Ich komme mir in diesem Augenblick unglaublich thöricht vor, daß ich Dir dieses schreibe; denn der Brief kann nicht eher als übermorgen Abend abgehn und dann muß ich Dir ja schon schreiben können, wie Alles abgelaufen ist. Aber die Thorheit ist mir süß; es ist doch die Vorstellung, als ob Du in dem Augenblick läsest, wo ich schreibe, die Vernichtung des Raumes und der Zeit zwischen uns. Denke Dir, daß ich eben heute morgen wieder angefangen hatte ordentlich an einer Predigt zu arbeiten, als diese Nachricht, die mir Twesten brachte, mich wieder in Bewegung sezte. In der Stadt hörte ich dann, der Landsturm sollte sämmtlich morgen halb fünf aus dem Temploer Berg ausrücken. Denke Dir meinen Schreck, da ich noch keine Munition habe und da Sonntag war. Bei unserer Deputation war aber noch nichts angesagt. Ich laufe also schnell auf den Ausschuß, und da war kein wahres Wort an dem Befehl. Aber morgen will ich nun das nöthige anschaffen, damit ich mich nicht schämen muß vor den Andern. Gestern Abend fand ich noch zwei Briefe von der Gräfin Voß, einen an Dich, worin sie um Empfehlungen nach Stralsund bittet, wohin sie, wenn es schlimm gehn sollte, zu gehn denkt. — —

Bei der heutigen Nachricht vom Ausmarsch war

mir nächst der Munitionsangst ein ungeheurer Schreck, daß ich vielleicht nicht mehr würde dazu kommen können, Dir ein Abschiedswort zuzurufen. Und wie leicht kann es doch einmal so kommen! — Ich möchte es jezt gleich thun. Aber was kann ich anderes, als daß ich Dich mit innigster Liebe an mein Herz drücke und Segen auf Dein Haupt häufe für das Beste und Schönste in meinem Leben, was ich Dir verdanke — daß ich Dir mein Bild in's Herz prägen möchte, mit all seinen Flecken, aber auch mit dem Gefühl, wie Du es verjüngt und verschönt, wie viel Du daran gereinigt hast, daß ich's Dir recht lebendig und gewiß machen möchte, daß ich Dich mit mir nehme, wie ich bei Dir bleibe. Ja ich fühle es, daß auch ich, wie ein guter Geist, in Dir wohnen werde. O einziges, theures Weib, ich wollte, Du schliefest jezt recht sanft irgendwo, mir ist, ich müßte Dir in diesem Augenblick einen recht himmlischen Traum einhauchen.

An seine Frau.

Den 28sten Abends.

Ich habe heut einen ziemlich ruhigen Tag gehabt, ich meine, wenig Landsturmgeschäft; das geht aber auf Conto von morgen; ich habe daher heute mehr gearbeitet als sonst und konnte schon um 4 Uhr herausgehen, ich habe ein ordentlich Stück Predigt geschrieben, eine mühsame Lektüre von Preisschriften für die Akademie gemacht und noch sonst mancherlei gelesen. Abends, als

ich schon ruhig beim Thee saß, kommt Twesten; da mußte schon alles Brod und Milchbrod aus allen Ecken zusammengekrazt werden, und kaum haben wir eine Weile zusammen geplaudert, so treten Savigny, Eichhorn, Schele und Arndt herein. Nach überstandener Noth (eine Wurst war zum Glück im Hause) und nachdem ich ihnen erklärt, sie müßten Alle mit einem Theelöffel trinken, waren wir recht vergnügt, und ein Glas Wein machte alle sonstige Mängel gut; nur Savigny war nicht recht frisch und ich habe ihn in Verdacht, daß er eine schlimme Nachricht oder Ahnung in Petto hatte, die er nicht sagen wollte. — Podewils ist hier gewesen, er sagt mir, Marwiz sei von Dörnberg abgegangen und sei jezt bei Czernichef. Recht gefallen will mir das nicht, da er bei Dörnberg doch einmal einen gewissen Einfluß erlangt hatte; wie gern hätte ich dem ein Briefchen mitgegeben, aber nun ging es nicht und ich habe ihn nur zum schreiben ermahnen lassen; das war nun mein heutiger Rapport, mein liebes Herz, möchte es doch ruhiger bei Euch sein, als wir hier glauben, und Du ohne Sorgen schlafen!

Schleiermacher an Henriette Herz.

[Juli 1817.]

Liebe Freundin der spätere von diesen Briefen kam Dienstag Abend mit der Post der frühere mit Friz Dohna Mittwoch Mittag an. Ich gab mir Dienstag Abend noch vergeblich Mühe einen Boten nach Zossen

zu bekommen und ehrlich gesagt den Einfall eine Stafette zu schicken bekam ich zu spät. Nun ich diese Briefe nach München schicken muß und die dortigen schrecklichen Postgesetze kenne weiß ich kein anderes Mittel als den andern Brief der ein klein wenig angesiegelt war auch aufzumachen um diesen hineinzulegen.

Den Väterchen Jakobi grüße doch sehr verehrungsvoll von mir und sage ihm, ich glaube, wir würden uns verständigen, wenn wir uns sprechen könnten, durch Schreiben möchte ich es garnicht darauf anlegen weil ich in dieser Kunst zu tief unter ihm stände. Unter verständigen aber meine ich nicht gerade völlig eins werden, denn daran zweifele ich freilich, sondern nur zu einer übereinstimmenden Vorstellung von unserer Differenz gelangen, die mir Jakobi ganz anders anzunehmen scheint als ich sie sehe. Uebrigens hindern sie in mir garnicht meine herzliche Verehrung. Aber wie soll ich auf dieses Sprechen hoffen eher als wenn in zwei Jahren aus der Schweizerreise etwas wird und es mir möglich ist dann über München zu gehen.

Jette fährt fort sich ganz vortrefflich zu befinden, und die Kleine auch welche zwischen Hildegard und Mathilde schwankt. Wolltest Du nun nicht noch das Geheimniß bewahren so bäte ich Dich zu Gevatter um darin Deine Erstlinge zu haben. Indeß Deiner guten Wünsche und daß Dir das Kind doch ans Herz gelegt ist bin ich auch ohne das gewiß. Uebrigens ist die ganze Stadt voll davon, daß Du Dich in Zossen habest taufen lassen; woher das weiß ich nicht. So geht es

aber gewöhnlich mit solchen Dingen. Woher es kommt dem habe ich nicht nachspüren können; — von uns geht es nicht aus, es müßte denn sein daß die alte (?) sich in aller Unschuld verschnappt hätte, doch kann ich das auch nicht recht glauben. Ich habe es noch niemanden zugestanden, Arndt hat mich gut eingeübt auf das Lügen.

Eine unerwartete Freude harrt Deiner in Rom — die vortrefflichste Gelegenheit viel englisch zu sprechen. Bunsen nämlich hat eine reiche Engländerin geheirathet und lebt mit ihr als ein großer Herr in Frascati. Ist das nicht eine sonderbare Geschichte? Nach Rom schreibe ich Dir zunächst durch Niebuhr oder Brandis, bis ich Anweisung von Dir bekomme. — Aus Alex. Brief an mich ist nur nachzuholen die Bestätigung von Helvetius Leiden an Herzerweiterung oder Pulsadergeschwulst, doch schreibt A. er sei anscheinend gesund. Im Sept. kommt er vielleicht her und bleibt den Winter. Da will ich ihm noch einmal zureden den Magnetismus zu versuchen. Die Scharnhorst-Dohna ist jetzt hier, ich habe sie aber noch nicht gesehen, sie wohnt leider bei Schmelzer. Fritz kommt künftigen Monat mit seinem Regiment durch. — Die beiden Sack sind zurückgekommen, sonst unverändert, aber sie sind in eine etwas widerwärtige Intoleranz und buchstäbliche Orthodoxie hineingekommen aus der sie sich allmälig herausarbeiten müssen. Der jüngste hat bedeutenden Anstoß genommen an meiner Zueignung an Dewette. Meine Schrift über eine Synodalverfassung wird mir hoffentlich die Herzen aller verständigen Geistlichen

gewinnen mit Ausnahme derjenigen, welche gern etwas Papst sein wollen. Die hiesigen dieser Art sollen auch sehr aufgeregt sein und davon sprechen, daß ich in der Synode eine Rolle spielen wollte wie Massenbach in der Württembergischen Ständeversammlung! Neulich war ich mit Nicolovius zusammen bei Eichhorn. Er sprach aber wiewol von der Sache die Rede war kein Wort von meiner Schrift. Ich hätte ihm sonst ins Gesicht gesagt was ich sonst laut genug sage, daß er in meiner Achtung ungeheuer verloren hat dadurch daß er den von mir getadelten Entwurf sanctionirt hat. Der alte Sack hat sich sehr zufrieden über meine Schrift erklärt und das ist mir sehr lieb.

Du siehst liebe Jette wie ich alles durcheinander schreibe in den unruhigsten Augenblicken allein ich bin ziemlich durch einander getrieben, und wie auf dem kleinen Tisch alles durcheinander fällt so will sich auch in der Zeit nichts schicken. Unsre gute Lotte ist noch ab und zu sehr leidend indeß scheint sie doch im Ganzen in der Besserung zu sein. Alles grüßt und unsere Herzen sind mit Dir. Ein andermal schreibe ich Dir auch mehr aus dem Herzen, als ich jetzt kann. Für diesmal hast Du auch billig an Alexanders Briefe genug. Gott geleite Dich und laß es Dir recht wohl gehen.

Dein
Alter Ernst.

Schleiermacher an Henriette Herz.

Berlin, den 23sten April 1819.

Im Zweifel, meine liebe Freundin, ob Dich dieser Brief noch in Rom *) finden wird, schicke ich ihn unsrem Rühs nach, der dann doch dafür sorgen kann, daß er Dir nachkommt. — — Bei uns ist Alles erstaunlich ruhig, bis auf den toten Kotzebue; der spukt und tobt ganz gewaltig herum, und wenn sich ein paar Leute zanken, hat er sie gehetzt. Dabei sind viele Menschen in Angst, ob wohl die Universität bestehen wird; ich bin ganz ruhig, weil mühsame Sachen nicht so leicht bestehen. — — Ich feiere heute meine silberne Kirchenhochzeit und habe mir dazu meine theologischen Freunde gebeten. Viel Ursache habe ich Gott zu danken für diese 25jährige Amtsführung, und ein Stück möchte ich in die zweite Hälfte auch noch hineinleben; vollenden werde ich sie nicht; es werden sich unterdessen auch schon andre finden, die meine Stelle einnehmen. — — Gott befohlen, meine liebe Freundin! Wärest Du nur erst wieder bei uns. Grüße herzlich alle Freunde.

Aus dem Tagebuche von Henriette Herz.

Berlin, 13. Februar 1820.

Wenn ich einen Menschen wie ich selbst bin immer hören müßte, ich hielte es vor Langerweile nicht aus. — Ist wol eine Selbstkenntniß zu wünschen die einem zugleich den Mangel an Kraft zeigt den Fehlern ab-

*) Henriette Herz befand sich seit 1817 auf einer Reise mit der Familie Wilhelms v. Humboldt in Italien.

zuhelfen? Mein Wille ist gut aber schwach. Den Glauben an die Vernunft habe ich verloren, sie kann nicht, das weiß ich alles begreifen und alles was ich nach oder durch den Verlust dieses Glaubens gewonnen habe ist, daß ich nicht wegwerfe was ich mit jener Vernunft nicht begreife — Wie nah sind die Rationalisten nicht am Atheismus. Kann die Vernunft Gott begreifen? Und verwirft sie nicht meist immer was sie nicht begreift?

Ich freue mich wenn kluge Männer sprechen, daß ich verstehe wie sie's meinen: so hoch habe ich es höchstens auch gebracht mit all meinem Leben und lernen, selbst sagen und machen kann ich gar nichts.

d. 15. Tiefe Melancolie befällt mich oft, auch ist meine Stimmung im ganzen so trübe daß ich es mir nicht zu erklären weiß — nichts macht mir rechte Freude, gar nichts — Gestern hörte ich die Alceste. Diese himmlische Music von der Engelstimme der Milder gesungen, entzückte mich nicht wie sie es sonst schon that — Bewahre mich o mein Gott, daß ich meinen Verstand nicht verliere — ich denke mir zuweilen die Möglichkeit und schaudere.

Erleuchte mich, o Du Vater der Milde und Liebe und gieb mir Deinen Frieden, Deine Gnade.

d. 18. Woher kömt es nur daß mir oft so ganz die Ruhe und der Friede der Seele fehlt? Wenn ich viel bete und bitte dann erhört mich Gott wol und giebt mir einen leichteren Tag, es dauert aber nicht und wenn ich mich körperlich unwohl fühle, was, in einem geringen Grade zwar — aber fast immer der

Fall diesen Winter ist, dann bin ich noch viel trüber. Beten und Weinen sagt Albertini bewegt Gott uns zu segnen — so will ich dann auch nicht ablaßen mit Beten. —

An Henriette Herz.

Berlin (1827).

Liebstes Herz, Du kannst Dir wohl denken, in welchem Getreibe ich sein muß, um Dir noch gar nicht geschrieben zu haben. — Dabei geht es mir eben auch oft mit dem Platon, daß ich mir vornehme dran zu gehen und es dann wieder sein lasse, so daß die Republik langsamer gefördert wird, wie das Holz meines seligen Großvaters, dem ein alter Invalide nur so alle halbe Stunde ein Scheit abzwickte.

Freilich, wenn Du unsichtbar in meiner Stube wärest, würdest Du manchmal fragen: Schleier, was machst Du denn jezt eigentlich? aber es giebt ein scheinbar müßiges sich innerlich in Ordnung bringen, was ich durchaus nicht missen kann, aber alle beneide, die darohne auskommen, wohin Du gewiß auch gehörst. Gegen unsre gute L. bin ich ein eben solcher Sünder als gegen Dich, und doch braucht sie doch wohl noch nöthiger etwas Zuspruch als Du. Ihr müßt Euch beide damit trösten, daß ich doch viel im Geiste bei Euch bin und die Sorgen und Troublen verschiedener Art mit durchmache. Daß Du aber meinen Geburtstag, von dem Du wohl weißt, wie Du gefehlt hast, grade in den ärgsten Troublen zubringen mußtest, in denen man selten zu einem rechten Gedanken und noch weniger zu

einem rechten Gefühl kommt, das hat mich recht ordentlich verdrossen. — — Was mich so besonders treibt, ist einmal, daß ich Kirchengeschichte lese, die ich erst einmal gelesen habe und dabei auch eine Menge Nachforschungen geführt werden, die ich nicht abweisen kann, wenngleich ich die wenigsten wirklich brauche, und dann, daß ich sehr fleißig bin für die Gesangbuch-Commission. Dabei liegt der Wunsch zum Grunde, dieses Verhältniß baldmöglichst aufzulösen, indem, seitdem wir so weit auseinandergegangen sind in Sachen der Agende, gar keine Freude mehr dabei ist. Diese Geschichte wird immer verwickelter; E. und Consorten werden immer heftiger und die Sache kann doch noch eine tragische Wendung nehmen. Was mich dabei am meisten drückt, ist, daß, wenn mir etwas begegnet, Jette und die Kinder erst nach meinem Tode am härtesten darunter leiden werden. Denn ein General Foy bin ich doch nicht. Nun ändern kann ich deshalb nichts und schließe mit dieser Versicherung, weil die vierte Seite heilig bleiben muß. Gott behüte Dich, mein liebes Herz. Alles bleibt unverändert beim Alten.

Henriette Herz an Professor Dieffenbach.*)

Lieber Professor.

Mein unglücklicher Schwager Hr. Natorff ist schon in seiner Noth wegen seines im Duell verwundeten

*) Joh. Friedr. Dieffenbach (1794—1847), seit 1832 Direktor der chirurgischen Klinik.

Sohnes bei Ihnen gewesen u. (hat) mir gesagt, woran ich auch nicht zweifle, daß Sie sich des Kranken annehmen wollen, er müsse aber hier sein — u. die Anstalten daß es geschehe sind bereits getroffen. — Der H. Doktor Hildebrand ist um 10 Uhr diesen Morgen nach Stralau gefahren, Phöbus will meinen Neffen in eine Gondel bis zur Burgstraße bringen und dann in einem Korbe nach Hause, Heiligegeiststraße Nr. 23 — 3 Treppen hoch. — Ehe er aber zu Hause sein kann, dürften viele Stunden darüber hingehn und es kann wol 4—5 Uhr Nachmittag herankommen — ehe Sie ihn finden werden. Meine Angst ist groß, aber auch mein Vertrauen zu Ihrer Güte u. Theilnahme. Noch bitte ich Sie zu befehlen, daß nur immer einer seiner Freunde bei ihm sei, er wird sonst zu sehr aufgeregt.

Dienstag. [1833.] Ihre H. Herz.

Henriette Herz an — ?

Fürchtend, Du liebes, treues Herz, daß ich Dich keinen Augenblick allein sprechen könnte wähle ich diesen Weg um Dir von ganzer Seele zu danken wenn ich auch für den Augenblick nicht annehme was Du so liebevoll mir darreichst. — Der Strich unter jenem Worte sagt Dir daß wohl die Zeit kommen dürfte daß ich Deine Güte in Anspruch nehmen dürfte und Dir wie mir gebe ich das Versprechen es alsdann zu thun. Denn wie Deiner Liebe es wohlthue zu reichen, so wird es auch meiner anzunehmen: für den Augenblick bin ich versorgt u. wenn Gott Krankheit ver-

hütet wol bis gegen Johannis — auch wol länger — offen und frei aber werde ich sprechen zu Dir, so wie ich weiß daß Du willst. D. 26. Januar 41.

Deine Freund.

J.

(Ohne Datum.)

Sie haben, meine edle Freundin, mir eine große Freude durch Ihre liebevolle Zuschrift gemacht, so wie sie meiner Ihnen so ergebenen Familie viel Freude durch Ihren Besuch in Tegel bereitet hatten. Ich bin für alle Arten der gemischten Ehen nach allen Haut- und Glaubens-Farben, wenngleich das Aesthetische der Hautfarben bei dem Prozesse mehr als der Glaube gefährdet wird. Eine Empfehlung oder Fürsprache von meiner Seite könnte in einem die christlichen Vorurtheile berührenden Gegenstande nur schädlich wirken. Man wird mich nie über einen solchen Gegenstand befragen, ja auch nicht ohne zu Lächeln, mich anhören. Eheliche Verbindung zwischen Christen und Juden ist in den besseren, früheren, toleranteren Jahrhunderten überall erlaubt gewesen. Daß jetzt dergleichen erlangt werden könne, scheint mir keinesweges glaublich. Sie wissen, theure Freundin, daß Leuchsenring mit dessen unglücklichen, zahlreichen in den Pyrenäen lebenden Enkeln ich noch in diesen Wochen beschäftigt war, diese Art der gemischten Ehen wünschte und vorschlug als Mittel des Unterganges des Judenthums.

Mit aller Verehrung Ihr dankbarer

Montags. A. v. Humboldt.

(Ohne Datum, ca. 1845.)

Ich muß Ihnen sagen, theure Freundin, wie lebhaft die Freude des Königs war als ich ihm, schön eingeramt, Ihr liebliches Bild von Elise Fränkel (1821) gezeichnet gebracht habe. Ich verdankte es dem Wohlwollen von Marianne Mendelssohn, die von mir erfuhr, wie sehr der König ein Bild von Ihnen wünschte „wie Sie ihm in der jugendlichen Einbildungskraft vorschwebten.“ Er fand das Bild nicht schön genug, doch aber theilweise sehr ähnlich. „Das ist dazu der einfache Turban, das Kopftuch, wie ich es noch vor mir sehe.“ Ich werde suchen das Bild der Königinn zu verbergen. Wir sollten beide, in unserem Alter, den Hof mehr zu meiden wissen.

Ich höre freudige Nachricht von Ihrer Genesung und werde kommen, Ihnen diese Freude auszudrücken. Frau v. Bülow ist jetzt trüber als sie in den ersten Tagen war.

Mit alter Verehrung Ihr unleserlichster
A. Humboldt.
Dienstag.

Antworten Sie nicht an einem mardi gras.

---

d. 20. Nov. 1845.

Wenn ich so glücklich war, meine theure Freundin, Sie heute durch das gemüthliche Andenken des Königs zu erfreuen, des Königs, der, wie er sich ausdrückt, „von früher Jugend an Ihren Namen mit inniger

Hochachtung hat aussprechen hören." so habe ich jetzt schon Veranlassung auch die kleine Ungewißheit zu heben, die in meiner Erzählung zu liegen schien. Ich war, indem ich Sie verließ, bei dem Geh. Cabinetts-Rath Müller, der mir alles bestätigte, was ich gestern Abend aus dem Munde des Königs empfing. Der König hat nemlich gestern Abend schon ein Handbillet an G. C. R. Müller geschrieben, diesem meine Eingabe geschickt und auf das bestimmteste ausgedrückt

es sollen Ihnen jetzt durch mich für das laufende Jahr fünfzig Stück Fr. d'or gebracht werden, und vom 1. Jan. 1846 an sollen Sie lebenslänglich eine jährliche Pension von fünfhundert Thalern ziehen.

Es ist alles schon ausgefertigt, aber der König hatte es zarter gefunden, da Sie um nichts gebeten und die ganze Sache ohne Ihr Wissen geschehen ist, keine Cabinetts-Ordre an Sie zu richten. Ich werde eine schriftliche Antwort vom König darüber erhalten in der Ihrer auf das ehrenvollste erwähnt ist. Dazu geht der Befehl unmittelbar an die Casse, welche die Pension zahlt.

Ich beschwöre Sie mir nicht zu antworten.

Mit alter Verehrung

Ihr

Alexander Humboldt.

Briefe von Henriette Herz an F. C. Sibbern 1812—1817.*)

Berlin, 4. Sept. 1812.

Gestern Abend bin ich von meiner Reise nach Rügen zurückgekommen, sie war sehr glücklich und sehr erfreulich. Ihren Brief fand ich hier mit mehreren anderen, denn ich ließ mir keine dorthin nachschicken, weil sie höchstens erbrochen ankommen, oft aber gar nicht. —

Ihrer Weisung folgend, schrieb ich nach Nürnberg poste restante, und dieser arme Brief liegt nun da ungelesen, wenn er nicht überhaupt schon vernichtet ist; er war groß und es tut einem doch etwas leid, seine Worte so in die leere Welt hinausgerufen zu haben. Einen zweiten Brief werden Sie bei Steffens gefunden haben, wenn Sie anders wirklich nach Breslau gekommen sind. Ihr langes Schweigen war mir

*) Nachstehend ein Teil der Briefe von Henriette Herz an den dänischen Philosophieprofessor Sibbern (1785—1812), den jungen Freund Goethes. Ihr Briefwechsel läßt sich bis ins Jahr 1840 verfolgen. Über Sibbern vgl. den Briefwechsel Goethe/Zelter und Hoeffding in Salmonsens Konversationslexikon (dänisch).

allerdings unerklärlich, und ich gestehe Ihnen, daß ich mich deshalb ängstigte. Nun bin ich zufrieden, obgleich ich Ihnen Recht geben muß, daß der Brief weder für Sie noch für mich befriedigend ist, denn man fühlt es ihm an, daß Sie ihn schreiben wollten, und nicht in gutem Sinne mußten; man fühlt ihm Unruh, Eile und Kälte an, denn nicht einmal freundlich ist er — und einen freundlichen Brief durfte ich ja wohl erwarten von Ihnen. Sie sind ein Spätling in meinem Leben, und diese hegt und pflegt man gerne. Wirklich, lieber S. haben Sie etwas gut zu machen, und thun Sie es nur.

Ueber Dresden sagen Sie mir eigentlich gar nichts, und wenn ich die Gallerien auch oft gesehen und ziemlich inne habe, so wäre es mir doch nicht weniger lieb gewesen, über einzelnes daraus von Ihnen zu hören. Auch mir hat kein Christuskopf genügt, außer dem von Johannes Bellini; doch ist da ein Moment genommen, wie Christus ihn wohl selten hatte, denn er hat eine nicht göttliche Strenge in der Miene, der in Waldenburg wird Ihnen aber gefallen (er ist von Guido), dafür stehe ich. — Tiedge ist Ihnen also wirklich interessant geworden, und Sie schätzen ihn gar? — lieben Sie ihn nur nicht; das leide ich nun einmal nicht, und ich habe meine Gründe dazu.

Mir ist sehr wohl, wieder in meinem Berlin zu sein, und meinen Winter fleißig und gesellig zu beginnen. Möchte er mir so freundlich wie der vorige werden. — „Gelegenheit" zum Dänisch Lesen habe ich nicht, ich werde es aber ohne alle Gelegenheit thun,

und zwar die „Kiempeviser“, die großen Reiz für mich haben. — Nun muß ich mich allein durchwinden.

Örsted habe ich nur einmal gesehen, am Abend vor meiner Abreise aus Berlin.*)

Es ist einem doch ganz anders zu Muthe, wenn man am unermeßlichen Meere oder auf einem sehr hohen Berge steht! Das Unübersehbare ist uns hier das Unendliche, und wie sehr unsere eigne Grenze uns auch hier gezeigt wird, so ist es doch herzerhebend, das ungeheuer Große zu sehen. Auf einem hohen Berge stehend übersehen wir doch vieles, und halten die Macht unseres Sinnes dadurch auch für sehr groß — mir wird das Herz immer am größesten, wenn ich am Meere bin, und jetzt habe ich es wieder recht herrlich gesehen.

Leben Sie wohl, lieber S.! und schreiben Sie mir bald und gut, und grüßen Sie den herrlichen Steffens — ich wünsche Ihnen herzlich gutes.

Henriette Herz.

20. Oct. 1812.

Zuerst die Hand zur Versöhnung — und nun sei alles gut. Ich kann es mir recht denken, wie Ihnen wohl ist bei Steffens, bei diesem höchst liebenswürdigen Menschen, der die Fülle seines Geistes ausströmen läßt auf die Mitmenschen, dessen weiches, liebendes Gemüth gibt und nimmt, was ihm gegeben wird; ich liebe ihn wie ich wenige liebe, und möchte wallfahrten

*) Hans Christian Örstedt (1777—1851), dänischer Physiker, Verfasser des „Geistes in der Natur“.

zu ihm. Seine sehr schöne Frau, die gewiß alles Unheilige weit von sich hält, ist für ihn geschaffen; sie ergänzen einander, wie es die wahre Ehe soll.

Wie sehr zögern Sie nach Italien zu gehn! Jetzt sollten Sie ja schon dort sein — werden Sie so lange ausbleiben wird? wird Ihnen der König noch auf ein Jahr Reisekosten geben? Einen Landsmann von Ihnen habe ich kennen lernen, den Grafen S. — Der reiste mit einer Liste herum, auf welcher die Gelehrten Deutschlands aufgezeichnet waren; nun ging er zu jedem und guckte ihn sich an — mich hat er schrecklich gelangweilt mit seinen Kalbsaugen und höchst verlebtem Wesen — das Beste, was ich von ihm hatte, war, daß ich einmal Dänisch mit ihm las, — oder er vielmehr mit mir.

Gehn Sie nach Nürnberg? Stuhr, der jetzt vielleicht in Copenhagen ist, war diesen Sommer da, und hat Schubert anders gefunden als er dachte — er hat den Wissenschaften völlig entsagt, und lebt mit all seinen Gedanken und Gefühlen in und mit einer religiösen Secte.

Daß Sie mir vom „Phantasus" und nicht von der „Einleitung" sprechen, ist wunderbar genug; mich hat diese besonders angesprochen. In früherer Zeit hätte Tieck diese nicht schreiben können — sie ist so besonnen, er thut so tiefe Blicke ins menschliche Gemüth und in alle Verhältnisse, wie ichs nicht von ihm gedacht — seine phantasiereiche Poesie kannte ich. Er ist jetzt einige Wochen lang hier gewesen; ich sah ihn oft und finde ihn milder als je, denn sonst war er

oft sehr bitter und scharf — Krankheit und Jahre mögen diese Milde wohl zumeist bewirkt haben.

Goethes Leben gehört gewiß zu den herrlichsten Büchern. Was Sie Schönes darin finden, das finde ich auch, aber noch vieles mehr — so die mittelalterliche Alterthümlichkeit, den vornehmen Patriciergeist, der in Bemerkungen, Beobachtungen und Ansichten interessant hervortritt, die klare Ansicht der damaligen deutschen Litteratur, die kleinen mutwilligen Episoden.

Von Ihrer lebenden „Madonna", von dem Mädchen, das Ihnen so erschienen, sollen Sie hören, daß ich sie gestern sah — als Braut des Professor Solger. Es ist ein liebes, gutes Mädchen. Sie war früher schon versprochen, und sah zum Glück zeitig genug ein, daß sie sich geirrt. Solger ist ein sehr braver Mann, ein wenig trocken vielleicht, aber sehr wacker und gut.

Mein Bruder war 14 Tage hier; meine ganze Zeit war ihm gegeben, und obschon wir eigentlich durch lange Trennung, besonders aber durch verschiedene Bildung, wenig Berührungspunkte haben, so war uns dennoch sehr wohl miteinander, und vorzüglich mir bei ihm. Ach, mein lieber Sibbern! wenn die äußere Welt anfängt uns ferner und ferner zu werden, dann erst erkennt man die innere, und wenn Blutsverwandte gute und rechtliche Menschen sind, so gehören sie ganz mit hinein und bleiben unverrückt darin. Auch hier ist der Unterschied zwischen Mann und Frau deutlich, wie in vielen andern Dingen: der Mann arbeitet mit in dem Triebwerk der äußeren Welt, sie bleibt ihm

länger nahe, ja gewöhnlich bis zu seinem Ende; die Frau sieht bloß das Treiben mit an. — — Warum haben Sie mich nicht früher im Leben kennen gelernt, wo fast immerwährende Heiterkeit in mir wohnte? Ist das Bessere mir auch geblieben, so habe ich fürs Leben doch so manches verloren, wie es auch für mich. Meine Freundin Dorothea Schlegel fand mich sehr viel ernster geworden, und jetzt bin ich es noch mehr. — Daß man doch immer von sich sprechen muß! —

Leben Sie tausendmal wohl, lieber Freund, und grüßen Sie mir Steffens.

Berlin, 9. März 1814.

Lange hatte ich eine so herzliche Freude nicht, als Ihr Brief mir gemacht — wußte ich doch gar nicht, wo ich Sie mir denken sollte! Durch Wien waren Sie nicht gegangen, das wußte ich, in Nürnberg und München waren Sie auch nicht mehr; ob Sie nach Ihrer Heimath gelangen konnten, wußte ich nicht, kurz, meine Gedanken schweiften nach Ihnen umher, ich wußte Sie nicht zu finden; am wenigsten dachte ich mir Sie als Philosophie lesenden Professor ruhig in Ihrer Vaterstadt. So kömmt oft der Einzelne zu gewünschter, erfreulicher Ruhe, während die Menge ungeheuer treibt und getrieben wird. Ihre Bitterkeit begreife ich sehr wohl, lieber Sibbern, sie ist auf das Rechte, auf das Beste im Menschen gegründet. Es ist wirklich unerhört, was Sie und alle Ihre Lands-leute so schwer drückt. Jeder denkt, mehr oder weniger,

wie Sie und Ihre Landsleute, und wer richtig erkennt und würdigt, erwartet und hofft, daß man nicht willig sich weggeben lasse.

Von mir und meinem Leben kann ich Ihnen nichts sagen, was Sie nicht wüßten; ich erkenne das Gute und Herrliche, was mir vor vielen geworden, danke Gott täglich für das Glück, Freunde zu haben, die teils mit, oder zu gleicher Zeit mit mir durchs Leben gegangen, und die teils mir später geworden sind, wie Sie, lieber Sibbern, und Twesten*), den ich jetzt fast so oft sehe, als ich Sie sah — wir lesen und schwatzen miteinander, und sein Umgang ist mir lehrreich und erfreulich. — In dieser großen Zeit der Aufopferung, wo jeder seine besten Kräfte mit dem Ganzen widmen soll, gebe ich denn auch meine geringen hin. Das Unterrichten hat mir immer Freude gemacht; jetzt da so viele Familien durch den Krieg herunter gebracht, ihren Kindern nicht mehr die Lehrer halten können, wie sie früher gethan, so habe ich mir 8 junge Mädchen aus dem Mittelstande gewählt, von denen ich täglich welche unterrichte, so daß mein Vormittag von 9—12 Uhr jeden Tag besetzt ist, und ich die Nachmittage noch immer mit Corrigiren der Arbeiten beschäftigt bin. Diese meine bestimmte, nicht unterbrochene Beschäftigung, und mein geselliges Leben, das sich diesen Winter noch sehr erweitert hat, nehmen mir so viel Zeit, daß ich sonst gar nichts treiben kann, und mir vorgenommen, diesen Sommer, wo ich zu

*) August Detlev Twesten (1789—1876), Theologe, später Nachfolger Schleiermachers; damals Gymnasiallehrer in Berlin.

meiner Schwester gehn werde, fleißig Griechisch und Spanisch zu treiben.

Während Sie sich in größter Ruhe, Freude und Genuß bei interessanten Menschen in schöner Natur aufhielten, war ich von den Franzosen, mit dem halben Berlin zugleich, vertrieben, ging mit Mutter und Schwester nach Breslau, von dort weiter getrieben nach dem Oesterreichischen, und bin während des Waffenstillstandes zurückgekehrt. Im August, in der Schlacht bei Groß-Beeren, wenige Meilen von Berlin, ward der älteste Sohn meiner Schwester verwundet, er war dem Tode nah; meine Schwester und ihre Tochter, ein sehr liebliches Mädchen, waren $4^1/_2$ Monate bei mir um den Kranken, den ich in mein Haus bringen ließ, zu pflegen, und den 16ten Januar sind sie, mit dem von sechs Aerzten aufgegebenen und dennoch genesenen jungen Mann wieder nach Hause gereist. — Nun von den Menschen, von welchen Sie wissen wollen. Niebuhr ist in Geschäften des Staats in Holland, Schleiermacher ist mit den Seinen wohl, und sie grüßen Sie recht freundlich, Weiß *) ist gleichfalls gesund. Steffens ist in irgend einen Generalstab, und ich hatte die große Freude ihn ein paar Tage in Breslau zu sehn, wo er auf Urlaub hin kam. Frau v. d. Recke sitzt mit Tiedge auf einem Felsschloß in Böhmen. Goethe ist gesund und sieht, gewiß nicht ohne Schmerz „einen großen Mann zu Grunde gehn" — Zelter ist der alte. Die hiesige Universität hat zwei unersetzliche

*) Der Mineralog Chr. S. Weiß (1780—1856), Professor an der Berliner Universität.

Verluste gelitten: Reil und Fichte. Beide sind ein Raub des Lazarethfiebers geworden, der erste in Leipzig angesteckt, der andere von seiner Frau angesteckt, die, wie sehr viele Frauen hier, die Kranken besuchte und pflegte, von welchen Hospitäler und andere Gebäude voll waren — sie selbst genas, er starb — sehr und allgemein bedauert — so auch Reil. —

Prenzlau, 11. Juli 1814.

Was bedeutet Ihr unerhört langes Schweigen, Sibbern? Ström hat Ihnen Brief von mir gebracht, und das ist schon sehr lange her; er besorgte auch ihren Koffer mit den bei mir aufbewahrten Sachen und Büchern — vom Empfang dieser und des Briefes habe ich keine Nachricht. — — Meine Zeit, flüchtige Bekanntschaften zu machen ist vorüber, und wäre die unsere eine solche gewesen, so könnten mich die Stunden gereuen, die wir miteinander verlebt haben.

Das Ungeheuerste ist geschehen, seitdem wir getrennt sind, und ich freue mich mit Ihnen des Widerstandes jenes tapfern, Ihnen benachbarten Volkes gegen die Unterjochung; möge Gott ihm beistehn! — —

Berlin, 23. Sept. 1814.

Wie konnten Örsteds doch so nahe an Berlin sein, und es nicht besuchen. — Ich weiß nicht wer sagt, daß man von manchen Männern wohl wissen mögte, was

sie für ein Mädchen lieben könnten: was sie für Freundinnen haben, ist eigentlich sehr viel interessanter; denn das Leidenschaftliche, das im Verhältnis zu den ersten spricht, fällt bei den andern ganz weg, und der Mensch steht rein da in seiner Ruhe — Wie leid muß es mir nun nicht sein, Sophie Örsted nicht kennen gelernt zu haben.

Ström sollte Ihnen von mir erzählen? Wie hätte er das wol gekonnt, selbst wenn er mich oft gesehn hätte? Das äußere Leben, zu dem die Menschen doch auch gehören, wenn sie nicht in uns eingewachsen sind, geht ganz an ihm vorüber — es berührt ihn selten.

Schleiermacher ist seit 14 Tagen von einer Rhein- und Badereise, welche seine Gesundheit bedurfte, zurückgekehrt, und wirklich sehr wohl — der helle Punkt ihrer Reise war Heidelberg, und beide (denn die Frau war mitgereist) sind entzückt davon. Goethe war in einem andern Bade, nur zwei Meilen von Schleiermacher; sie haben sich aber nicht gesehen.*) Goethe erkennt Schleiermacher nicht an, dieser aber jenen vollkommen. Goethe ist eigentlich etwas Heide, Schleiermacher ist ihm zu christlich, so wie unser wahr christlicher Freund es vielen andern zu wenig ist; seine Viel-, ja fast möchte ich sagen Allseitigkeit läßt das Fehlende am Menschen ruhen, und ergreift das Positive, und das ist eben eine Gabe Gottes, die das Christentum ausbildet und nach allen Seiten hin verbreitet.

Unser Gesandter an Ihrem Hofe, Graf zu Dohna,

---

*) Goethe war im Juli/August in Wiesbaden.

bringt Ihnen diesen Brief mit. Besuchen Sie ihn; es ist ein sehr wackerer Mann, und er und seine treffliche Frau sind meine Freunde; es thut mir sehr leid, daß sie Berlin verlassen.

Diese Zeit ist wohl eine der wichtigsten für Europa; sein Glück oder Unglück wird entschieden. Die Schwerfälligsten haben sich bewegt, sich in Einen Punkt versammelt, und von ihm aus werden Fluch oder segensreiche Strahlen ausgehn — wirklich kann das Gemüth erst nach vollendetem Congreß Ruhe finden über die äußere Welt. Es *kann* eine schöne Zeit hier für uns aufgehen; ob sie es *wird*, ist aber die Frage; es geschieht nichts mit rechter Kraft dazu, und beim Durch*kämpfen* geht so manche Kraft schon auf dem Wege verloren.

Ich muß den Brief plötzlich enden, weil ich ihn dem Grafen schicken muß.

Leben Sie wohl, kiere [teurer] Sibbern! Sie bekommen bald irgendeine kleine Handarbeit von mir.

Jeg har glemt alt mit Danske *); im Winter will ich aber wieder lesen.

Berlin, 27. Oct. 1814.

Sie werden, lieber S.! nun wohl den Brief durch unsern Gesandten erhalten haben, so wie ich den Ihrigen mit den Büchern durch Herrn *Pingel*, wofür ich Ihnen freundlich und herzlich danke.

*) Ich habe all mein Dänisch vergessen.

Mit Freude habe ich von Pingel gehört, daß Sie mit vielem Beifall lesen, das heißt doch nicht anders als, daß die Leute Sie verstehn und von Ihnen lernen; dies mit ihrem regen, immer währenden innern Treiben verbunden giebt Ihnen das schönste geistige, wissenschaftliche Leben; der Verkehr und Umgang mit gleichgesinnten und gleichstrebenden Menschen kann Ihnen auch auf keine Weise fehlen, und so, mein Freund, ist die Gestalt Ihres Lebens für die ersten Jahre die gefälligste, wünschenswerteste. Auf spätere Zeit aber, mein guter S.! muß doch noch anderes sich aufthun für Sie. Ich fühle es zu lebendig, zu schmerzlich, daß man ohne Familie einem kalten, freudenlosen, toten Alter entgegengeht, und wem Gott das schönste Glück versagt hat, eine eigne Familie um sich zu bilden, der muß einer verwandten sich anschließen, um doch irgend wie einer anzugehören. Herber und früher fühlt dieses Bedürfnis die Frau, und besonders die kinderlose Wittwe, später aber auch der Mann. — Wenn Örsteds Ihnen die Menschen sind, die Liebe und Ehe Ihnen ersetzen können, wie so etwas ersetzt werden kann, so wünsche ich Ihnen Glück zu der seltenen, herrlichen Gabe, die Ihnen Gott geschenkt. Wenn die Welt Ihnen erst ferner treten wird, da werden Sie erst recht erkennen, was Sie haben; denn was wißt ihr glücklichen, frischen Menschen, was ein vereinsamtes Leben ist! Unendlich wohltuend ist es mir, ein junges, aufgehendes Leben vor mir zu sehen, ich meine nicht, das des Knaben zum Jüngling, sondern das des letzten zum Mann, das Ausströmen der schönsten

Strahlen und ihr Sammeln wieder in Einen Punkt. Ich verstehe manches, kann leicht sehn, wo es weiter gehn und wo es sich wieder zurückziehen muß, von innen entweder zurückgenommen oder von außen zurückgetrieben; beides kann selten ohne tiefen Schmerz geschehen, und ich sehe oft mit Bedauern voraus, wie es kommen muß. Doch aber wünsche ich jedem jungen Gemüth diesen Schmerz, und bedaure dasjenige, das durch allzufrühes Fertigsein, durch Klarheit und eine Art von frühreifer Bestimmtheit ihn nicht zu fühlen fähig ist. Zu den letztern gehört Twesten, der nun schon in Kiel seine Vorlesungen angefangen hat. Der sehr lehrreiche Umgang dieses Freundes dürfte mir doch nicht so bald ersetzt werden — hat er mir auch oft schlaflose Nächte gemacht, hat er mich auch oft halb toll gesprochen, so bedaure ich doch jeden Tag seine Abwesenheit. — Seit er fort ist, sehe ich einen jungen Mann, den Sie auch kennen, Susemihl; der dürfte wohl zu der anderen Gattung gehören. Er ist so frisch und blühend, faßt alles mit der reinsten Unschuld auf, — dem Armen steht noch viel bevor, Gott möge ihn beschützen!

Örsted hat geheiratet? Grüßen Sie ihn, besonders aber Sophie Örsted und Oehlenschläger.

Kennen Sie die Brun genauer? Wie gefallen Ihnen meine Dohnas? Nun leben Sie wohl, mein lieber Freund, und bleiben Sie mir treu.

Berlin, 18. Decbr. 1814.

Womit ich den Brief hätte beschließen sollen, den ich Stuhr mitgegeben, fange ich diesen an — mit Grüßen. Am herzlichsten thut die Recke dieses, die wieder einheimisch im lieben Berlin ist, und sich Ihrer schon mehrere Male mit wahrer Teilnahme erinnert. Tiedge desgleichen — ich hoffe aber, daß Ihnen an diesem Gruße weniger liegt. Wenige Menschen widerstehn mir wie dieser — mir ist, wenn ich mit ihm spreche, als tauchte ich in ein Schneebad. Die zweite freundliche Erinnerung und Gruß sind von Zelter, mir auch recht angelegentlich aufgetragen — Und was kömmt wohl diesem nach? Ich bin ordentlich künstlerisch, wahrhaft rednerisch zu Werke gegangen, habe das Beste zuletzt gelassen — — Goethe ist es, der Ihrer sehr freundlich und mit Interesse gegen Zelter gedacht — und diese kleine Freude hätte ich Ihnen schon im letzten Briefe machen können, wenn ich nicht so eilig hätte sein müssen; denn Stuhr war nur wenige Tage hier.

---

1. Jan. 1815.

Dieses Jahr habe ich bei Schleiermachers begonnen; es ward der abwesenden Freunde glückwünschend gedacht, und ich dachte auch an Sie, lieber Sibbern! So viel Tage sind hingegangen, ehe ich wieder dazu kommen konnte Ihnen zu schreiben, so beschäftigt bin ich fortwährend mit Dingen und Menschen. Ich lebe diesen Winter sehr fleißig und sehr zerstreut. Der

Professor Bekker, ein äußerst tüchtiger Philolog, liest ein—zweimal wöchentlich die Republik des Plato mit mir, und dann lesen wir einen Abend Spanisch mit Auguste Klein. Das Dänische kann ich jetzt gar nicht pflegen; ich verwahre mir es aber als ein höchst liebes Andenken von Ihnen, mein Freund, das zu seiner Zeit schon wieder in Tätigkeit kommen soll. — —

Von der Brun habe ich immer viel Interessantes gehört, und jetzt mehr von ihrer Tochter Ida; Pretensionen mag die Frau wohl haben, und daran ist die Welt Schuld, die Männer eigentlich, die eine hübsche, geistreiche Frau immer verderben, so wie die Schriftstellerei an und für sich schon immer, die jüngeren Frauen besonders, eitel macht; so ist es auch der Brun gegangen, sie soll aber sehr gut und lieb sein. Daß Sie mir sagen, es fehle ihr nicht an Sentimentalität, ist mir ordentlich wohlthuend — es liegt mir der Sinn darin, daß Sie sie vermissen, wo sie nicht ist. Man hat das Kind mit dem Bade ausgegossen. Es ist wahr, daß es eine Zeit gegeben, wo die Sentimentalität übertrieben wurde, bei Männern wie bei Frauen; die jetzige Zeit ist aber auch so leer davon, daß, aus dem Bestreben sie ja nicht wieder aufkommen zu lassen, junge Gemüther sich gleichsam verknöchern. Das wissenschaftliche Streben ist jetzt das entschieden vorherrschende, und zwar in einem Grade, daß nicht selten das Menschliche darüber zu Grunde geht; dies kann freilich nur von Männern gelten; diese aber machen den Geist der Zeit, und so müssen die Frauen auch nach, und werden wie sie in

einer Rücksicht ohne es in der andern werden zu können. Es berührt mich oft hart, wenn ich bei einem jungen Mann das Fehlen des Menschlichen so deutlich sehe; ich sehe es leider bei vielen, und stehen sie mir irgend wie näher, fühle ich es um so mehr. Lassen Sie es mich Ihnen sagen, lieber Freund, daß Sie bei all Ihrem wissenschaftlichen Treiben, bei all Ihrer Anerkennung und Würdigung des Höheren, jenes Gefühl in sich erhalten haben, was man „Sentimentalität" nennt — was dem eignen Herzen und dem der Freunde Wohltat ist, ohne dem Geiste irgend wie Eintrag zu thun. Auch Schleiermacher hat es erhalten.

— — Schreiben Sie mir bald. — Adieu — jeg siger: god Natten.*)

H. H.

Zossen, in der Fliederlaube meiner Julie [Wolf], 4. Juli 1815.

Sibbern, lieber Sibbern, kiere Ven [teurer Freund], sein Sie mir nicht gründlich böse, daß ich Ihnen so sehr lange nicht geschrieben habe. Sie hätten doch alles Recht dazu; sein Sie es aber dennoch nicht, und sagen Sie mir bald, daß Sie es nicht sind — der liebe, stille, freundliche Ort hier soll für mich bitten. —

Von meinem Winterleben sage ich Ihnen nichts; Sie kennen es, es gehört zu den angenehmsten Lebensweisen, die man in einer Lage, wie die meine ist, nur immer haben kann; mein Sommerleben aber zu den

*) Ich wünsche gute Nacht.

unangenehmsten — denn ehe ich Wald oder Feld erreichen kann, bin ich ermüdet und muß mit schmerzenden Füßen an den Rückweg denken — mein Geist wie mein Körper geht dabei zu Grunde, und da ich des Alters und der Kränklichkeit meiner Mutter halber Berlin nicht, wie sonst, verlassen durfte, bin ich mit ihr nach diesem lieben, freundlichen Hause, auf 2 Monate gegangen, wo Julie Wolf und ihr lieber, wackerer Mann uns mit Freundschaft und Liebe aufgenommen. Seit 4 Tagen sind wir hier, und ich kann es Ihnen nicht sagen, wie wohl mir ist in dieser Stille, in diesem Hause, dieser Laube, dieser Pracht von Rosen und Lilien, in dieser Ruhe, welche in diesem Augenblick allein vom Gezwitscher der Vögel und vom Rauschen der Blätter unterbrochen wird. Ja, lieber Freund, in solchen Augenblicken steht uns die Welt, mit allem was in ihr ist, die Lieben und Treuen ausgenommen, sehr fern, und man sehnt sich nicht in sie zurück, nicht einmal nach Kunde von ihr.

Ich will nun Ihren lieben Brief, den ich vor mir habe, durchgehn. So wie Sie einst alle Abende fast mir immer von einem Paar schönen Augen vorsprachen, die Sie im Innersten getroffen hatten, so ist Ihr Brief so voll von Goethe, daß Sie mich selbst darüber vergessen; und bin ich schon im Grunde in allem mit Ihnen einverstanden, was Sie über diesen höchst seltenen Menschen sagen, so ist mir dennoch der eigentliche Mensch in ihm nicht lieber geworden, seit ich ihn durch seine Lebensbeschreibung kenne. Ich wußte es schon lange, daß das Heiligste ihm nicht das

Heiligste ist — und hat er dies auch nicht mit deutlichen Worten ausgesprochen, so hat er es durch Thaten. — Hinter dem Worte „Dichtung" glaubt er sich sicher; ist er schon klug so sind es doch andere auch, und so gutmüthige Leser dürfte er schwerlich finden, daß sie, was ihnen nicht recht ist, für Dichtung nehmen werden. Ein herrliches Buch ist die Biographie — aber gewiß — das nenne ich Leichtigkeit im Styl; und dieser Mann kann vielleicht einen eben so schönen Brief schreiben als irgend eine Frau. Doch auch nur „vielleicht", lieber Freund, und das mag Sie trösten, wenn Sie glauben es nicht zu können. — Aus der Forderung an sich selbst mag die Schwerfälligkeit allerdings entstehn, zu der ein Mann im Briefschreiben wenigstens immer Anlage hat, und zwar gerade in Briefen an Frauen, weil sie leicht sein sollen. Deshalb aber, mein theurer Freund, lassen Sie sich nicht abhalten an mich zu schreiben, und das recht oft — doch aber nur wenn Sie „Muße" haben, nicht „Zeit" allein; ein Unterschied, den ich sehr mit Ihnen fühle — in der ersten wird alles gut, in der andern oft nur mittelmäßig, und ich bin sehr geneigt das Wort Muße nicht von müßig, sondern von Muse herzuleiten — mögen mirs die Philologen verzeihn, wenn ich Unrecht habe. Schreiben Sie mir nur, wenn es auch wieder eine große Goetheepistel wäre. Ich will Ihnen auch von ihm sagen, daß er wieder in Wiesbaden ist, und daß Zelter ihm dorthin nach geht. — Haben Sie „das Erwachen des Epimenides" gelesen?

Von mancherlei habe ich Ihnen nun geschrieben,

und noch kein Wort von den großen Wundern, die Gott wieder thut — jetzt erst scheint die Schlange auf dem Haupte [sic] getreten zu sein, und wird sich nicht wieder erheben können. — Aber welche Opfer sind gefallen, welche Herzen zerrissen?

Ich habe „Helge“ *) wofür ich Ihnen herzlich danke, und die Kiempeviser, und sogar ein Lexicon hierher gebracht, um recht ernstlich mit Julien zu lesen, wenn wir nur erst den Anfang machen könnten.

Schleiermacher wird den Winter wohl die „Ethik“ und die „Republik“, wenn auch die letzte nicht ganz, der Welt bekannt machen, wenn nicht durch den Frieden, der nun wohl gewiß ist, die Universität wieder so stark wird, daß er mehr lesen muß als er sich vorgenommen.

Leben Sie wohl, mein theuerer Freund! und glauben Sie mir's nur, daß ich es nicht nur erkenne, sondern auch fühle, was Ihre Freundschaft mir ist.

Grüßen Sie die Orsted, die Liebenswürdige; warum habe ich nicht die kennen gelernt, auch Oehlenschläger und Stuhr.

Wann werden Sie nach Berlin kommen? — Sammeln Sie nur Geld, damit Sie kommen können; es giebt ja Ferien. — Schreiben Sie bald.

Berlin, 23. Novbr. 1815.

— Ihre Freunde, die mir Ihren Brief gebracht haben, sehe ich ziemlich oft bei mir, und zuweilen bei Schedens, wo ich sie eingeführt habe. Howitz braucht

*) Von Oehlenschläger.

meiner hier nicht, er hat viele Bekanntschaften, und sein geselliger, lebendiger Sinn verschafft ihm deren noch mehr; dessen darf ich mich daher nicht annehmen, und Bruuns — kann ich mich nicht annehmen, weil er es mir unmöglich macht, da er sich von allen Gesellschaften und also auch von mir zurückzieht, sehr fleißig studiert und Briefe schreibt. — Die natürliche Schüchternheit, die er zu haben scheint, macht ihn gewiß überall zurücktreten, wo er auch mit vollem Rechte hervortreten konnte; auch ist er keiner andern lebenden Sprache mächtig als der eignen, und leider kann ich höchstens verstehen, wenn er langsam in dieser zu mir spricht, aber wenig antworten, und Deutsch spricht er, zum Theil, wirklich mit Schwierigkeit, und theils macht er sich das Sprechen, eben durch jene Schüchternheit, schwieriger als nöthig; übrigens kann ich mir wohl denken, daß er Ihnen vorzüglich lieb ist; denn er hat gewiß viel Tiefe, was man seinem Wesen ansieht. Außer diesen beiden eigentlich Dänen sind auch einige uneigentliche hier; einer von ihnen, Brandis*), ist meines Freundes Twesten liebster und wärmster Freund; er wird hier Privatdocent bei der Universität; möge ihm wohl hier sein!

Die Wolf grüßt Sie freundlich wieder. Wohl habe ich Helge mit ihr gelesen; die vielen fremden Worte aber machten es uns schwer, und das Lexicon, das ich von der hiesigen Bibliothek hatte, war so schlecht,

*) Christ. Aug. Brandis (1790—1867), Philologe und Philosoph, Freund Bekkers, 1816 Sekretär der preußischen Gesandtschaft in Rom.

daß es wenig mehr Worte hatte, als ich und Julie*) wußten; jetzt erbarmt sich Howitz meiner, und liest zuweilen mit mir — recht viel wird es aber erst dann werden, wenn Sie wieder einmal auf ein Paar Monate hierher kommen. Manche der Romanzen finde ich sehr schön — aber der Vaulundur ist mir noch immer der helle Punkt in meiner dänischen Litteratur, und ich freue mich recht dazu, daß auch die nicht Dänisch verstehenden Deutschen ihn nun bekommen werden, da ihn Brandis übersetzt hat — was kein kleines Unternehmen ist; denn damit man ihn ganz kennen lerne, darf die große Eigenthümlichkeit auf keine Weise verlieren. —

Berlin, 1. Sept. 1816.

Zu den hellen Punkten meines diesmaligen Lebens auf Rügen gehört die Bekanntschaft des Naturphilosophen Schubert, der einer der liebsten Menschen ist, die es geben kann. Durch seine Werke war er mir schon immer sehr lieb gewesen, und seine persönliche Bekanntschaft hat ihn mir noch werther gemacht. — Er ist Erzieher der herzoglich mecklenburgschen Kinder, hat aber ungern Nürnberg verlassen, wo er und seine liebe Frau sehr glücklich waren. — Schleiermacher, Reimer und Bekker sind auch nach Rügen gegangen. Möchte Schleiermacher gesund von der Reise zurückkommen, die er sehr leidend angetreten. Er soll sehr herunter gewesen sein — er sprach viel

*) Ihr Vater war Arzt in Kopenhagen gewesen.

von seinem Tode, und wir alle müssen fürchten, daß wir ihn nicht sehr lange behalten. Die Leute, die von ihm sagen und vielleicht auch glauben, daß er kein echter Christ sei, sollten die Ruhe sehen, mit der er von seinem Tode spricht. — Ich bin es wie meinen Dasein überzeugt, daß er das Christenthum mit all seiner Herrlichkeit in sich aufgenommen hat, von ihm durchdrungen ist, und daß es die letzten Augenblicke seines Lebens erleichtern und verklären wird. Wer ihn kennt wie ich, weiß, daß das zuweilige Verletzen der äußern Predigerform dem eigentlichen Prediger in ihm nicht den geringsten Eintrag thut — das fühlen auch seine Schüler und Zuhörer, zu welchen auch Brandis gehörte, der keine seiner Predigten versäumte — Brandis, den wir alle hier sehr ungerne verloren haben. Er ist ein tiefer Mensch von Geist und Gemüth — leider läßt seine sehr schwache Gesundheit kein langes Leben für ihn hoffen.

Nun soll ich Ihnen noch sagen, wie mir Howitz und Bruun gefallen — es ist mir nicht leicht, weil sie beide, besonders der erste, sich während ihres hiesigen Aufenthalts sehr verändert haben. Howitz war anfangs heiter, leicht, gesellig, er kam viel zu mir und zu Schedens — dann sah ihn keiner mehr von uns, er war hypochondrisch und menschenscheu. Bruun, der still und schweigsam war, schien uns allen eigentlich bedeutender als Howitz, der mehr oberflächliches zu haben schien. Ungerne spreche ich doch ein Urtheil über Menschen aus, die ich allein in rein geselligen Verhältnissen kenne — wie anders sind wir gewöhnlich

in diesen als in Augenblicken, wo es auf Rath und That ankömmt, wo des Schicksals Hand schwer auf uns liegt, oder wo wir durch irgend einen plötzlichen Glücksfall bewegt werden. —

Berlin, 29. März 1817.

Har De glemt Deres Veninde? *) Fast muß ich es glauben, lieber Sibbern, denn unerhört lange haben Sie mir nicht geschrieben. Feurige Kohlen will ich auf Ihr Haupt sammeln, indem ich diese flüchtige Worte Ihnen zusende, und Sie bitte, recht herzlich bitte, mir zu schreiben. Ich könnte fast in sentimentale Klagen ausbrechen, daß Sie sich von mir abgewandt zu haben scheinen, daß unsere Bekanntschaft eine leere, vergängliche Theetischbekanntschaft war u. s. w.; ich will es aber nicht, weil ich es im Grunde nicht glaube.

Ich bin gesund und ruhig; was diesen Winter aus mir werden wird, das weiß ich nicht; vielleicht reise ich weit, vielleicht auch gar nicht.

Grüßen Sie Oehlenschläger und danken Sie ihm für die Freude, die mir sein Correggio gemacht hat, den ich dänisch gelesen habe. — Bessern Sie sich in Rücksicht meiner!

Zossen, 6ten Juli 1817.

Lassen Sie mich Ihnen das große Wort gelassen aussprechen, lieber Freund: d. 16. d. M. reise ich von hier — nach Italien. Auguste Klein ist meine Reise=

*) Haben Sie Ihre Freundin vergessen?

gefährtin, ein tüchtiger Bedienter unsere Begleitung. Wir werden sehr langsam reisen, werden über Leipzig und Nürnberg gehen, dann nach München, wo wir vierzehn Tage bleiben wollen, um alles recht zu genießen, dann durch Tyrol nach Verona, Venedig und Florenz, wo wir 3—4 Wochen bleiben, und in der Mitte Septembers denken wir in Rom zu sein, wo wir den Winter über bleiben. — Mit einfachen trocknen Worten habe ich Ihnen da hingestellt, was mich so lange schon bewegt, was mir in goldenem Schein in meiner Kindheit schon vorschwebte, womit meine Jugend schwärmte und was mir in meinem immer reifer werdenden Alter wünschens- und begehrenswerth blieb. Meine Bekannte glauben, ich werde nicht wieder kommen; ich weiß es besser; Deutschland nicht nur, sondern Berlin bleibt meine Heimath — nicht etwa weil ich dort geboren bin, sondern weil mein besseres Leben mir darin aufgegangen ist, weil mein innerer Sinn darin geweckt worden ist durch Dinge, Menschen, Leben. 2 Jahre könnten wohl darüber gehen, ehe ich völlig in Ruhe bin; dann bleibe ich aber auch ganz stille sitzen, gehe nur noch zuweilen zu meiner geliebten Schwester nach Prenzlau, und warte übrigens, bis das Leben hier zu Ende geht, hoffe auf ein anderes, und werde stets daran arbeiten, daß durch Tugend und Religion es ein seeliges werde.

Der Dr. Petersen hat mir Ihren geschriebenen Gruß gebracht, und ich danke Ihnen für seine Bekanntschaft; er ist ein lebendiger, regsamer Mensch, der alles Gute und Schöne mit rechtem Sinne sieht.

Er war nur kurze Zeit in Berlin; vielleicht sehe ich ihn noch in München, wohin er gerne will, wenn Zeit und Geld hinreichen. Er hat mir viel von Ihnen erzählt, und von dem Streite Oehlenschlägers und Baggesens und auch von Ihrem Büchelchen gegen die Theaterdirection, wovon ich schon früher gehört hatte. Wenn Sie etwas dadurch bewirkt haben, so mögen Sie Recht gehabt haben es zu schreiben; sonst dünkt es mich nicht die Sache des Philosophen, nicht die des ruhigen Bürgers, mit einer Theaterdirection in Fehde sich zu begeben; auch versteht es niemand eigentlich als jene, was sie anzunehmen oder zu verwerfen haben, d. h. was der Casse Geld einbringe oder nicht — denn darauf allein hat sie leider! in unsern Zeiten zu sehen, wo es nicht mehr von ihr gefordert wird, die Zuhörer zu sich hinauf zu ziehen, weil sie nicht Geld genug hat vor leeren Bänken Vorstellungen zu geben, sondern sich zu diesen herablassen muß, um das Personale bezahlen und die Unkosten bestreiten zu können. — Ich wollte, daß ich Ihr Büchlein im Manuscript gesehen hätte, und hätte ich es heftig gefunden, so hätte ich abgerathen es bekannt zu machen — jetzt habe ich freilich kein Urtheil, als höchstens ein sehr vagues, über das ganze Unternehmen. — Oehlenschläger und Baggesen geht es wie allen Menschen, die durch irgend etwas ausgezeichnet sind, sie haben Feinde und Freunde; denn vor kurzem habe ich noch einen sehr eifrigen Freund Baggesens gesprochen, der ein entschiedener Gegner Oehlenschlägers ist.

Schreiben Sie mir bald den „Brief“, den Sie mir

mit Petersen schicken „wollten"; die Gedichte habe ich bekommen, er hat einige mit mir gelesen, die mir sehr wohl gefallen haben.

Sehr recht hatten Sie mit den Worten: daß „mir wohl war, als ich ein Krankenhaus um mich hatte" — wäre ich nicht oft in der schmerzlichsten Angst um das Leben meiner geliebten Schwester gewesen, hätte ich nicht gesehn, daß ich meine alte Mutter eigentlich aus dem Leben hinaus pflegte, so wäre ich ordentlich glücklich in dem immerwährenden Treiben von Küche und Kammer zu und von Bett gewesen.

Ihre Schrift über das Christenthum bitte ich mir zu senden, freilich werde ich es erst bei meiner Rückkehr lesen können. — Der König hat dem Bischof Sack den Auftrag gegeben, ein Gutachten über die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen zu verfassen; Schleiermacher hat längst dafür geschrieben. Seine Ethik und sein Plato ruhen jetzt, er hat ein bedeutendes Werk über den Lukas geschrieben.

Grüßen Sie die arme Örsted und ihren Schwager. — Leben Sie tausend mal wohl.

Ihre

H. Herz.

Henriette Herz an Louise Seidler.

Rom, 12. Februar 1818.

Vor einer Stunde brachte Thürmer mir Ihren Brief, meine liebe Louise, und im ersten Gefühl der Freude, die er mir machte, will und muß ich Ihnen dafür danken und Ihnen sagen, wie ich es recht erkenne, daß es lieb und gut von Ihnen ist, mir geschrieben zu haben! Durch einen von hier abgehen wollenden Künstler wollten wir Ihnen schreiben, er reiste aber nicht, und so unterblieb auch unser Schreiben; jetzt durch Ihre Freundlichkeit von neuem angeregt, verschiebe ich es nicht länger und werde den Brief durch Ringseis besorgen lassen.

Wie soll ich nur anfangen Ihnen zu erzählen, zu sagen, wie glücklich und angenehm unsere Reise war, und wie unendlich herrlich es hier ist! Ja, liebste Louise, wer nicht nothgedrungen muß, der soll nicht sterben, ohne Rom gesehen zu haben, ohne durch Tyrol dahin gereist zu sein. Wie übertrifft die Wirklichkeit jede Beschreibung! wie viel höher steht Tyrol mit seinen Bewohnern, als selbst Goethe sie (sic) beschreibt!

Wie wohl mir in München war, das müssen Sie gesehen haben; dem verehrten trefflichen Jacobi, dessen flüchtige Bekanntschaft wie ein schöner Traum mir

vor der Seele schwebte, näher zu sein, ihn zu sehen, zu sprechen, mich seiner Freundlichkeit, deren er mich würdigte, zu freuen, die Bekanntschaft von Schellings, Gotters, Niethammers und des bei Jacobis versammelten Kreises — alles das war eine schöne Weihe zur Erfüllung meines Jugendtraumes.

Mit München ging mir für Erste das Leben mit interessanten Menschen unter, das der Natur ging aber auf, und wahrlich, alles was ich bis jetzt Großes, Schönes und Herrliches gesehen habe, vermindert den Eindruck nicht, den jenes herrliche Land auf mich gemacht hat. Alle Beschreibung der Natur und der Menschen dort giebt keinen Begriff von der Wirklichkeit — ich schweige also auch gegen Sie davon, liebe Louise, und sage Ihnen nur, daß, vom Himmel begünstigt, wir glücklich in Verona ankamen.

Verona war nun eigentlich die erste große italienische Stadt, die wir sahen, und in ihr die ersten Ueberbleibsel großer, längst vergangener Zeiten. Das schöne Amphitheater verfehlte seine Wirkung nicht auf uns, auch gingen wir gläubig in ziemlich starkem Regen nach einem kleinen, wüsten Garten, und holten uns ein Steinchen von Julie und Romeos Grabe. Durch unsern Banquier, einen Schweizer, sahen wir das Merkwürdigste in Verona, und nach drei Tagen reisten wir ab, gingen durch das schöne, aber öde und wüste Padua längs der Brenta nach Venedig. Liebste Louise, bilden Sie sich ja nicht ein, durch alles, was Sie gelesen, gesehen, und gehört haben von dieser Zauberstadt, auch nur einen entfernten Begriff von ihr zu haben; in

jeder Hinsicht übersteigt sie das Bild, das man sich von ihr macht. Bunt, voll und fast kleinlich ist alles, was ich von Venedig gemalt gesehen habe. Die Paläste stehen aber in grauer, stiller Pracht längs des großen Canals, indeß ein auf keine Weise zu beschreibendes Leben auf dem herrlichen Marcusplatz und der Riva schiavone in unendlichen Gestalten und Tönen sich zeigt. Berauscht vom Unerwarteten, Großen, Reizenden war ich die ersten Tage, und die fünf Tage unseres dortigen Aufenthalts verstrichen in Einem Genuß, und das Bild Venedigs steht wie ein schöner Zauber vor meiner Seele. Von Venedig nach Florenz hielten wir uns nur einen Vormittag in Bologna auf; in Florenz waren wir 4 Wochen, und dort sah ich zuerst mehrere herrliche Marmorbilder, deren schwache Nach- und Abbildungen ich früher an mehreren Orten gesehen hatte. Wie Bekannte in verklärter Gestalt traten sie mir entgegen — und mit Wahrheit kann ich Ihnen sagen, liebe Louise, daß ich zuerst vor ihrer mächtigen Herrlichkeit so erschrack, daß mir die Brust eng ward, ich die Augen niederschlug und mich wegwandte. Vor der Gruppe der Niobe war dies besonders der Fall; allmählig ward ich vertrauter mit ihnen und kehrte gern und freudig immer wieder zu ihnen zurück. Deutscher Umgang fehlte mir in Florenz, und nachdem ich Alles tüchtig, nach meinen Kräften, gesehen hatte, verließ ich es gerne, um dem höheren Ziele entgegen zu eilen, und vergnügt und gesund kamen wir am 11. Octbr. Vormittags um 12 Uhr in Rom an. War ich den ganzen Morgen des letzten Reisetages außer

mir, so war ich es nicht weniger, als ich endlich wirklich durch das Thor einfuhr, den Obelisk, die auf dem Platze liegenden Kirchen u. s. w. sah. Das Wetter war herrlich in den ersten Tagen unseres Hierseins, und mir war oft, als hätte ich Flügel an der Seele, so erhoben, so getragen fühlte ich mich. In den ersten Tagen sah ich mehr, als ich vertragen konnte, und der sich einstellende Regen machte mir die nöthige Ruhe erreichbar. Der Regen hielt ungewöhnlich lange an, wir waren aber dennoch sehr glücklich, denn wir waren in Rom! In Frau von Humboldt, der gegenüber wir unser kleines Quartierbereich fanden, umarmte ich eine längst bewährte Freundin, in den Söhnen der Friedrich Schlegel liebe junge Freunde, die ich wie Söhne selbst liebe, da sie meinem Herzen durch die Liebe der Mutter nahe verwandt sind; in den beiden Schadows sah ich alte, gute Bekannte, und ebenso machte ich in den ersten Tagen die Bekanntschaft von Cornelius und Overbeck. Bin ich in meiner Unkunde und Unwissenschaft in der Kunst schon nicht berechtigt, etwas darüber auszusprechen, so darf ich Ihnen doch sagen, daß die Arbeiten dieser jungen Männer mich wunderbar, Jedes nach seiner Individualität, ergriffen. Den jüngsten Schadow sah ich beim Abschiede von Berlin als einen zierlichen jungen Weltmann und eleganten Portraitmaler, der durch einige ähnliche Portraits vornehmer Personen schon eine Art von Ruf hatte, der ihn über die Gebühr eitel machte. Den jüngsten Veit (Philipp, den Sie wohl von Dresden her kennen) sah ich als Anfänger der Malerkunst Berlin

verlassen, nachdem er von der schönen Prinzeß Wilhelm ein gut gedachtes, aber dürftig und schwach ausgeführtes Bild gemalt hatte. Von Overbeck kannte ich ein kleines Madonnenbildchen mit steifen Falten und gelben steifen und starren Haaren, von Cornelius Zeichnungen von Faust und den Nibelungen — nichts in Farben — und wie fand ich alle diese Leute, nachdem ich sie ganz anders zu finden, nach Goethes Main- und Rheinreise glauben mußte! Schadow war ein Portraitmaler geworden, der jedes Portrait zum Tableau erhöhte, sowie in seinen Compositionen sich stilles, frommes Gemüth ausspricht, und zwar auf die lieblichste Weise durch Form und Farbe. Philipp Veit, der im Jahre 11 sein erstes Oelbild malte, dessen Studien durch den Freiheitskrieg Deutschlands, den er mitgemacht hatte, unterbrochen wurden, hatte Riesenschritte gemacht, und stehen seine Gestalten und ihre Umgebungen vielleicht jenen an Lieblichkeit nach, so drücken sie doch eben so tiefen Sinn auf vielleicht kräftigere Weise aus. Overbeck verbindet mit eben diesem tiefen, stillen Sinn eine ungewöhnliche Grazie in Männer- und Frauengestalten. Cornelius steht vor allem hoch da, und alles was ich früher von ihm gesehen habe, verschwindet gegen das, was er seitdem gemacht hat und jetzt macht. Der tiefe Ernst in den älteren Manneskòpfen, die Milde und Männlichkeit und sogar Lieblichkeit und Innigkeit in den jüngeren, die hohe Weiblichkeit in den Frauenköpfen ist in allen seinen Compositionen gleich groß und schön. Bartholdy, der preußische General-Consul, gab den vier Genannten

zuerst Gelegenheit, ihr Talent in der Frescomalerei zu zeigen, und das kleine Zimmer, das er in der gemieteten Wohnung konnte malen lassen, enthält viel, sehr viel Schönes, und jetzt läßt der Marchese Massimi in seinem Palaste zwei Säle malen — den Dante und den Tasso — d. h. die Haupt- und bedeutenderen Nebenmomente beider Gedichte darstellend. Cornelius hat sich den Dante, Overbeck den Tasso gewählt, und Beide haben schon Cartons dazu fertig, die ein selten herrliches Werk versprechen. Overbeck hat erst das Mittelstück der Decke ganz fertig; das befreite Jerusalem in der Gestalt einer auf einem prächtigen Sessel sitzenden Frau, der zwei Engel eben die Ketten abgenommen haben, die sie schwebend noch in den Händen haben. Die schöne Gestalt sieht ernst und fest und mit erlaubtem stolzen Gefühl aufwärts, den Werth der Freiheit fühlend, doch anerkennend, von wannen sie ihr kommt. Cornelius, der sehr schnell arbeitet, hat schon zwei Cartons mit vielen Figuren fertig, von denen die meisten trefflich gelungen sind.

So, liebe Louise, hat der eigene Genius diese Jünglinge über das erhoben, wonach sie sich mit Gewalt bilden wollten; ich meine, daß ihr besserer Genius sie bewahrt hat vor den Unvollkommenheiten Derer, nach deren Vollkommenheiten sie mit Recht strebten und streben, die sie in einem gewissen Grade schon erreicht haben und hoffentlich immer mehr erreichen werden. Hätte Goethe die Arbeiten dieser jungen Männer gesehen, er würde vieles nicht über sie haben sagen lassen; sähe er sie noch, er nähme manches zurück.

Ich habe Ihnen nur diejenigen genannt, die mit Recht als die vorzüglichsten genannt werden — es giebt aber noch einige, die Lob verdienen, und dazu gehören der älteste Veit [Jonas], der langsamer als die anderen arbeitet, daher auch weniger große Fortschritte gemacht hat; seine Bilder sind melancholisch in Composition und vielleicht auch in Farben, derselbe tiefe, fromme Sinn aber ist auch in ihnen. Lassen Sie uns den Geist, der über Jene gekommen ist, nicht tadeln, wenn er auch etwas in sie gebracht, das vielleicht aus ihnen wegzuwünschen wäre. Ist es in unsere Macht, zu sagen, daß sie so streng sittlich, so gründlich künstlerisch, so rechtlich, wacker, fromm und treu wären, wenn sie geblieben, was sie waren? Und was waren die meisten? Etwa Protestanten? Nein — sie waren nichts, sie waren ohne alle Religion, denn wären sie Protestanten im wahren Sinne des Wortes gewesen, so könnten sie ja wohl alles gewesen sein, und geworden sein, was sie jetzt als Katholiken sind.

Ich habe Ihnen, liebste liebste Louise, flüchtige Worte über die neue Kunst hier und gar keine Rede über die alte gesagt, denn mit meinem Verstehen der Kunst steht es schwach; ich fühle sie allenfalls — die Menschen und die Natur verstehe ich besser, und so erfreue ich mich täglich des Umgangs mehrerer Künstler, die den Abend gerne Theil nehmen an unserm Theetisch, der mit seinem siedenden Kessel uns nordische Abende nach südlichen Tagen bereitet — so entzückt mich täglich der dunkelblaue Himmel, die herrlichen, mit Schnee bedeckten Berge, die in der schönsten Mittag-

und Abendbeleuchtung vor mir liegen, indeß ich in warmer Sonne unter ewig grünen Bäumen stehe, auf hellgrünem Rasenteppich, der mit den mannichfaltigsten Blumen von ungeheurer Farbenpracht bedeckt ist — umgeben vom Duft der fast nie verblühenden Veilchen, nie aufhörendem Vögelgesang, indeß fast rund umher die jetzt reifen Pomeranzen mich aus dunkelgrünem Laube anglühen. Sagen Sie nur, wie das alles eine arme Nordländerin, die im Schnee geboren und erzogen ist, aushalten soll — mir ist auch oft, als könnte ich es nicht — und nun in all dieser Himmel- und Erdepracht gesammelt und aufgehäuft Schätze der Kunst aus ihren besten Zeiten, in unglaublichem Maße, ja, aufgehäuft und einzeln; denn in jedem Winkel der Stadt findet man Andenken der großen Kunstzeit. Und doch, und doch giebt es treffliche Menschen, denen das alles nicht genügt, denen es in Rom nicht gefällt — die sich in dem, was da ist, stören lassen durch das, was sie vermissen, die über das Nichtgute, das wirklich da ist, das nicht sehen, was klar, groß und herrlich da liegt.

Zu diesen aber gehört der Kronprinz von Bayern nicht, an dessen großer Freude an Rom ich meine eigne Freude habe, dieses ist ein einziger Prinz, wahrlich, in dessen Nähe man vergißt, wie hoch er in der äußeren Welt über Einem steht. Er erkennt in vollem Sinne den Werth und das Verdienst der hiesigen deutschen Künstler nicht nur, sondern alles, was hier zu erkennen ist — läßt sich durch nichts stören im Genuß der Herrlichkeit, die einem gesunden inneren Sinne

hier überall, aus jedem Winkel, von jedem altem Gemäuer, in hohen Sälen, wie vom Rasen, entgegenstrahlt. Er ist in Einem Entzücken, das ich vollkommen mit ihm theile, und wahrhaft wohl tut es mir, daß er die deutschen Künstler, und besonders die Preußen, auszeichnet. Eberhardt, seinen Landsmann und künftigen Unterthan, hat er erst während seines jetzigen Aufenthaltes recht kennen und würdigen gelernt. Steht er als Bildhauer nicht so hoch, wie mancher andere, und besonders wie Thorwaldsen — der wahrlich auf selten hoher Höhe steht, — so ist er als Componist bewundernswerth und wahrhaft groß. Das tiefste Gemüth spricht sich in anmuthigen Gestalten und Zusammensetzungen in seinen Zeichnungen aus, auch wird der Kronprinz ihn hoffentlich beschäftigen. Dieser besucht alle deutschen Künstler und hat sich mit seinem Gefolge mit alltdeutscher Tracht bekleidet; er meint, Ringseis sähe wie ein Geisterbeschwörer darin aus; und finde ich auch das grade nicht, so sieht er doch wunderlich genug mit seinem Schnurr-, Knebel- und Zwickelbart aus, der seinem mageren Gesicht ein wunderliches Ansehen giebt.

Den 17.

Nun, liebste Louise, will ich nur aufhören; denn wie viel ich auch noch zu sagen hätte, so muß ich es, denn wo die Zeit hernehmen? Des Vormittags scheint mich die Sonne zum Zimmer hinaus, ich kann es nicht aushalten im Hause, und den Abend sind entweder

Leute bei uns, oder wir sind drüben bei Frau von Humboldt, wo auch immer deutsche Künstler sind. Dann habe ich die Bekanntschaft einiger englischen Häuser, die mir auch zuweilen einen Abend nehmen, und auf diese Weise lerne ich denn geläufig deutsch und englisch sprechen, an italienisch ist nicht zu denken, da mich die italienischen Gesellschaften langweilen, und ich die Bekanntschaften dieser sonst wirklich zuvorkommenden Leute vernachlässige.

Leben Sie wohl, recht wohl, streben Sie danach uns noch in Rom zu sehen, die Reise ist bequem und nicht sehr kostbar. Grüßen Sie Jacobis; wie soll ich Ihnen aber sagen, wie Alle und wie Jeden, mit Liebe und Dank? Sie werden es wohl wissen. Schellings, Roths, Niethammers, und wer freundlich meiner gedenkt. Schreiben Sie mir bald wieder, ich sage Ihnen meine Adresse in dem Papierchen, in welchem die Veilchen liegen, ein paar Veilchen in der Villa Pamphili gepflückt!

Leben Sie wohl und seien Sie gewiß, daß wir Ihrer oft freundlich gedenken.

Henriette Herz.

Briefe von Friedrich Schlegel und anderen an Schleiermacher.
Briefe von Schleiermacher.

G. L. Spalding an Schleiermacher.*)

Berlin, den 27. 28. Februar 1803.

Herz ist unterdeß gestorben. Es wird Sie für seine Wittwe erschüttert haben. — Ich habe sie gesehen, und ich glaube sie wird die Verminderung des Glanzes in ihrer Lage mit Würde tragen. Anerbietungen von der Levi **) hier, und der Arnstein in Wien, bei ihnen zu leben, soll sie ausgeschlagen haben der Unabhängigkeit wegen; welches mir sehr gefällt. Das Gerücht sie sei Erzieherin der jüngsten zehnjährigen Prinzessin von Kurland geworden machte mir Freude, als ich es für wahr hielt. Nun verwandelt es sich in eine englische Lehrstunde, bezahlt wie sie mir sagte wie jede andre. Diese Bezahlung, über die ich also auch besser berichtet bin, schwellt das Gerücht an mit aller Gewalt. Herzlich wünsche ich daß die Frau wenigstens nie Nahrungssorgen empfinde. — Mit

*) Georg Ludwig Spalding, Sohn des Berliner Theologen, Professor am Köllnischen Gymnasium.

**) Rahel.

andern Empfindungen als der Eitelkeit lese ich jetzt Tiedge's Urania; mit Empfindungen eines gutmüthigen Neides, oft auch einer mir entschiedenen Inferiorität. Nicht allein strahlt eine durchaus schöne Seele aus diesem gefühlvollen frommen Gedichte, sondern auch eine hohe Bildung der Sprache und Versification. Ob wahre Poesie darin sei, kann ich, wie Sie wissen, nicht beurtheilen. Aber nächstens werde ich den Verf. besuchen und ihm für sein Werk danken. Die Materien dieses Gedichtes begeisterten mich zu einer Epistel, die ich beilege. —

Schleiermacher an Georg Reimer.

(Stolp 1803.)

— Wenn nicht Herz gestorben wäre und ich in Sorgen lebte um Eleonoren so würde ich weiter sein. Mein Gemüth ist auf mannigfache Art sehr bewegt und es giebt viele Stunden wo ich nicht arbeiten kann. Hoffentlich wird alles dieses glücklich vorübergehen; es ist eine schwere Zeit für mich, lieber Freund. — In der Mitte des künftigen Monats muß ich auf einige Tage verreisen; ich hoffe Dir noch vorher das Ende des ersten und den Anfang des zweiten Buches zu schicken. Ohnehin ist nun das Trockenste Gott sei Dank überstanden. Laß Dir noch einmal Leonoren [Grunow] empfohlen sein. Sie ist nun noch mehr verlassen da die Herz in eignen Verwirrungen lebt und ihr weniger wird hülfreich sein können. Lebe wohl, theurer Freund, und habe einiges Mitleid mit

mir; ich bedarf dessen. Deiner Geduld nicht zu bedürfen will ich mein Bestes thun.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Paris, den 5. Mai 1803.

— — Ich werde Dir recht oft schreiben. O wärest Du doch da! — Ich wünschte mehr als ich sagen kann Eleonoren zu sprechen. Sie erschien mir so einleuchtend, so klar, daß ich glaubte, alles was sie thun würde, müßte ich auch gewiß gleich verstehen können. Nun möcht' ich gern von ihr selbst wissen, wie sie es eigentlich meint, was sie sich sagt und wie es gekommen ist.

Lebe wohl, herzlich geliebter Freund. Hier ist nichts gut als die Kunst und die Gelehrsamkeit. Das Orientalische absorbirt mich zu Zeiten ganz. Ich hoffe immer noch, Du wirst Dich zu seiner Zeit schon zur Europa herablassen. Aber die Recension des Alarkos laß mich besonders bald lesen, darauf wär' ich sehr begierig.

Schleiermacher an Georg Reimer.

Ohne Datum.

— Ich bin jezt nachdem meine Reisen überstanden sind stark im dritten Buche der Kritik und hoffe sie um so eher in einem Strich zu beendigen da aus meiner Reise nach Rügen wol nichts werden wird. Warum wird Dir die Herz sagen können. Ich werde nun mein Bestes thun damit mir der Minister den Urlaub auf

künftiges Jahr verspare und dann wird es um so schöner sein wenn wir Alle zusammen sind — bis auf die arme Eleonore! Wenn es nicht allen Büchern so gegangen ist wie meiner Kritik, sondern die beiden Theile des Athenäum, der vierte Theil von Tennemann's Geschichte der Philosophie und das spanische Theater wirklich erschienen sind, so rechne ich darauf nächstens eine Sendung von Dir zu erhalten. —

Schleiermacher an Georg Reimer.

[Sept. 1803.]

Seit dem Abgang des letzten Restes der Kritik habe ich eine erneuerte Hoffnung Deines Besuchs bekommen. Daß ich Dir nun doch noch einmal schreibe geschieht vornehmlich weil ich wünschte daß Du mir einige Sachen, die ich zum Plato nothwendig brauche, noch baldmöglichst besorgtest, weil ich nicht weiß ob ich mich nicht auf Einiges schon in der Einleitung beziehen muß an die ich gern bald im Ernst denken möchte. — Meine Lust zum Plato wächst täglich ohnerachtet mir auch die Schwierigkeiten näher kommen, und ich fühle bestimmt daß es das nüzlichste ist was ich thun kann. Es ist nicht nur am Plato selbst gar Vieles aufzuklären, sondern der Plato ist auch der rechte Schriftsteller um überhaupt das Verstehen anschaulich zu machen, worin doch die Leute sehr zurück sind. Ich selbst gewinne sehr dabei daß mir meine Einstimmungen und Abweichungen von Plato immer klarer werden, und so wird auch dasselbe Vergleichen

in Absicht auf die Kunst und den Styl eine besondrer Gewinn für die Keime meiner Dialogen, wenn aus diesen noch etwas wird. Kurz lieber Freund wenn Du kommst und einige Spuren von Leben in mir findest, so schreibe es dem zu, daß Du dieses Werk wieder belebt hast. — Ich hoffe Du wirst in diesen Tagen auch die von ihren Wanderungen zurückgekehrte Herz sehen. Kürzlich habe ich einen großen Brief von ihr gehabt, der mir Freude gemacht hat. Die Reise hat ihr gut gethan; sie bedurfte in der That so etwas. Es giebt doch gewisse Arzneien die man sich appliciren kann für das Gemüth. Die rechte Hülfe muß freilich immer von innen her kommen; aber um äußere Hindernisse zu beseitigen sind doch auch äußere Gegenmittel sehr gut zu gebrauchen, nur müssen sie mit Bewußtsein genommen werden und mit Absicht. Dein Herkommen wird mir auch eine Arznei sein, ich fühle die guten Wirkungen davon schon im voraus. Mein Glauben ist aber noch nicht recht fest; und solltest Du es doch noch unmöglich finden so laß Dirs ja nicht leid sein mir eine vergebliche Hoffnung gemacht zu haben. Es ist doch etwas gutes darin: denn schon Dein freundlicher Wille dessen Bewußtsein mir doch bleibt hat eine bedeutende Wirkung gethan. Meine Gesundheit geht leidlich und hindert mich jezt wenig mehr am Arbeiten. —

[Sept. 1803.]

— Sehr verlangend bin ich bald zu hören was es mit Friedrich eigentlich giebt. Jede neue Wendung

seines äußeren Geschicks macht mich nur trauriger und ich denke was für unangenehme Verhältnisse ihm bei seiner Rückkehr nach Deutschland entgegenströmen werden. — Gäbe es doch irgend einen Kanal um ihm eine mäßige Sine cure place zu verschaffen, deren wir doch genug haben. Aber daran ist leider nicht zu denken. Die Art wie er sich quält, wie die Welt und seine Freunde seines Daseins nicht froh werden, und das Aeußere doch auch auf seinen Geist einen offenbar nachtheiligen Einfluß hat, drückt mich oft mehr als mein eignes Elend. An mir zweifle übrigens nicht lieber Freund; ich bin schon ganz eingewöhnt mit meinem Schmerz, und gehe ordentlich mit ihm um. Das ist ja alles was Du verlangst, und mehr läßt sich auch wol nicht thun. — —

Schleiermacher an Reimer.

Stolp, den 1. Februar 1804.

— — Von der Würzburger Angelegenheit bist Du durch die Herz und Spalding unterrichtet, so weit ich es selbst bin. Auch werden Dir beide wol gesagt haben, wie meine Berlinischen Verhältnisse gar nicht von der Art sind daß sie mich bewegen könnten einen solchen Antrag auszuschlagen. In jeder von den Hinsichten die gewöhnlich in Anschlag gebracht werden ist auch wol wenig dagegen zu sagen, dennoch ist mir herzlich wunderlich zu Muthe, und ich wünsche oft, der ganze Antrag wäre mir gar nicht gekommen. Ich fürchte ich passe nicht in das ganze akademische Wesen;

das Kollegienlesen welches freilich die Hauptsache ist möchte wol noch leidlich gehen, wiewol es mir auch noch ein ganz fremdes Feld ist: aber die Verhältnisse mit den Herrn Kollegen die es gewiß so jung die Akademie noch ist an mancherlei Factionen nicht werden fehlen lassen, zwischen denen man dann mitten inne steht, auf alle Weise verrathen und verkauft! Dann ist mir Schelling mit seiner liebeleeren Weisheit, denn anders hat sie mir noch nicht erscheinen wollen, und seinem ganzen Schreckenssystem ein unangenehmer Nachbar. — Ferner wird nun wieder das Geschrei von Parteiwesen welches in Beziehung auf mich eine Zeit lang geschwiegen hatte und wol je länger je mehr verstummt sein würde, sich aufs Neue vernehmen lassen, und ich lese schon im Geiste die saalbadernden Anmerkungen des Freimüthigen, der A. D. Bibl.*) Endlich fürchte ich wird auch bei dem Amte selbst wenig Freude sein, wenn die Stimmung der sich dort versammelnden Jugend so ist wie ich sie mir denken muß. Diese lezte Betrachtung würde vielleicht überwiegen, wenn nicht eben meine hiesige Lage so schlecht hierin wäre, daß ich mich nur verbessern kann. Einsam werde ich gewiß dort auch leben, wenigstens zeigt mir keine wohlthätige Ahnung irgend einen Menschen dort an den ich mich würde anschließen können, aber theils wird die Natur und, ich rechne darauf, auch die mehrere litterarische Bequemlichkeit die Einsamkeit erträglicher machen, theils rechne ich viel auf die halb-

*) Allgemeine Deutsche Bibliothek Nicolais.

jährigen Ferien, die mich, etwas verlängert, gewiß manchmal nach Berlin führen würden.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Paris, den 20. März 1804.

Herzlich geliebter Freund, unter den Freuden, die ich hier entbehren muß, ist auch die mit zu rechnen, daß ich dem Briefwechsel mit Freunden ganz entsagen muß. Zu viel sind der unangenehmen Geschäftsbriefe, die ich schreiben muß, zu viel der Sorgen und Störungen, und besonders seit ich nicht glaube mehr lange in Paris zu bleiben, oder doch dessen nicht gewiß bin, bin ich zu sehr beschäftigt, die Manuscripte noch recht zu nutzen. Obgleich nun keine Zeit erfordert wird einen Brief zu denken, so ist es doch anders mit dem Schreiben; besonders wenn man so viel zu copiren und zu schreiben hat, daß oft die Hände erlahmen und die mechanische Unmöglichkeit eintritt, weiter zu schreiben. Auch heute schreib' ich eigentlich nicht, sondern kündige nur an, daß ich vielleicht bald mehr werde schreiben können. Wir bringen das Frühjahr am Rheine zu, in Cöln (meine Adresse daselbst ist bei Herrn Sulpicius Boisserée); vielleicht auch den Sommer. Dahin schreibe mir, und gieb mir Deine direkte Adresse; so läßt sich ein directer Briefwechsel von da aus vielleicht besser führen als von hier.

Bis jetzt ging es uns leidlich. Das schlimmste ist daß leider meiner Frau Gesundheit hier merklich schlechter geworden; auch jetzt leidet sie sehr und kann

Dir heute nicht schreiben. Daß ich Indisch gelernt, weißt Du vielleicht schon. Ueber alle Hauptsekten der indischen Philosophie sind ausführliche Werke hier, zum Theil sogar die ersten Quellen; wieviel ich aber davon noch copiren und mit mir werde fortnehmen können, weiß ich noch nicht. Bis jetzt habe ich mich, der nothwendigen Methode streng folgend, noch gar nicht darum bekümmern können.

Deine Kritik der Moral ist das erfreulichste und wichtigste was ich noch seit meiner Entfernung aus Deutschland erhalten habe. Der Styl ist vortrefflich, gebildeter als in irgend einem wissenschaftlichen Werke der neueren Zeit. Inwiefern ich im Inhalt unbedingt oder bedingt mit Dir übereinstimme, weißt Du selbst zu gut, als daß ich darüber noch schreiben sollte. Könnten wir nur einmal wieder zusammen symphilosophiren, und besonders zusammen sein und leben. Jene Gegenden, ja auch Berlin, werde ich wohl so bald noch nicht wiedersehen. Aber bist Du denn so unabänderlich an Staat und Stand gefesselt? Wie immer wir in eigner Noth ganz andrer Art an Dein inneres Misverhältniß gedacht und uns darum gegrämt haben, kann ich Dir nicht sagen. Schreib uns ja recht bald und recht viel.

Mit dem Plato bist Du hoffentlich nun ordentlich organisirt. Der Himmel gebe nur daß Dich dies nicht allzusehr von eignen Arbeiten abhält. Was kannst Du nicht für deutsche Sprache und Styl noch thun; auch solltest Du Dich der höheren Speculation und Philosophie nun ebenso annehmen. Das thäte

unendlich Noth und keiner kann es wie Du. Daß Du für die Europa gar nichts geben willst, schmerzt mich sehr, ich kann es nicht leugnen. Wilhelm ist der einzige meiner Freunde, der in der Entfernung auch von dieser Seite durch treue Theilnahme mich aufrecht erhalten und erfreut hat. Kann ich von Deinen Versen gar nichts zu sehen bekommen, und ist wenigstens von diesen nichts für den Druck bestimmbar? Arbeitest Du an der neuen jenaischen Zeitung mit? Unstreitig hat man Dich so lange geplagt, bis Du es gethan. Thu es nur nicht mehr als billig! Freilich kann man nach einem Werke wie die Kritik der Moral ausruhen, aber doch auch nicht zu lange. Wann werden wir uns wiedersehen? Schreib mir auch von Eleonore. Ich kann nicht aufhören, den herzlichsten Antheil an ihr zu nehmen, und mit Liebe nach ihr zu fragen, wenn gleich ihr Betragen tadelhaft sein mag.

Graf v. Thürheim an Schleiermacher.

Würzburg, den 4. April 1804.

Es gereicht mir zu einem ganz besonderen Vergnügen, daß ich nunmehr durch höchste Befehle von dem kurfürstlichen Hofe zu München in den Stand gesetzt bin, Ew. Wohlgeboren Dero wirkliche Ernennung zum ordentlichen Lehrer an der hiesigen Schule für das Fach der theologischen Sittenlehre und den gesammten praktischen Theil der Theologie mit einem jährlichen Gehalte von 150 Karolin oder 1650 Gulden rhein. officiell zu eröffnen. Ueberdies wird sich Ew.

Wohlgeboren durch die Theilnahme an den sogenannten Vormittagspredigten bei dem protestantischen Cultus eine schöne Gelegenheit eröffnen, auf einen großen Theil der Publicums auf das vorteilhafteste zu wirken. Nach der in dem gefälligen Schreiben vom 29. Februar enthaltenen Erklärung darf ich der Ehre bald entgegensehen, eine mir sehr interessante persönliche Bekanntschaft zu machen, und diejenige vollkommene Hochachtung zu bethätigen, mit welcher ich beharre ꝛc.

Minister v. Thulemeier an Schleiermacher.

Berlin, den 6. April 1804.

Ew. Hochehrwürden Gesuch als Prediger zu Stolp entlassen zu werden, um die Vocation nach Würzburg annehmen zu können, habe ich Sr. Majestät dem Könige allerunterthänigst vorgetragen. Es ist darauf mittelst Kabinetsordre vom 5. d. M. eine für Dieselben sehr schmeichelhafte Resolution erfolgt. Se. Majestät lassen Ihnen als einem vorzüglichen Kanzelredner, als Geistlichen und Gelehrten alle Gerechtigkeit widerfahren, und haben den Wunsch geäußert, daß Ew. Hochwürden den Ruf nach Würzburg ablehnen möchten, auch mir den Auftrag ertheilt, Ihnen eine angemessene Zulage und die Aussicht einer guten Predigerstelle in Berlin zu versichern. Ich zweifle nicht, daß Sie diese Allerhöchste Königliche Gnade mit Dank und Freude annehmen werden, und stelle Ihnen anheim, ob Ew. Hochwürden mir nicht schleunig die Kurfürstlich Pfalz-Bayerische Vocation in originali

übersenden, oder wenigstens den Inhalt mittheilen wollen, damit Se. Majestät der König beurtheilen können, welche Zulage Denenselben zu einer genügenden Entschädigung bewilligt werden könnte. Ich verbleibe ꝛc.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Frankfurt a. M., den 5. October 1806. *)

Geliebter Freund, ich hoffe Du hast meinen Brief vom 17. September aus Würzburg erhalten. Obgleich Raumer in den jetzigen Umständen wohl seine Reise wird aufgeschoben haben, so schreibe ich doch noch einmal, um jedes neue Misverständniß zu verhüten. Ich reise morgen nach Cölln, also müßten wir uns dort treffen, wenn Dein Freund die Reise doch noch machen wollte; würden auch dort sehr ruhig und ungestört zusammen leben können. Steffens danke ich herzlich für seinen gütigen Brief und für die Bekanntschaft mit dem vortrefflichen Klinger, die er mir verschafft hat. Ich habe diesen beredet mit mir nach Cöln zu gehen, und so habe ich den Trost einer angenehmen Reisebekanntschaft, da mir sonst fast nichts nach Wunsch gegangen ist. Bei Hardenberg lebte ich froh; jetzt bin ich aber sehr besorgt, daß er großen Schaden leiden wird.

Was Du mir über meine Bestimmung schreibst, hast Du sehr Recht; ich fühle es klar, wie es einzig

*) Auf dem Rückweg von Unterzell nach Cöln geschrieben, von wo dann Schlegel wiederum eine halbjährige Reise nach Paris und zu Frau von Staël machte.

mein Beruf ist, der Schriftsteller, Dichter, Geschichtschreiber der Nation zu seyn. Aber noch ist das keiner vor dem funfzigsten Jahr geworden, und ohne brüderliche Mithülfe. Jenes Gefühl hält mich aufrecht, aber wenn mich immer nichts anweht als die tödtende feuchte Nebelkälte der Gleichgültigkeit, so muß ich wohl endlich erschlaffen, wäre das Herz auch eitel Flamme und die Brust mit dreifachem Erze umkleidet. Du schilderst mir die Gemüther in Halle sehr schön; man hat aber außer dem reinen Gemüth auch noch andre Eingeweide im Leibe, als ein Herz, ja andre noch niedere und doch auch nothwendige.

Du mußt mir jetzt einmal thätig helfen. Meine Lage ist nun nach drei Jahre langer Anstrengung endlich die, daß alle meine wesentlichen Plane mißlungen sind, alle Hülfsmittel für jetzt abgeschnitten, nicht auf 14 Tage mehr zu leben, und keine Aussicht für den Winter, Schulden an sich nicht viele, aber doch für meine Lage drückend genug. Du bist frei, unabhängig, in einer guten Lage. Vielleicht kannst Du mir helfen. Weißt Du mir 30 bis 40 Friedrichsd'or auf keine andre Sicherheit als mein Leben und Deine Empfehlung für zwei oder doch für ein Jahr zu schaffen, so ist das meiste geschehen. Denn wenn ich nur bis zum Frühjahr durchkomme, so will ich mir dann schon wieder eher helfen. Ich sollte eigentlich sagen, hilf mir, Du mußt, wenn Du aber glaubst, daß ich es nicht sagen kann, so erspare mir wenigstens den Erweis der Unmöglichkeit. Vor allem aber, daß keiner etwas davon erfährt, auch die Herz und auch meine Schwester

nicht, noch weniger andre, da ich nicht bedauert seyn mag von solchen, die mir doch eigentlich nicht helfen wollen. Kannst Du das nicht, so thu wenigstens etwas und borge mir aus Deinen Mitteln 10 oder 15 Friedrichsd'or; dies wirst Du doch wohl können. Meine Verlegenheit ist unbeschreiblich groß. Antworte mir gleich nach Cölln; die Communication dahin wird gewiß nicht gesperrt. Von Wilhelm habe ich lange nichts gehört; er reist immer noch im Innern Frankreichs herum, und auch die Hoffnung ihn jetzt wieder zu sehen ist mir genommen; ich weiß kaum wo er jetzt ist. Ich denke fast gewiß im Frühjahr nach Sachsen zu kommen, vielleicht aber, wenn die Umstände es erlauben, komme ich schon sobald Frost und Schnee die Wege wieder geebnet haben. Antworte mir bald.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

Cöln, den 23. Juni 1807. *)

Der Brief, den ich Dir, geliebter Freund, aus Frankfurt schrieb, beantwortete sich freilich sehr bald von selbst durch die Wendung der Begebenheiten, so daß ich auch gar keine Antwort weiter darauf erwartete. Indessen danke ich Dir herzlich für Deine freundschaftliche Theilnahme. Möchte Dein wackerer Freund nur nicht so sehr an seinem Vermögen leiden, als leider wohl unter diesen Umständen zu besorgen ist!

*) Beantwortet den 1. August 1807. Randbemerkung Schleiermachers. Inzwischen war Schleiermacher nach der Auflösung von Halle nach Berlin übergesiedelt, Fr. Schlegel seit Mai von Paris nach Cöln zurückgekehrt.

Mit mir ging es auch anders als ich dachte, und wenigstens leidlich gut. Ich nahm die Einladung an, den Winter bei der Frau von Stael zuzubringen, und da ich Gelegenheit fand mich durch eine Vorlesung nützlich zu machen, so konnte ich denn meinen Aufenthalt dort auch für den äußeren Vortheil benutzen. Indessen war die lange Trennung von meiner Frau hart; mir ward sie mehr ersetzt als ihr, da ich Wilhelm vor meinen Augen wieder besser werden, und durch meinen Umgang erheitert wieder arbeiten und dichten sah. Seine Comparaison de la Phedre de Racine et Euripide erwarte ich mit jedem Posttage. Aus Paris schrieb ich Dir nicht, denn von so weit her berechnet man immer das Postgeld. Doch ist Deiner daselbst oft gedacht worden, besonders auch mit Klinger, den ich sehr liebgewonnen und an dem ich mir einen wahren Freund erworben habe. Dich verehrt er sehr. Seit sechs Wochen bin ich zurück, arbeite ununterbrochen, und bin recht herzlich froh wieder bei meiner Frau zu sein. Auch wird mir jedesmal recht leicht zu Muthe, wenn ich wieder Deutschland betrete, den alten vertraulichen Klang der bekannten Worte wieder höre und in die vaterländische Sitte und Lebensweise wieder eintrete. Die Leute hier haben einen ganz neuen Eifer für Alterthümer und Kunstsachen bekommen; es sind kürzlich einige große Glasgemälde aus dem Schmutz ans Licht gekommen, die in der That dem Größten an der Seite stehen können, was je die Kunst hervorgebracht. Endlich bin ich mitten in meinem indischen Werk; das schwerste ist überstanden, und ich hoffe es

am 1. August vom Herzen zu haben. Dann will ich ein Drama dichten. Bis jetzt kann ich Dir nichts von mir anweisen als Rostorfs Dichtergarten, worin eine ganze Menge neuer Gedichte von mir sind; es waren noch viele andre mit jenen zugleich gemacht, die aber jetzt zurückbleiben mußten. Ich habe viele Exemplare hier und schicke Dir gern eins; wie ist es aber bei der weiten Entfernung zu machen, da man das Postgeld so sehr fürchten muß. Fällt es Dir in die Hände, so lies es zur guten Stunde in Freundes Andenken. Ist Dirs gelegen über diese oder andre Erzeugnisse und Arbeiten von mir ein paar Worte in einer Zeitung zu sagen, so geschieht mir allemal ein großer Gefallen damit. Man verlangt in der Entfernung immer noch Zeichen des Nochlebens und Nichtvergessenseins. Ich bin äußerst begierig Dein Werk über den Apostel Paulus zu lesen; ich bitte Dich trage dazu bei, daß Reimer es mir bald schickt. Ueberhaupt erzeige mir die Freundschaft und schreibe mir recht bald, und theile mir dabei auch von litterarischen Nachrichten mit, was Du weißt. Ist es wahr, daß Fichte in Memel ist, und wie ist er da? Entspricht die Niobe von Schütz einigermaßen dem was seine ersten Versuche versprachen? Es kommt Dir vielleicht sonderbar vor, daß ich nach diesem noch so späte Nachfrage halte; aber ich kann nicht von alter Erinnerung lassen.

Nun sollte ich noch den wichtigsten Theil Deines Briefes beantworten. Aber es wird sich schriftlich nicht gut thun lassen. Nur das eine will ich Dir sagen, wenn Du einige Begebenheiten recht vollständig

kenntest, so würdest Du doch etwas anders urtheilen, wenigstens den Katholiken nicht zuschreiben, was den Freimaurern, den Juden noch mehr, am meisten aber der Gesinnung nach wohl eigentlich den Türken angehört. Es läßt sich nur unter vier Augen darüber sprechen; sobald man einen dritten ungebetenen Gast ahndet, ist Freud' und Freiheit weg. —

Du willst durchaus Urtheil, auch Tadel über die Weihnachtsfeier haben. Nun weil Du es denn verlangst, so will ich Dir sagen, es scheint mir, Du hättest der Personen fast zu viel für ein so kurzes Ganzes. Hüte Dich auch im Styl nicht allzukünstlich zu werden. Schreib mir ein Wort über Corinna, wenn Du Zeit hast sie zu lesen. Begierig bin ich wie Dir meine metrischen Uebersetzungen aus dem Indischen gefallen werden, in Sprache und Styl. Ich habe schon oftmals eine rechte Herzensangst bekommen, es möchte mir zur Strafe Vossisch geworden sein; ich frage jeden, den ich zu fassen kriegen kann, ob dem so ist. Schreib mir doch, wenn Du es weißt, ob Raumer noch in Freiberg ist.

Wien, den 22. April 1813. *)

— — Du wirst nun gern von hier Nachricht haben wollen, aber die kann ich Dir eben darum nicht geben, weil gerade dies die Tage der Entscheidung sind. Daß Schwarzenberg in Paris sehr schlecht aufgenommen

*) Seit 1809 war Fr. Schlegel im Hauptquartier des Erzherzogs Karl angestellt.

worden ist, erfahren wir soeben; die ganze diplomatische Filigranarbeit bewaffneter Neutralität und Vermittlung dieses Winters, dieses saubre Kunstwerk, ist mit einemmale in den Dreck gefallen! Den Commentar darüber kann ich mir ersparen. Was unser Entschluß seyn muß, kann eigentlich nicht mehr zweifelhaft seyn, aber freylich kommt in einem solchen Moment viel auf die Zeit an; einmal versäumt wird sie nicht wieder eingebracht. Wie sehr ich gewünscht habe, in Breslau, in Berlin zu seyn, oder jetzt in Dresden, das darf ich Dir wohl nicht erst sagen. Indessen darf ich doch nicht so geradezu meinem Wunsche gemäß auf und davon gehn; ich muß mein hiesiges Verhältniß dabei berücksichtigen. Am liebsten ließe ich mich von hieraus officiell ins russische Hauptquartier mitnehmen. Doch das ruht noch im Rathe der Götter. Mir wäre es sehr lieb, wenn ich einen Brief von Dir erhielte, recht bald und ausführlich, Deine ganze Ansicht der Sache und ihres Standes. Es schien mir diese Zeit die beste und fruchtbarste, eine lange unterbrochene Mittheilung wieder anzuknüpfen.

Schreibe mir aber ja nicht mit der Post, sondern durch Gelegenheit, oder durch die preußische Gesandtschaft unter Couvert an Humboldt. An dem Concordat ist kein wahres Wort. Von Philipp (Veit) haben wir aus Breslau vom 12. April recht gute Nachricht; er geht zu dem Lützowschen Corps oder unter die sogenannten Schwarzen.

Ungedruckte Briefe von Henriette Herz.*)

An Herrn Dr. Beer in Glogau.

Berlin, den 18ten August 1791.

Wie können Sie, lieber Beer, so ängstlich thun, daß Sie keine Briefe von uns haben? Sie würden es gehört haben, wenn einem von uns etwas Unangenehmes begegnet wäre. Daß die Mutter Ihnen nicht schreibt, davon weiß ich keinen Grund, ich habe sie mehrere Male daran erinnert, und ihre Antwort war immer: ich weiß nicht, was ich schreiben soll. Sie wissen, daß ich mich überhaupt nicht gerne mit ihr einlassen und über Sie am wenigsten, denn da stoßen wir immer zusammen. Ich für mich bin jetzt so wenig zum Schreiben aufgelegt, daß ich recht eigentlich meine Briefwechsel vernachlässige, die Menschen böse mache und dann doch wieder schreibe, um sie gut zu machen.

Ich bin jetzt selten verdrüßlich, aber doch nicht ruhig, und das ist mir sehr lieb, wenn ich mich erst ruhig fühlte, dann würde ich mich für alt und abgestumpft halten, ich muß, um aufrecht zu bleiben,

*) Ich verdanke diese Briefe der Liebenswürdigkeit des Herrn Verlagsbuchhändlers Felix Lehmann, dessen Vater Joseph Lehmann, der Begründer des „Magazins für Literatur", zu den Freunden von Henriette Herz gehörte.

immer etwas haben, das mich quält und drückt, jede kleine Erleichterung ist mir dann Freude, die ich doch nicht fühlte, wäre ich ununterbrochen froh. Wie schön man raisonieren kann, wenn man gerade froh ist, wie ganz anders hätte ich vielleicht geschrieben, wenn ich trüber Laune wäre, und doch bin ich auch heut nicht ganz froh, es ist immer noch ein Winkelchen in meinem Herzen, in dem es dämmert, und das nur in wenigen Momenten meines Lebens durch einen Sonnenblick erheitert ward und auch jezt selten es wird.

Leben Sie recht wohl, lieber Freund, und seien Sie nicht so ängstlich, wenn ich ein wenig faul im Schreiben bin; alle, die Sie haben, grüßen Sie wieder. Die Veit läßt Ihnen sagen, daß Sie nicht eher auf einen Brief von ihr rechnen sollen, bis sie entbunden ist. Sie ist zwar so ziemlich gesund, leidet aber dennoch viele Beschwerden.

Leben Sie wohl. H. Herz.

Sie sehen aus dem Datum des Briefes, daß ich ihn schon vorigen Posttag zu schreiben anfing.

Die Mutter ist mit den beiden Schwestern und — (?) in Prenzlau.

Ich stehe schon mit einem Fuße im Wagen zu einer eintägigen Lustreise nach Freyenwald, und Sie sind der einzige, von dem ich bei diesem Spaziergang förmlichen Abschied nehme, damit ich Ihnen doch etwas

zu schreiben habe, wonach Sie so sehr bangen. Leben Sie recht wohl und glücklich, geben Sie uns fleißig Nachricht von Ihren Fortschritten, ohne sich an meine Saumseeligkeit im Schreiben zu kehren. Sie sollten mich Nachlässigen von dieser Seite kennen.

Den 16ten Aug. 1791

Der Ihrige
M. Herz.

Werther Herr Lehmann!

Seit längerer Zeit schon hatte ich den Wunsch und den Vorsaz, zu Ihnen zu kommen, um Sie um eine Güte für den Überbringer dieser Zeilen zu bitten — Hize aber hielt mich früher davon ab und jeßt unfreundliches Wetter, und es nicht länger verschieben wollend habe ich mich entschlossen, Ihnen zu schreiben und in diesen Zeilen niederzulegen, was ich Ihnen gesagt haben würde.

Der Student Meier, der Ihnen diese Zeilen bringt, ist sehr arm und strebt allein danach, sich seine Subsistens selbst zu verschaffen, was nur dadurch geschehen kann, wenn er in den Stunden, welche sein medicinisches Studium ihm freiläßt, sich mit Übersezungen oder Correcturen so viel verdienen kann, daß er dürftig leben und sich kleiden kann — daß er die Fähigkeit dazu hat, wird mir von mehreren Seiten gesagt — auch Madame Levy interessiert sich für ihn, und wenn Sie sie sehn, wird sie Ihnen gerne über ihn sprechen. — Der junge Mann heißt Meier und hat den Ruf eines fleißigen, sittlichen Menschen — seine Schulstudien hat

er längst vollendet, und in 18 Monaten will er promovieren, bis dahin will er auf alle Weise arbeiten, um sich zu ernähren, will arbeiten, nicht Stipendia nehmen — und Sie, lieber Herr Lehmann, haben es ja wohl reichlich in Ihrer Hand, dem wackeren jungen Mann beizustehen und zu helfen: — grüßen Sie ihn, und können Sie ihn gebrauchen, so thun Sie ein gar gutes Werk.

Ich bitte Sie, mich Ihrer lieben Frau recht angelegentlich zu empfehlen, noch hoffe ich, sie zu sehen, ehe sie das Haus hüten muß — verzeihen Sie meine Zudringlichkeit und zürnen mir nicht.

Ihre ergebene
H. Herz.

Den 18ten Juni 42.
Thiergartenstraße Nr. 18.

Register.

Engelhard-Reyhersche Hofbuchdruckerei, Gotha.

100